Das Licht der Heimat

Roman
von
AUG. HINRICHS

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

August Hinrichs:

Das Licht der Heimat

11.–15. Tausend

H664k

AUGUST HINRICHS

Das Licht der Heimat

Roman

188722
4/4/2

VERLAG QUELLE & MEYER / LEIPZIG

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1920 by Quelle & Meyer, Leipzig
Einband- und Titelzeichnung von Paul Hartmann

Druck der Buchdruckerei Gutenberg Albert Paul, Leipzig

Germany

Klirrend schlug der Voßbauer einen Taler auf den Tisch, und die quäkenden Klarinetten und Trompeten schmetterten einen neuen Tanz heraus.

Auf der breiten Diele, über deren Mitte die aus Grün geflochtene, mit bunten Bändern geschmückte Brautkrone hing, wirbelten die Hochzeitsgäste durcheinander.

Die Mädchen zögerten, ehe sie ihren Tänzern folgten und blickten wartend auf den Voßbauern am Musikantentisch; aber der, lachend und übermütig, sah über alle hinweg. Und jetzt, während das Gewoge schon die Diele füllte, ging er hindurch, mit kräftigem Arm die Tanzenden beiseite schiebend, und bahnte sich einen Weg nach der anderen Seite.

Ein paar Mädchen wurden rot vor Freude, als er auf sie zukam, aber er ging an ihnen vorbei, schob eine Bank fort und stand plötzlich vor dem großen Tisch im Unterschlag, an dem die Brauteltern mit der Pastorenfamilie und anderen Ehrengästen saßen.

Man schwenkte ihm die Gläser entgegen und schob ihm einen Stuhl zu, aber er achtete gar nicht darauf, pflanzte sich gerade dem Pastor gegenüber hin und lud mit einer leichten Verbeugung das neben diesem sitzende junge Mädchen zum Tanz.

Das war Meta Heyen. Sie war groß und schön, mit braunen Augen und einer hohen weißen

Stirn, die noch heller leuchtete, da die dunkeln Zöpfe wie ein Kranz darüber lagen.

Die Pastorin wandte den magern Hals und kniff unwillig die Lippen zusammen, das Mädchen sah sie fragend an und stand unsicher auf, da nahm der Voßbauer sie auch schon in den Arm und wirbelte mit ihr davon.

Alle sahen den beiden nach.

Ja, das war ein Kerl, der Voßbauer! Groß und wie eine Tanne gewachsen, den Kopf lang und schmal, und Kinn und Nase kühn und kantig, als wärs aus Holz geschnitten.

Wie kraftvoll er seine Tänzerin herumschwang! Auch die war groß und schlank, dennoch sah er auf ihren braunen Scheitel herab.

Aber sie hing ihm nicht so willig im Arm, wie sonst wohl die Mädchen; fast schien es, als sperrte sie sich ein wenig. Er faßte sie fester an, da sah sie prüfend in sein Gesicht — das strahlte sie an, lachend, sicher und froh; ein paar Sekunden tauchten ihre Augen ineinander, dann senkte sie die Wimpern — das Blut stieg ihr langsam in die Backen.

Um des Voßbauern Lippen zuckte es auf, er zog sie näher und fühlte den Widerstand schwinden. Rascher wirbelte er sie herum, schuf sich mit kräftigen Stößen Platz und tanzte quer durch die Mitte.

Jetzt waren sie gerade unter der bunten Krone.

Da stieß er einen Jauchzer aus, stampfte mit beiden Füßen gewaltig auf die Diele und hob mit

mächtigem Schwung seine Tänzerin empor, daß sie oben die flatternden Bänder berührte.

Mit einem schmetternden Tusch schloß die Musik.

Ja, der Voßbauer war ein Ganzer. Ein Kerl wie ein Baum, und einen Hof besaß er, wie weit und breit kein zweiter stand. Das war schon eine Ehre, mit ihm zu tanzen. Alle traten willig zur Seite, als er das junge Mädchen zurückführte, nur Harm Folkers stand breit im Weg und rührte sich nicht.

„He, mach Platz!"

„Geh herum!", brummte der.

Das Mädchen sah ihn erstaunt an, da wurde er verlegen und ließ sie vorbei.

Wenn Meta Heyen nachher von ihrem Tisch aus über die Diele blickte, sah sie immer über der bunten Menge den Kopf des Voßbauern aufragen und folgte ihm mit den Augen.

Seit einigen Wochen erst war sie im Dorf, und dies war das erste Mal, daß man sie auf einer Festlichkeit sah. Ihr Vater war ein Vetter des Pastors und hatte eine schöne Bauernstelle gehabt; aber er hatte viel verbraucht, und als er starb, waren nur Schulden da und allerhand Gerede dazu. Da mußte seine Tochter froh sein, daß sie hier bei ihren Verwandten leidlich unterkam.

Jetzt tanzte der Voßbauer wieder vorüber mit einem schmächtigen Mädchen. Das war Dina Geerts, das einzige Kind auf einem großen Bauernhof, und einige wollten wissen, daß der Voßbauer

heimlich mit ihr versprochen war. Sie reichte ihm kaum bis an die Schultern und er sah beim Tanz über sie hinweg nach Meta Heyen. Warum wurde die rot, als er ihr in die Augen lachte?

Schon beim nächsten Tanz stand er wieder vor ihr. Sie sperrte sich nicht mehr, und wenn er sie hochschwang unter der Krone, stieß sie mit dem Kopf ins grüne Gewinde; das machte ihnen keiner nach. Alle brüllten Beifall. Als sie sich wieder setzte, sah sie Harm Folkers in einer Ecke sitzen, und seine Augen sahen sie unverwandt an, traurig und gut, das machte sie ganz verwirrt.

Der Voßbauer kam immer wieder.

Selten war eine Hochzeit so lustig gewesen, und die Musikanten hatten nie so viel verdient wie heute. Dem Voßbauern kam es schon gar nicht darauf an; er opferte einen Taler um den anderen für einen Alleintanz mit dem schönen Mädchen. Wenn er ihr ins Gesicht sah, spürte er wohl, wie scheu und verlegen sie war, und wie ein fast herber Zug um ihren Mund lag. Das reizte ihn dann, und er zog sie beim Tanz noch fester an sich.

Die Pastorin, die in ihrem schwarzen Seidenkleide mit der weißen, gekräuselten Rüsche in all dem Trubel auf ihre Würde bedacht war und noch ebenso steif und feierlich saß wie zu Anfang, kniff die Lippen immer mehr zusammen.

Sie hielt ihre Mädchen stramm im Zügel und erlaubte ihnen nicht allzu viel Vergnügen. Freilich, früher war ihr öfter so ein junges Ding aus

dem Dienst gelaufen, aber sie war eine kluge Frau und nahm jetzt ihre Dienstboten lieber aus ihrer ärmeren Verwandtschaft, — die waren billiger und mußten bleiben.

Am liebsten wäre sie längst mit dem Mädchen nach Haus gegangen; aber der Voßbauer hatte sich hinter den Pastor gesteckt, und wenn sie ihren Eheherrn auch nicht fürchtete, so durfte sie es doch mit dem größten Bauern in der Gemeinde nicht gut verderben.

Da wollte sie die Gelegenheit benutzen, als die auswärtigen Gäste heimfuhren und der Voßbauer just nicht zugegen war.

Aber als sie aus der Tür traten, gabs plötzlich ein gewaltiges Halloh. Da saßen die vier Musikanten draußen rittlings oben auf dem hohen Strohdach der Scheune, ihre Instrumente blinkten aus dem grünen Schatten der Eichen, die sich hoch darüber wölbten. Sie schmetterten den Abfahrenden ihren Abschied nach, und der Voßbauer stand aufrecht vor ihnen und schlug den Takt dazu.

Die Pastorin wollte mit ihren Leuten rasch im Dunkeln verschwinden, aber der Voßbauer rutschte blindlings das steile Strohdach herab und stand plötzlich vor ihnen. Er schrie alle Gäste zusammen und behauptete, daß es eine Sünde wäre, der Jugend die Freude zu verderben und die beste Tänzerin zu entführen.

Er holte die Brauteltern herbei, die bereitwillig versprachen, das Mädchen später sicher heimzuge-

leiten — und so mußte die Pastorin, von allen bedrängt, mit sauersüßer Miene einwilligen und es zurücklassen.

Meta Heyen tanzte an diesem Abend, wie sie in ihrem Leben nicht getanzt hatte.

Alles Spröde und Herbe an ihr schmolz. Ihre Seele, die noch beengt war von den bitteren Erlebnissen der letzten Jahre, vertraute sich dem Leben wieder an. Ihre Augen leuchteten vor Freude, und ihr schöner Körper, der nur den harten Takt der Arbeit kannte, atmete befreit die ungebundene Lust und wiegte sich loser und lässiger im Tanz.

Alle sahen es, fühlten es, wie durstig ihre Augen glänzten. Aber wer sie herumschwenken wollte, mußte rasch zugreifen, sonst konnte er hinter dem Voßbauern hersehn. Dina Geerts saß bleich in der Ecke und hatte rote Augenlider. Zehnmal wollte sie gehen, aber sie konnte nicht, ihr Herz schrie nach dem Einen, der ihr gehören sollte.

Aber der sah nur Meta Heyen, wie sie mit heißer Lust die Freude einsog, wie ihre Brust sich hob, wie ihre Glieder den Takt der Musik aufnahmen. Oh, und doch war es keine von den Demütigen — wie stolz sie den Kopf trug!

Dina Geerts saß da, ganz müde und zerbrochen, — mochte sie! Ein gutes Wort, morgen oder übermorgen, und sie hing ihm wieder am Hals. Aber diese Stolze, Hohe, Feine, die einmal an sich reißen! Dies braune, glänzende Haar einmal mit

heißen Fingern zerwühlen, diese Lippen zerküssen, diesen schlanken Leib umfassen — sein Gesicht spannte sich, sein Lachen wurde eisern — das Herrenrecht brauchen, hart und stolz — das lohnte sich!

Da war keiner, der dem Voßbauern etwas streitig machen konnte. Harm Folkers war ein fester Kerl, aber er tanzte nicht. Er saß stumm an der Seite, und wenn Meta Heyen vom Tanz kam, fühlte sie seinen Blick. Immer sah er sie an, mit tiefen, traurigen, hungrigen Augen. Warum kam er nicht und tanzte mit ihr?

Sein Vater war ein kleiner Heuermann — was wollte er gegen den Voßbauern? Aber seine Augen verschlangen sie. Unbehaglich wandte sie den Kopf.

Ein sieghaftes Lächeln über der bunten Menge — sie tanzte. Keiner wollte heute Schluß machen, aber endlich kam doch der letzte Tanz. Nur noch der Säbensprung. Den tanzte jeder mit der, die einmal die Seine werden sollte.

Dina Geerts reckte sich vor und wartete.

Aber der Voßbauer ging an ihr vorüber. Er stieß zur Seite, was ihn hindern wollte.

Da stand Harm Folkers vor ihm und sperrte ihm den Weg.

„Ubbe," sagte er mit zitternden Lippen, und schwieg wieder.

„Was gibts, Harm?"

„Ubbe, wenn du dich unterstehst —!" Jetzt saßen ihre Blicke ineinander.

„Was willst du? Tanze, Harm, tanze!“

„Ubbe, du weißt, was ich meine —“

„Keinen Schimmer — aber komm, die Mädchen warten, tanze doch, Junge!“

Harms Fäuste ballten sich, seine Zähne knirschten aufeinander. „Wenn du dich unterstehst — und dies Mädchen anrührst — Ubbe — ich leids nicht, hörst du?“

„Hoho — was du dir einbildest! Trinke, Harm und tanze — tanze Junge!“

Er trat lachend vor Meta Heyen.

Dina Geerts kroch wie ein kleiner Vogel ganz in sich zusammen.

Harm Folkers stand und sah ihnen zu. Seine Fäuste lösten sich, seine Arme hingen schlaff herunter. Wie der Voßbauer sie im Arm hielt — er konnte die Augen nicht losbringen davon.

Der Tanz war zu Ende, alles wirbelte durcheinander. Die Brautkrone schwankte von ihrem Haken und wurde an einer Stange befestigt.

Alles drängte zur Tür hinaus.

Er sah vorn den Voßbauern mit dem Mädchen am Arm, hoch schwankte die Krone über ihnen, die bunten Bänder flatterten.

Die Musik schmetterte in die Nacht hinaus, mit Lärm und Lachen stob alles hinterdrein. Altem Herkommen gemäß brachte das junge Volk die Krone nach dem Hause, in dem man die nächste Hochzeit vermutete.

Still lag plötzlich die Diele um Harm Folkers. —

Verlegen strich das junge Ehepaar an ihm vorüber.

Da raffte er sich auf und taumelte hinter den andern her.

Ja, das war ein lustiger Abschluß der Hochzeit gewesen. Jetzt war Meta Heyen mit dem Voßbauern allein. Zerstoben im Dunkel war das junge Volk, um paarweise den Heimweg anzutreten. Bald hier, bald da scholl noch von den andern Wegen ein Lachen, ein Kichern und unterdrücktes Kreischen durch die Nacht.

Sie legte den Kopf in den Nacken, sah zu den Sternen auf und ließ den Nachtwind über ihre heiße Stirn laufen. Es war so schön gewesen, einmal wieder fröhlich sein zu dürfen. Wie lange hatte sie nicht mehr gelacht!

Sie bogen von der Straße in den Weg nach dem Pastorhause. „Endlich!“ sagte er leise und legte den Arm um ihre Hüfte.

Sie ließ es geschehen. Sie hörte noch die Musik und sah mit geschlossenen Augen die bunte Menge.

„Wie schade, daß es zu Ende ist,“ sagte sie.

„Du,“ flüsterte er und bog sich zu ihr nieder, „es ist ja noch gar nicht zu Ende.“

Sie wurde unsicher und strebte hastig weiter, aber er hielt sie zurück. „Bleib!“ „Ich muß jetzt heim!“ „Noch nicht.“ Sie suchte sich zu lösen, aber er faßte ihre beiden Hände und zwang sie, stehen zu bleiben.

„Hast du Angst, kleine Deern?“ flüsterte er und

wollte sie küssen. Sie war jäh empört über seinen Ton und stieß ihn heftig zurück: „Ich wills nicht.“ Wie trotzig das klang!

Er lachte: „Hast du denn überhaupt einen Willen? Das mußt du dir abgewöhnen!“ Sie stampfte mit dem Fuß: „Ich will nach Hause!“

Es reizte ihn, sie zu bändigen: „Du sollst aber noch nicht, hörst du? Ich sag dirs ja, du sollst hier bleiben!“ Sie zerrte an ihren Händen, die er eisern festhielt. „Ich will nicht, ich will nicht.“ „Du mußt aber!“ lachte er. Wie schön es war, diesen süßen Trotz zu brechen, aus diesem stolzen Mädchen ein demütiges Weib zu machen. Behutsam zog er sie näher, wie ein schönes, wildes Tier, das man sicher gepackt hat und an dessen ohnmächtigem Sträuben man sich weidet. Sie erschrak, eine plötzliche Furcht packte sie und ein heftiger Zorn. Ihre Lippen zitterten und ihre Augen sprühten.

„So ists recht,“ lachte er und freute sich über ihren Zorn, der sie beben ließ und ihre Furcht, die sie so reizend machte. Hatten sie nicht alle zuerst Furcht vor ihm gehabt, diese Mädchen, die sich anfangs sträubten und ihm nachher schier zu lange am Halse hingen?

Er schlang die Arme um sie. Aber sie stieß ihn vor die Brust und keuchte: „Was wollen Sie?“

Da reckte er sich: „Mein Recht will ich haben jetzt — oder glaubst du, daß der Voßbauer eine Nacht umsonst tanzt?“ Und plötzlich riß er sie an

sich. Sie stieß einen Schrei aus in furchtbarer Angst, aber er wurde erstickt von seinen jähen Küssen, die ihren Mund zerwühlten. Sie sah dicht vor sich seine Augen, — diese blauen Augen, die sie so seltsam entzückt hatten und in denen jetzt eine wilde Leidenschaft brannte — über ihr schlug die Nacht zusammen, die schwarz und ohne Hilfe war.

Da sprang jäh aus dem Finstern einer heran, sie fühlte sich plötzlich frei und sah den Voßbauern von Harm Folkers zu Boden gerissen. Seine gedrungene Gestalt stand mächtig über dem Liegenden und seine Zähne knirschten — da rannte sie blind durchs Dunkel nach Haus.

* * *

Als Peter Heyen, der Bauer auf Gut Döhlen, gestorben war, hatte seine Tochter ohne Träne an seinem Grabe gestanden. Es war ihr gewesen, als könnte sie jetzt plötzlich die Arme hängen lassen und ausruhen von einer langen, schweren und fruchtlosen Arbeit. Mit Sorgen und Mühen und immer wieder unverzagten Anstrengungen hatte sie den Zusammenbruch hinausgeschoben — jetzt wars zu Ende.

Der alte Heyen war nicht beliebt gewesen bei den Leuten, weil er sein Leben lang jähzornig und unmenschlich stolz gewesen war. Seinetwegen hätte keiner eine Geldkündigung zurückgezogen, er verdarb es mit allen Leuten, wurde verbittert und

ungerecht, und weil ihm am Ende alles fehlschlug, ließ er schließlich seine Tochter wirtschaften, wie sie wollte, zumal er selbst durch einen Schlaganfall ein halber Krüppel geworden war. Der Stolz des Alten steckte auch in der Tochter. Sie wollte es zwingen und hatte es schließlich auch so weit gezwungen, daß man, aus Achtung vor ihr, Gut Döhlen bei Lebzeiten des Alten in Ruhe ließ.

Als aber ein neuer Anfall Peter Heyen ins Grab schlug, schien es allen an der Zeit, jetzt reinen Tisch zu machen mit dem verschuldeten Gut. Der Nachlaßpfleger faßte dazwischen, und es kam schließlich nach langem Handeln ein Verkauf zustande, der gerade alle Schulden deckte und der Tochter nichts ließ als ihr kleines Sparkassenbuch.

Es tat ihr weh, als sie zum letztenmal durch Wiesen und Äcker, Hecken und Büsche strich. Sie biß die Zähne zusammen, als sie abschiednehmend mit der Hand über den alten Hausrat fuhr — aber daß sie jetzt arm, schutzlos und fremd ins Leben hinaus mußte, das kümmerte sie nicht.

Was auch die Leute reden mochten, ihr Name blieb rein, niemand hatte einen Schaden erlitten, und sie konnte den Kopf hoch tragen wie zuvor.

Und so, arm und allein, aber ungebeugt, war sie in das Haus des Pastors gekommen.

Der war ihr ein guter Freund. Er hatte einen immer regsamen Geist, der gerne von einem Gegenstand zum andern flatterte und nicht nur an seinem Amte klebte. Ja, wenn er so dahinging, groß und

etwas vornübergebeugt, die Schultern leicht nach vorn gezogen, den Kopf in den Nacken gelegt und den rötlichen Backenbart vorausgestreckt, hätte ihn niemand für einen Pastor gehalten, eher für irgendeinen unternehmenden Menschen, der es eilig hat, zu seinen Geschäften zu kommen.

Dabei besaß er ein gutmütiges Kinderherz und hatte es als selbstverständlich angesehen, daß Meta bei ihm Aufnahme fand.

Seine Frau war diesmal gleicher Meinung; ihre Gründe waren freilich anderer Natur. Sie war hager und spitz, und wer ihre schmalen Lippen, ihre beweglichen Augen und vor allen Dingen ihre langen, dünnen und knochigen Finger sah, vermutete irgendeine unangenehme Eigenschaft bei ihr. Sie herrschte im Hause und hätte sogar unbedingt geherrscht, wenn nicht der Pastor in seinem arglosen, offenen Gemüt, und von seinem raschen, guten Herzen getrieben, sich öfter zu irgendwelchen Handlungen hinreißen ließ, die einfach durch ihre Unüberlegtheit jeden Widerspruch seiner Frau vergeblich machten.

Ein halbes Jahr nach dem Tode ihres Vaters kam Meta Heyen in dies Haus, und von Anfang an herrschte zwischen ihr und der Pastorin ein stiller und zäher Kampf, von dem der Pastor freilich nichts ahnte.

Das einzige, was das junge Mädchen besaß, war ihr Vertrauen zu sich selbst. Sie stützte sich wohl unbewußt auf ihr reines und unverdorbenes Herz

und bewahrte ihren Stolz. Das gab ihr der Pastorin gegenüber einen sicheren Stand; sie fühlte sich selbst dann, wenn sie kleinlich und geizig behandelt wurde, immer noch innerlich frei und vornehm. Was wollte man denn — sie mochte die schmutzigste Arbeit tun, ein halbes Dienstmädchen sein, sie blieb darum immer noch sie selbst mit ihrem eigenen freien, ungebeugten, stolzen und unabhängigen Sinn. Sie blieb immer Meta Heyen, warf den Kopf in den Nacken und stand aufrecht da. — Und jetzt war sie einfach niedergeschlagen, — herunter gezerrt von ihrem sicheren Stolz und ihrem festen Glauben, zu Boden geworfen und in den Schmutz getreten. Diese Nacht machte einen ganz anderen Menschen aus ihr. Sie war nicht beleidigt, — das war es nicht, — sie war bestürzt, daß sie nur ein Weib war wie andere, ja, viel weniger, nur ein willenloser Gegenstand — nicht mehr ein Mensch.

Als sie nach Haus gerannt war, konnte sie sich nicht zu Bett legen; es war ihr unmöglich, zu schlafen. Sie stieß die Fenster ihres Giebelzimmers weit auf und glaubte gar nicht genug reine Luft atmen zu können. Bis an den Morgen stand sie und dachte nach und kam sich erniedrigt, beschmutzt und erbärmlich vor.

Am anderen Tage hatte die Pastorin allerlei zu mäkeln. Sie schalt Meta, daß sie dageblieben war; der Pastor wollte begütigen, sie stritt gegen ihn an, — all dieses berührte das Mädchen gar nicht. Die Pastorin gebrauchte in ihrem Ärger

böse Worte, aber Meta empfand nichts dabei. Nachher dachte sie darüber nach; wie kam es, daß es ihr so ganz gleichgültig war, wenn die Pastorin sie demütigte und herabsetzte, während das andere, in der Nacht, sie in eine so verzweifelte Scham stürzte?

Und ganz heimlich und bitter erkannte sie: gerade von dem stolzen Voßbauern konnte sie es nicht ertragen, gerade neben dem wollte sie stolz sein. Sie sah ihn über die anderen aufragen; sie hatte gefühlt, wie alle ihn für den Ersten ansahen, alle sich diesem Einen unterordneten. Sein Stolz hatte sie angezogen.

Nie in ihrem Leben hatte sie mit einem anderen so getanzt, nie sich so glücklich gefühlt, nie war sie so froh über einen Menschen gewesen.

Sie hätte ihm die Arme um den Hals geworfen — ja, das hätte sie getan, wahrhaftig! Sie verschränkte die Finger ineinander und hielt die Arme gestreckt von sich — so hätte sie die Arme um seinen Nacken gelegt, so ihn an sich gezogen, wenn er sie erhoben hätte. Er sollte sich nicht vor ihr demütigen, nein — aber achten sollte er sie, ihren Willen, ihr Herz, sie selbst achten!

Was hatte sie getan, daß er sie so behandeln durfte? Sie biß im Krampf die Zähne zusammen.

Hilflos und unglücklich war sie — konnte sie jemals ihren Kopf wieder hochtragen?

Mitten in diesen Gedanken, die sie nicht losließen, sah sie von ihrer Arbeit im Garten auf, —

ein scharfer Schatten lag plötzlich vor ihr auf dem hellen Sonnenschein.

Entsetzt, empört sprang sie hoch. Er, er selbst stand vor ihr, wagte es, ihr wieder unter die Augen zu treten. Wie eine glühende Lohe schlug der Zorn in ihr hoch.

Unwillkürlich, als er ihr seine Hand entgegenstreckte, wich sie zurück. „Ich komme um Abbitte zu tun, Meta. Es tut mir unendlich leid —" Da fuhr sie ihn an: „Wie können Sie wagen, hier einzudringen — wollen Sie mich auch hier — überfallen — wie in der Nacht?"

Er hielt ihrem sprühenden Blick stand.

„Meta, ich habe Ihnen bitter unrecht getan, das weiß ich — und bin gekommen, um es gut zu machen." —

Schmerzvoll zuckte sie auf: „Gutmachen? Läßt sich das gutmachen, was Sie mir getan haben? Ich hab an Sie geglaubt. — Daß Sie gut wären, glaubte ich, wie andere Menschen; und jetzt weiß ich, wie bodenlos schlecht einer sein kann."

„Ich will mich nicht entschuldigen, aber Sie sollen mich wenigstens anhören" —

Da fuhr sie auf, daß er erschrak vor ihrer Leidenschaft: „Ich soll? Und ich wills nicht, nichts will ich hören, kein Wort. Oder glauben Sie, mich zwingen zu können?"

„Könnt ichs!" dachte der Voßbauer und sah sie bewundernd an, die bebend an jeder Fiber vor ihm stand.

„Meta," sagte er, und die Erregung bebte auch in seiner Stimme, „daß ich hier bin, beweist Ihnen doch, wie hoch ich von Ihnen denke. Und wenn ich Sie jetzt ehrlich bitte —"

Seine Augen hielten sie fest, sie fühlte, wie sein Blick sie zwingen würde, wenn sie ihm nicht alle ihre Kraft entgegensetzte.

Da trat sie ihm dicht vors Gesicht: „Wenn Sie nur einen Funken Achtung vor mir hätten, Sie wären mir nicht wieder unter die Augen getreten. Und nun — haben Sie wohl verstanden — oder muß ich Ihnen erst sagen, daß ich Sie ver — — —"

Da zuckte der Voßbauer auf, kalkweiß war er und sah sie an, daß sie nicht mehr wagte, das schlimme Wort auszusprechen. Jäh wandte sie sich und ging ins Haus.

Er sah ihr nach und das Blut schoß ihm zurück in sein bleiches Gesicht, hart knirschten seine Zähne aufeinander.

Langsam ging er auf die Straße hinaus.

Da blieb er mit einem Ruck stehen. „Ich muß mich herausreißen — heraus! Und das sofort." Er ballte die Fäuste, pfiff durch die Zähne und schlug mit einem jähen Entschluß den Sandweg nach dem großen, abseits des Dorfes liegenden Geertshof ein. — —

Am anderen Abend arbeitete Meta in dem großen Garten der Pastorei, von dem eine Pforte auf den Kirchhof führte, der daneben lag.

Dina Geerts ging zwischen den Gräbern herum.

An der Pforte zögerte sie, ging langsam vorbei, kehrte schließlich wieder um und rief Meta an.

Meta richtete sich auf und stützte sich auf ihre Hacke.

Dina Geerts — hatte sie nicht elend und krank dagesessen auf der Hochzeit? Jetzt sah sie frischer aus und ihre Augen glänzten. „Ach Meta —" sagte sie und lächelte.

„Was gibts, Dina?"

„Ich kann nicht vorbei, Meta, ich muß dir etwas sagen!" Sie sah vor sich nieder und wurde rasch rot.

„Komm herein," sagte Meta und führte sie in den hinteren Teil des Gartens, wo sie ungestört in einer Laube sitzen konnten.

„Meta, — ich wollte dir nur sagen — ja, ich wollte dir danken, Meta, nur danken!"

„Danken, Dina? Wofür?"

Da sah Dina Geerts auf, ganz hilflos und verlegen, und plötzlich schossen ihr die Tränen in die Augen.

„Daß du ihn nicht festgehalten hast, Meta." Sie ließ sich auf die Bank fallen, warf die Arme auf den Tisch, legte den Kopf darauf und schluchzte. „Ich kann ja nicht von ihm lassen, ich kanns nicht!"

Mit einem Male erfaßte Meta ihre Not. Jetzt verstand sie plötzlich, was man ihr auf dem Fest nur halb angedeutet hatte und was die Pastorin ihr am nächsten Morgen vorgeworfen hatte.

Sie faßte Dina hart bei der Schulter.

„Dina — er war versprochen mit dir? — Ist das wahr?"

Die nickte und ließ das Gesicht auf den Armen liegen.

„Nicht mehr sehen lassen mocht ich mich — alle wußten es doch — und er — kaum einmal hat er mit mir getanzt, nur immer mit dir.“

Eine glühende Scham schlug Meta ins Gesicht.

„Ich habs nicht gewußt — mein Gott, ich habs wirklich nicht gewußt!“ sagte sie und fühlte sich noch tiefer gedemütigt als zuvor.

Dina hob den Kopf: „Ich war ja so elend, Meta. Und geschämt hab ich mich — furchtbar geschämt.“

Meta schrie auf und umfaßte sie: „Du dich geschämt, Dina? Ich, ich!“

Dina schüttelte den Kopf: „Warum solltet ihr nicht tanzen, ihr zwei? Aber dann dacht ich, du wolltest ihn haben, Meta, und das tat weh, bitter weh. Dann hätt' ich nicht leben können und wär ins Wasser gegangen.“

„Dina — wie kannst du so reden,“ sagte Meta und mochte ihr nicht in die Augen sehen.

„Wenn du ihn festgehalten hättest, Meta, — er wär wohl bei dir geblieben, das weiß ich. Aber du warst barmherzig.“ Plötzlich schlang sie Meta die Arme um den Hals und küßte sie. „Denk dir, gestern hat er mit dem Vater gesprochen, im Herbst wollen wir Hochzeit machen. Ich bin ja so glücklich, Meta!“ Meta sah sie verwundert an. War die glücklich? Was für ein armseliges Glück war das? Ein Zorn über den Mann erfaßte sie. „Wenn ihr versprochen wart, hat er dann nicht schändlich

gehandelt? Warum hast du ihm nicht die Tür gewiesen?"

„Ach Meta, er ist nun einmal so rasch und eigensinnig, was sollen wir armen Mädchen gegen ihn machen?"

„Was wir machen sollen?" fragte Meta und ihre Nasenflügel zitterten. „Wehren sollen wir uns!"

Aber Dina saß da, ergeben und schmerzvoll lächelnd, wie eine Frau, die viel Leid erduldet hat: „Das nützt ja alles nichts, Meta, dazu sind wir viel zu schwach. Ich bin ja so glücklich, daß er wiederkam!"

„Das versteh ich nicht."

„Ja, das ist aber so. Seit der Schulzeit wußte ich, daß ich den Voßbauern heiraten sollte, weil die beiden Höfe zusammen sollen. Und wenn ich Ubbe noch dazu lieb habe, da kann ich doch zufrieden sein, nicht wahr?"

„Aber muß er dich nicht auch lieb haben?"

„Ach Meta, man muß nicht zu viel verlangen."

„Wenn ich nicht die einzigste wäre für einen Mann, die allereinzigste — nie würde ich ihn nehmen können."

„Das hab' ich früher auch wohl gedacht, aber das allein genügt ja nicht."

„Das ist das allererste, was man verlangen soll."

„Könntest du einen Mann heiraten ohne Hof — nur, weil er dich lieb hat?"

„Ja — und ich wäre noch stolz darauf!" Sie

stand da, hoch aufgerichtet und erglühend in ihrem Eifer, schön im Feuer ihrer Überzeugung. Dina sah sie lange von der Seite an, dann fragte sie: „Weißt du, was die Leute sagen?“

„Nein, darauf hör' ich nicht.“

„Sie sagen, daß Harm Folkers ganz krank nach dir ist!“

„Krank nach mir?“

„Ja. Er hat bis jetzt nie mit einem Mädchen zu tun gehabt. Aber hast du nicht bemerkt, wie er dich auf der Hochzeit angesehen hat? Ich glaube wirklich, daß er dich unmenschlich lieb hat.“

„Das ist Gerede,“ sagte Meta ärgerlich. „Er hat überhaupt nicht mit mir getanzt.“

„Ich weiß. Sein Vater ist nur ein Heuermann, und da ist das für ihn ein Unglück, wenn er dich lieb hat. Deshalb tanzte er nicht. Oder könntest du einen Tagelöhner heiraten?“

„Das ist doch alles nur Gerede,“ sagte Meta unwillig.

„Siehst du — das könntest du nicht! Nicht wahr?“

„Das sag ich ja nicht.“

„Könntest du das tun?“

„Ja, das könnt ich! Aber einen Menschen, der mich nicht achten wollte — nie, nie, niemals!“

„Ach Meta, man kann nicht alles so haben, wie man möchte!“

„Soll man sich wegwerfen oder verkaufen!“

„Sei nicht so hart.“

„Kannst du einen Menschen lieben, wenn du

weißt, daß er dich nur deshalb nimmt, weil du zufällig einen großen Hof erben sollst?"

„Quäl mich doch nicht, Meta!"

„Einen solchen Menschen verachte ich!"

„Sag das nicht."

„Ja, lieber einen Tagelöhner!"

„Ich wollte, ich wäre auch so stark wie du."

„Dazu braucht man doch nicht stark zu sein, nur ehrlich."

Dina saß still. Langsam kamen ihr die Tränen wieder, da stand sie auf und faßte Meta um.

„Vielleicht ist dies mein Unglück — aber ich kann nicht anders — wirklich nicht."

„Du mußt selbst wissen, was du tun willst."

„Ach Meta, können wir nicht Freundinnen sein?"

Meta sah auf sie nieder, auf dies armselige Mädchen mit dem kleinen, schmalen Gesicht, das noch immer weinte. Waren sie nicht beide ein paar Opfer, die sich in Schmerzen wanden? Beide mißhandelt und in ihrem Heiligsten zertreten von einer brutalen und rücksichtslosen Kraft? Sie beugte sich herab und küßte Dina auf den Mund. Dann sah sie ihr lange nach, als sie über den Kirchhof zurückging, immer noch ein wenig zusammengeduckt und scheu.

Diese also hatte der Voßbauer gewählt! Nicht, weil er sie liebte, nein, nur weil sie das einzige Kind auf dem großen Hof war. Der Ekel stieg ihr auf und bitter empfand sie, wie erbärmlich dies alles war.

Als sie nachher in der Nähe der Straße arbeitete, ging einer mit Hacke und Spaten an ihr vorbei und grüßte — ernst und gemessen. Das war Harm Folkers. Gut und treu sah er sie an, und doch so ehrlich bewundernd, daß sie leise rot wurde, als sie wieder grüßte. Sie bückte sich wieder auf ihre Arbeit, bis ihr der Rücken weh tat. Und als sie sich aufrichtete, strich sie sich das Haar aus der Stirn und sagte fest: „Ja — lieber einen Tagelöhner."

Die Abendsonne warf einen goldenen Schimmer über sie, wie sie aufrecht im Felde stand. Ihr Haar leuchtete und auf ihrem Gesicht glühte der Stolz ihres reinen Herzens.

Lieber einen Tagelöhner — das ließ sie nicht wieder los. Je mehr sie an den Voßbauer dachte, desto glühender haßte sie ihn. Seine Gestalt, die groß und schön vor ihrem Auge stand, sein Lachen, seine Stimme, alles reizte sie jetzt und forderte sie heraus. Immer wilder bäumte sich ihr Stolz gegen ihn auf. Sein Bild war in ihre Seele gebrannt, sie wollte es löschen mit ihrem Haß. Seine Küsse quälten sie noch jetzt. Wie selbstverständlich er herrschte, forderte, gebot — gehorchten ihm nicht alle? Aber sie nicht, nein! Sie setzte ihm einen andern entgegen, der besser und größer war, weil er arm war — Harm Folkers! Sie verglich, und weil sie den einen herabsetzte, erhob sie den anderen. War der nicht tausendmal besser, edler und stolzer? Er liebte sie — ja, jetzt fühlte sie es aus allem, was er getan hatte. Wie stolz er war, weil er sich zu-

rückhielt, wie edel, da er nichts erwartete, wie vornehm, da er keinen Versuch machte, ihr zu nahen. Er war arm, aber wahrhaft ritterlich.

Er wuchs ihr zu einem Helden heran, weil ihr Herz nach einem Helden schrie. Sie sah ihn Abend für Abend vom Felde kommen. Sie wartete auf ihn und ließ ihn vorübergehen, ohne daß er sie hinter der Hecke sehen konnte. Er suchte über den Pastorsgarten hin, er ging langsamer, um sie vielleicht noch im letzten Augenblick auftauchen zu sehen, er wandte den Kopf noch, wenn er längst vorbei war — er liebte sie! Aber nie würde er es wagen, ein Wort von seiner Liebe zu sagen, weil er zu stolz dazu war. Nie — bis sie selbst es ihm erlaubte. Was war der Voßbauer gegen ihn?

So hob ihre Liebe ihn empor.

Ihre Liebe? Ja — sie liebte ihn — sie wollte ihn lieben. Das Bild des Voßbauern brannte in ihrer Seele, sie selbst stellte ein anderes hinein, das alles überstrahlen sollte.

Gut, daß er seinen Meister gefunden hatte; gut, daß Harm Folkers da war.

Und Harm Folkers war krank nach ihr! Welches Glück, so geliebt zu werden.

Eines Abends sah sie, daß der Pastor mit ihm sprach. Der redete heftig auf ihn ein und schien in Zorn zu kommen. Harm Folkers aber blieb gleichmütig und ruhig. Es freute sie, daß er sich auch von dem nicht einschüchtern ließ.

Als sie nachher in der Wohnstube den Tisch ab-

räumte, rannte der Pastor im Zimmer hin und her und streckte seinen Bart noch weiter vor als sonst, wie immer, wenn er erregt war.

„Werd der Henker fertig mit diesen vertrackten Bauernschädeln," schimpfte er. Seine Frau schob ihm einen Stuhl in den Weg und mahnte: „Christian!"

„Nun ja," sagte er, gezwungen, stehen zu bleiben, „aber das ist wirklich eine Schande. Hat ihnen irgendein Windhund wohl wieder etwas vorgeschwafelt, nun will wahrhaftig ein halb Dutzend junge Kerle aus dem Dorf ins Hannoversche, um in die Fabriken zu laufen."

„Wenn es dich ärgert," meinte die Pastorin, „kannst du ihnen ja am Sonntag den Text lesen."

„Ach — wenn das was hülfe," sagte er. „Grad eben hab ich noch den Folkers vorgehabt." — Meta, die beide Hände voll Geschirr hatte, blieb an der Tür stehen. — „Bist du hier nicht alle Tage satt geworden? frag ich, — ja, gibt er zu. Hast du hier nicht deine Freunde, deine Verwandten, deine Nachbarn? Ja! Willst du nicht tausendmal lieber draußen deinen Acker pflügen als in einer muffigen Fabrik hocken? Ja! Weißt du nicht, daß du dich kreuzunglücklich fühlen wirst zwischen all dem fremden Volk, dem zusammengelaufenen Pack ohne Gott und ohne Heimat? Ja — ja, ja, immer ja! Herrgott, sag ich, also laß die Pollacken allein in ihrem Schnaps verkommen und bleib hier!" Da guckt er mich groß an, nein, sagt er und läßt mich stehen! Dieser Dickschädel."

Meta blieb mit ihrem Geschirr an der Tür stehen und vergaß das Hinausbringen.

„Ist das bei den Kaliwerken, wo sie jetzt so viel Leute brauchen?“ fragte die Pastorin.

„Ja, bei irgend so einer Budelgesellschaft.“

„Die verdienen dort doch eine Unmenge Geld,“ meinte die Pastorin und ihre langen Finger strichen nervös über die Tischdecke.

„Die Landbesitzer, ja! Und die Aktionäre. Die schwimmen in Gold. Aber dafür hat man ihnen das fremde Volk ins Dorf gebracht, meist heimatloses, hergelaufenes Pack, das säuft und rauft. Und dazwischen wollen sie unsere Dorfjungens haben — es ist eine Schande.“

„Sie wollens ja nicht besser,“ sagte die Pastorin und wandte sich. „Meta, es ist durchaus nicht nötig, daß du hier herumstehst, tu deine Arbeit.“

Mit rotem Kopf ging Meta hinaus.

Auf Gut Döhlen waren früher einmal fremde Arbeiter gewesen, eine barfüßige, bunte und schmutzige Gesellschaft. Sie stellte es sich nach des Pastors Worten so vor, als wenn Harm Folkers zwischen diese Menschen ziehen wollte. Nein, das sollte er nicht.

Weshalb wollte er fort? Nur weil er arm war und zu stolz, von seiner Liebe zu sprechen?

Sollte der Voßbauer noch höhnischer, noch überlegener, noch spöttischer lachen können? O, wie dieser Gedanke sie quälte.

Ihre Seele war angefüllt mit Bitterkeit. Über

ihrem ganzen Leben lag der Schatten der Armut. So lange sie auf dem Gut gewesen war, hatte die Sorge sie heimlich gepeinigt, jetzt hatte sie alles abgestreift, was heimlich war. Alle Welt sollte wissen, daß sie arm war — darum trug sie ihren Kopf so stolz wie die anderen. Auch Harm Folkers war arm — so gehörten sie zusammen. Er sollte nicht denken — er sollte stolz sein wie sie — niemand sollte über ihn triumphieren, niemand, am allerwenigsten der Voßbauer. Das wars — Trotz, Stolz oder etwas ähnliches — oder Liebe zu Harm Folkers? Einerlei — er sollte nicht fliehen, nein, er sollte siegen über sie alle!

Immer tiefer quälte sie sich in diesen Gedanken hinein, immer mächtiger wurde in ihr der Wunsch, ihn zu stützen — immer mächtiger ihr Wunsch, nein, ihr Wille, ihr heiliger Wille, mit ihm zusammen zu stehen.

Am nächsten Abend erwartete sie ihn draußen. Als er ankam, mit dem Arbeitsgerät auf der Schulter, müde von schwerer Arbeit, ging sie ihm entgegen.

„Harm," sagte sie, „der Pastor sagt, daß du fort willst, in die Fabrik."

„Ja," sagte er und wagte ihr nicht ins Gesicht zu sehen.

„Warum willst du von hier weg?"

„Ich weiß es nicht."

„Doch, du weißt es sehr gut."

Wollte sie sich über ihn lustig machen? Er sah

trotzig auf, aber als er in ihr Gesicht sah, das sich frei und offen zu ihm wandte, las er in ihren Augen einen heiligen und ernsten Entschluß.

„Ist es wegen meiner, Harm?“

„Meta,“ seine Lippen zuckten, „warum sagen Sie das?“

„Sag du zu mir, Harm. Ist es wegen meiner?“

„Ich will nicht mein Leben lang als Tagelöhner herumlaufen!“

„Lieber als Fabrikarbeiter?“

„Ja!“ sagte er.

„Harm, das ist ja nicht wahr. Kannst du nicht eine kleine Stelle in der Heide kaufen oder pachten?“

Er sah sie vor sich stehen, jung und schön, aber in der Ferne tauchte ihm das Bild auf, wie sie im Arm des Voßbauern tanzte.

„Wenn ich fortgehe,“ sagte er bitter, „wen kümmert das?“

„Mich!“ Sie trat dicht an ihn heran. „Hast du mir nicht geholfen, Harm? Ich will nicht, daß der Voßbauer sagt, jetzt seist du davongelaufen!“

„Meta!“ schrie er auf, warf das Gerät von der Schulter und sah ihr ins Gesicht.

Sie freute sich, daß er aufbäumte.

„Wegen meiner sollst du nicht fortlaufen. Lieber will ich mit dir in die Heide ziehen und arbeiten.“

Ihre schöne Gestalt stand ohne Scheu vor ihm, ihre Augen sahen ihn warm und leuchtend an, etwas Reines und Heiliges war um sie her.

Sie lächelte ihn an, fast schmerzlich, da fühlte er

dunkel das ungeheure Geschenk, das sie ihm bringen wollte.

Aufschluchzend tastete er nach ihren Händen, die sie ihm entgegenstreckte.

„Meta — du willst mit — mit mir?“

„Ja Harm, ich wills!“

Einen Augenblick, als er sie umschlang, zuckte sie zurück. Blitzartig schoß ihr etwas durch den Sinn: Musik, bunte Bänder und über der Menge ein spöttisch lächelndes Gesicht — da aber tauchte ihr Blick in die guten, ehrlichen Augen vor ihr, fest legte sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

So wurde die schöne, stolze und vornehme Meta Heyen die Frau des armen Harm Folkers.

Die Heide ist heiliger Boden, den noch kein Pflug gebrochen, kein Spaten gespalten, kein Menschengeschlecht zernarbt und zerrissen hat.

Heilig und unberührt, wie die kreisende Natur sie geboren, wölben sich ihre braunen Hügel in ruhiger Wucht.

Müde verebbte die farbig quirlende Woge der Menschheit an ihrem Rande; keine jähen Schründe und klaffenden Tiefen boten ihr Halt, nur die grenzenlos ureinsame Armut schirmte den ewigen Frieden der Heide.

So arm ist sie an Menschengeschehen, — dafür lebt die Natur hier tiefer und größer als anderswo.

Rollen nicht die Stürme gewaltiger über sie hin, wälzen sich nicht die Wolken düsterer und in wuchtigeren Massen vorüber?

Wo spielt der Märzwind seliger im lichtgrünen Blattgekräusel der Birken, wo hängt der Herbst trauriger seine grauen Nebel an düstere Fuhrenkronen?

Ihre Nacht ist schwer, voll von traurigen Sagen und Märchen, die drohend und schaurig klingen; aber ihr Sommertag ist ein seliger Wirbel von Lerchenliedern.

Die Heide ist heiliger Boden und bettelelend arm.

Der Marschbauer steht in goldenen Schuhen, der Geestbauer in silbernen, für den Heidebauer sind

die Holzschuhe geschaffen. Nur ein ganz einfaches, hartes und anspruchloses Geschlecht mag hier hausen. Aber der Boden ist billig und wer wenig Geld und viel, unendlich viel Kraft und Ausdauer zur Arbeit hat, kann hier schon was Eigenes erwerben.

Was Eigenes — das ist es, was der Mensch will.

Allein wäre Harm Folkers wohl nie dazu gekommen, ein Stück Land zu besitzen, er konnte dem Himmel danken für seine Frau! Ihr unbeugsamer Wille hatte seine schwerfällige Kraft erst bewegt. Als ihre eigenen armseligen Mittel selbst hier nicht reichen wollten, hatte sie dem Pastor ein Darlehen abgerungen, und jetzt saßen sie beide als bodenständige Bauersleute auf einem eigenen Besitz.

Welch ein unermeßliches Glück für einen Tagelöhner.

Freilich, es war weit hinten in der Heide. Das Strohdach war niedrig und duckte sich fast allzu tief unter die Krone einer mächtigen alten Eiche; die Stuben waren eng mit niedrigen Fenstern, die Diele war uneben und aus Lehm gestampft. Aber sagte nicht jeder Stein, jeder Balken und jedes Stück: Ich gehöre dir?

Und diese Schollen, die seinen Schweiß tranken, sein Korn empfingen und in ihrem dunklen Schoß bewahrten und heimlich wachsen ließen — konnte er gleichgültig darüber hingehn? War nicht jeder Fußbreit Landes, den er bearbeitete, sein heim-

licher Freund und Helfer? Wie untrennbar verwachsen Mensch und Erde miteinander.

Harm war eine einfache Natur. Aber wenn er am Ende seines Landes den Pflug wandte und alles vor Augen hatte: das Haus und den braunen Acker, rundum die weite Heide und den Fuhrenkamp dahinter, dann spannten sich seine Fäuste fester um den Pflugsterz und er tat einen tiefen und seligen Atemzug. Fest und sicher, wie ein König, schritt er über seine Erde.

Ach, die vergalt ihm seine Liebe, seinen Schweiß und seine frohen Gedanken nur wenig. Seit Jahrtausenden hatte hier nur kümmerliches Heidekraut die armseligen Wurzeln hinabgesenkt, das bescheidene Dasein mit allergeringster Nahrung fristend — jetzt sollten hier Kartoffelacker und Kornfeld grünen. Wars ein Wunder, daß die Erde nur wenig gab, da sie fast nichts zu vergeben hatte? Nach unmenschlichem Schweiß und Fleiß entstanden ein paar magere Äcker in der braunen Öde. Das gab ein dürftiges Brot für die Heideleute, aber sie warens beide zufrieden, sie waren doch freie Leute.

Wenn Harm über sein Land ging, trug er den Kopf hoch und sang und pfiff wie nur einer. Zu Hause aber ging er immer in einem bedächtigen, fast feierlichen Ernst umher. Er staunte über das Wunder seiner Ehe.

Dunkel empfand er, daß Meta über ihm stand, und obwohl sie zutraulich war, gern lachte und ihn

manchmal neckte, sah er in ihr immer etwas Hohes und Heiliges.

Meta aber freute sich über ihre Ehe, über ihren Mann und über ihr kleines Anwesen.

Sie sah, wie Harm sie verehrte. Es war rührend, wie der große und starke Mann sie mit seiner Liebe umgab; mit seiner Liebe, die so unbeholfen, ehrlich und natürlich war. Sie war stolz auf ihn. Welche verhaltene Kraft lag in allem, was er tat, selbst in der behutsamen Art, mit der er alle Sachen im Haus berührte. Und niemals sah sie ihn untätig, immer noch fand er etwas anderes zu tun, zu verbessern oder neu anzulegen. Vor allem aber war er erfinderisch in kleinen Änderungen im Haus, um Meta die Arbeit zu erleichtern.

Seine unaufhörlichen Bemühungen und seine zarte Rücksichtnahme stimmten Meta ganz weich. Dennoch fühlte sie, daß es zu dem allerletzten heiligen Verstehen, zum völligen Aufgehen ineinander eigentlich nicht kam zwischen ihnen.

Mitunter hatte sie das Verlangen, ihm näher zu kommen. Dann wand sie ihm abends wohl die Arbeit aus der Hand, schob ihren Arm unter seinen und zog ihn mit zu einem Schlendergang durch Haus und Garten. Dabei war sie lustig und ausgelassen, lachte und plauderte ihm etwas vor. Harm aber wunderte sich, wie sie bei solchen Gelegenheiten mit allen Dingen und Tieren sprach. Er hätte das nie gekonnt, aber er hörte gern zu und freute sich, wenn sie ernsthaft vor ihrer Kuh

stand und sie in drolliger Weise lobte oder schalt: „Du bist gar nicht nett, daß du heute nicht mehr Milch gegeben hast. Was denkst du — wir wollen doch weiterkommen — hörst du? Oder meinst du, wir wollen ewig nur eine einzige Kuh im Stall haben?“ Harm stand lächelnd dabei und schwieg. „Du,“ sagte sie dann wohl zu ihm und knuffte ihn in die Seite, „sag doch auch mal was!“

Aber er meinte nur: „Ach Meta, was soll ich wohl sagen — das verstehst du viel besser!“ Und schwieg weiter. Nur draußen auf seinem Land wurde er lebendig und sprach davon, wann diese Arbeit vorgenommen werden mußte und wann jene.

Sie besaßen ein tüchtiges Stück Heideland, von dem erst ein Teil zu Ackerland gemacht war. Zum Glück war ein Streifen schon zu Grasland hergerichtet, so daß sie gleich die Kuh halten konnten. Das andere wollte Harm alles nach und nach umpflügen und bearbeiten.

Sie hatten eine ungeheure Arbeit vor sich, aber davor war ihnen nicht bange. War es nicht alles ihr Eigentum? Welche Seligkeit, darin zu arbeiten.

Mit dem weitab gelegenen Dorf hatten sie fast gar keine Berührung und hätten auch keine Zeit dazu gehabt. Sie lebten nur für ihren Hof.

Mitunter gingen sie auf Metas Drängen an stillen Abenden wohl ein Stück in die Heide hinein.

Da trafen sie einmal auf eine Herde Heidschnucken und Meta fragte: „Wem gehören sie wohl?“

„Dem Voßbauern!“ sagte Harm.

Meta blieb erschrocken stehen: „Auch das Land hier?“

„Ja,“ sagte er, „an dieser Seite alles, bis ans Moor; und das gehört ihm auch noch mit.“

„Laß uns umkehren.“ Er sah, daß sie ganz blaß geworden war, da fragte er besorgt: „Bist du müde?“

„Nein,“ sagte sie, „das ist es nicht.“

Sie ging sofort zurück. Da meinte er leichthin: „Na, er kommt hier das ganze Jahr bald kein einziges Mal her.“ Aber sie fragte leise: „Kannst du das nicht verstehen, Harm, daß ich hier nicht gehen kann?“

Etwas verlegen sagte er: „Ach so — ja — das ist wohl wahr.“

Sie wunderte sich im Stillen, daß er das so leicht nahm, sagte aber nichts darüber.

Nach dieser Seite ging sie nie wieder auf die Heide. Im Sommer hatte sie viel draußen mit gearbeitet, aber im Winter konnte sie bald nicht mehr mit hinaus. Dann saßen sie die langen Abende hindurch zusammen am Feuer. Harm sah sie oft von der Seite an und fand, daß sie immer schöner wurde. Ein fraulicher Zug ließ sie jetzt viel weicher und lieblicher erscheinen, und das Herbe und Spröde war ganz von ihr gewichen.

Harm hatte immer eine Arbeit vor sich, aber Meta ließ oft die Hände in den Schoß sinken und träumte. Die tiefe Ruhe tat ihr wohl. In Gedanken

durchlief sie ihr Leben und mitunter kam ihr die Frage: war sie nun eigentlich glücklich? Ja, das war sie. Saß sie nicht auf einem eigenen Besitz und hatte sie nicht einen Mann, der nur für sie lebte und arbeitete?

Sie hatte ihn doch sehr lieb.

War das überhaupt nicht wie ein Märchen, daß sie beide hier so einsam, weit von aller Welt entfernt, zusammen am Feuer saßen? Sie sehnte sich wahrhaftig nicht zurück. Auch, daß Harm so schweigsam war, gefiel ihr. Wenn der Wind in der Eiche rauschte und an Dach und Türen rüttelte, war es doppelt schön hier am Feuer. Und einsam — ach, einsam fühlte sie sich eigentlich nie. Sie hatte immer eine Liebe gehabt für allerhand Märchen und Geschichten, die fielen ihr jetzt wieder ein. Sie spann sie aus und dachte weiter und konnte so, die Hände im Schoß, stundenlang dasitzen mit einem leisen Lächeln und träumen.

Aber Harm etwas davon erzählen — nein, das brachte sie nicht fertig. Einmal im Herbst, an einem milden Abend, war sie mit ihm draußen gewesen. Da hatte sich das Abendrot in den Fenstern ihres Hauses gespiegelt, daß es mit der dicken Strohdachmütze und den rotglühenden kleinen Scheiben sonderbar heimelig im Abend stand, ganz zusammengeduckt unter dem großen dunkeln Baum. Da hing sie sich in seinen Arm und sagte: „Sieh nur, wie schön!“ „Was ist?“ fragte er und sah sich um. „Sieh nur die Fenster an.“ Ganz verzückt stand sie,

er aber meinte: „Ja, etwas größer hätten sie wohl sein können.“ „Ach, das mein ich ja nicht. Siehst du nicht, wie das leuchtet, als wärs der Frau Holle ihr Backofen?“ Da mußte er lachen. „Das macht das Abendrot, hoffentlich bringts keinen Regen, ich muß morgen den ganzen Tag mähen!“

Und wenn sie sich über die feinen weißen Nebel freute, die so luftig und zart und still in der Dämmerung über die Heide zogen, und wohl einmal von Elfen und schönen Feen dabei sprach, sagte Harm ganz verwundert: „Was du aber für Gedanken hast, Meta!“

Nein, dafür hatte er keinen Sinn, für Geschichten.

Schade, dachte sie. Sie hätte so gern ein wenig geschwärmt. Aber wenn das Kind da wäre, das sie erwartete — dem wollte sie all diese Dinge erzählen — ganz heimlich. Ja — das Kind! Darauf hoffte sie nun.

Sie fühlte, irgend etwas fehlte noch zwischen ihr und Harm — irgend etwas — das Kind!

Ob das auch so sein würde wie Harm? Ein klein wenig lustiger durfte es schon werden. Sie versuchte, sich Harm einmal mit fröhlichen, lachenden Augen vorzustellen, aber dann wurde es ein ganz anderes Gesicht, das sie ansah — dann wars plötzlich der Voßbauer. Ärgerlich furchte sie die Stirn, warum fiel ihr der immer wieder ein? Nein, so sollte es nicht werden, so nicht!

Immer noch bäumte sich ihr Stolz dagegen auf und dann wünschte sie, daß auch Harm etwas stolzer

und herrischer sein möchte. Dem sollte er nicht nachstehen.

Als der Schnee geschmolzen war und Harm die ersten Arbeiten draußen beginnen konnte, mußte sie sich legen. Es war eine Vorfrühlingsnacht, voll von dem herben Geruch der Erde, die nach Brausen und Stürmen den Lenz erwartete.

Als Meta nach schwerem Kampf und todähnlichem Versinken die Augen wieder aufschlug, stand die Wehmutter vor ihr und sagte: „Es ist ein Junge!"

Da kam auch Harm, von Angst und Sorge gequält, und beugte sich erschüttert über sie. Sie tastete nach seiner Hand und sah ihn warm und gläubig an. Er saß lange an ihrem Bett und sah auf das winzige Wesen, das an ihrer Brust lag. Sein Kind — er konnte es nur schwer fassen und hätte nicht gewagt, es zu berühren. Langsam erst wuchs ein ungeheures Glücksgefühl in seiner Brust. Meta sah es an seinem Gesicht und wartete drauf, was er sagen würde, aber dann fielen ihr die Augen wieder zu.

Mutter und Kind lagen in gesundem Schlaf, da stand Harm leise auf und ging hinaus. Nein, in Worten konnte er den Jubel, der ihn ganz erfüllte, nicht äußern. Er übersah sein Land, das in hellem Mondschein lag — es gab viel zu tun für ihn, wenn er alles bestellen wollte. Aber jetzt, nun er Frau und Kind hatte, mit welcher Lust wollte er für sie arbeiten.

Und plötzlich kam ihm der Gedanke, du mußt noch mehr tun als bisher, noch ein neues Stück Heide urbar machen. Leise schlich er in den Stall, holte den Spaten und fing an zu graben, um einen neuen Acker abzustecken. Wie hätte er jetzt schlafen sollen? Mächtig flog es ihm von der Hand und als der Morgen kam, hatte er schon ein tüchtiges Stück Heide herumgeworfen.

So übervoll war sein Herz.

* * *

Der Sommer färbte die Heide rot und das Korn wogte in satten, gelben Wellen in der warmen Luft.

Meta richtete sich im Garten von der Erde auf und lauschte auf die feine Stimme, die sie gebieterisch an ihre Pflicht gemahnte. Da ließ sie die Arbeit liegen und nahm ihr Kind auf den Arm.

Unter einem breitästigen Apfelbaum hatte Harm eine Bank gezimmert, da saß sie im Schatten, öffnete das Kleid und gab ihrem Kinde die volle Brust.

Wie sie da saß, an den Stamm zurückgelehnt, über sich den grünen Baum mit gelben Früchten behangen, ein wenig müde, die gebräunten Arme sorgend um das Kind gelegt, das in ruhigen Zügen trank, die Augen träumend in die Ferne gerichtet — schön und gesund, in williger Hingabe an ihre Mutterpflicht, war sie ein Bild der Erde selbst, der Erde — ewig schaffend, nährend aus heiligem

Quell, ewig schön und bei aller Erfüllung doch ewige Träume bergend in verschleierten Fernen.

Ihre Hand, hart und verbrannt von Sonne und Arbeit, und doch schlank und wohlgeformt, legte sich schützend um das seidenweiche Haar des trinkenden Kindes.

In diesen, durch ihre schöne Pflicht erzwungenen Ruhepausen ließ sie die Gedanken laufen, wohin sie wollten — bald weit vorauf, bald weit zurück.

Man sollte sagen, es gäbe vorauf nicht viel zu denken — war nicht selbst diesem trinkenden Kinde schon ein fester Weg bestimmt — viel zu arbeiten und, wenn es gut ging, ein kleiner Heidebauer zu werden?

Und zurück — gab es da so viel, was sie locken konnte? O nein, das nicht. Aber es war nicht alles eben, vieles in ihrem Leben war ihr selbst unklar geblieben in seinen heimlichen Zusammenhängen, und nun liefen ihre Gedanken immer daran auf und nieder.

Dann vergaß sie fast, daß sie ihr Kind an der Brust liegen hatte und mußte sich manchmal wirklich erst wieder besinnen, wenn sie aufstehen sollte.

So achtete sie gar nicht darauf, daß der Mann, der vom Weg her in den Garten trat, nicht Harm war. Der Voßbauer aber, da sie ihn nicht bemerkte, blieb stehen und sah sie unverwandt an.

Immer, wenn er an Meta Heyen gedacht hatte und die Nacht, die er einmal mit ihr durchtanzte, gab es ihm einen schmerzenden Stich.

Teufel, war das ein Mädchen gewesen.

Als er nun heute den weiten Weg nach seinem großen Heideland hinauslief, weil er plante, es mit der Zeit aufzuschließen, stockte er bei ihrem Hause.

Schließlich waren sie Nachbarn, warum sollte er nicht einmal vorsprechen? Vielleicht war ihr das Leben mit dem guten Harm auch langweilig geworden.

Mit einem mitleidigen Lächeln war er ins Hoftor getreten — er, der gewichtige Bauer zu dem kleinen Kolonisten. Was für ein armseliger Betrieb hier. Er schüttelte den Kopf, — na, was mochte aus dem stolzen Mädchen für eine Frau geworden sein — so ging es dann — schade!

Und jetzt sah er sie plötzlich vor sich.

Ganz still stand er und rührte sich nicht, schlaff sanken ihm die Arme herab.

Ach, was für ein kleiner, elender, niedriger Kerl war er gewesen, dies Weib je zu beleidigen.

O, Meta Heyen, ans Kreuz geschlagene, mütterliche Dulderin, was für schmerzenden Träumen sinnst du nach?

O, du Königliche, wie weiß leuchtet deine Brust aus dem groben Gewand.

O, du Stolze und Hohe — warum flohst du vor mir?

O, Meta Heyen!

Wie erbärmlich war es, sie zu belauschen, da sie ihn nicht bemerkte!

Er wollte sich bewegen, sie anrufen, aber er

konnte es nicht, weil er fürchtete, dies Bild zu verlieren.

Und doch — hatte er nicht gerufen?

Langsam wandte sie den Kopf nach ihm hin.

Und jetzt erkannte sie ihn. Ihn, an dem ihre Gedanken jedesmal hängen blieben, wenn sie rückwärts liefen, ihn, der sie hatte beleidigen, ihren Stolz demütigen, ihren freien Willen brechen wollen. Begriff sie nicht, wer da vor ihr stand? Unbeweglich starrte sie ihn an und war so überrascht, daß sie vergaß, aufzuspringen und in ihrer hilflosen Stellung, das Kind an der Brust, sitzen blieb.

Dem Voßbauern kam rasch sein Selbstbewußtsein zurück. Lächelnd trat er näher und wollte sie anreden, da richtete sie sich auf und stand groß und schön vor ihm, und der Zorn funkelte aus ihren Augen.

„Meta" — sagte er etwas unsicher und wollte sich rasch verbessern, aber sie fiel ihm ins Wort:

„Gehen Sie! — Gehen Sie!" Gebieterisch.

Da begriff er plötzlich, erst jetzt, wie tief er sie damals verwundet hatte — wie stolz mußte sie sein! Sie stand hoch über ihm.

„Gehen Sie!"

„Meta — wollen Sie denn nicht endlich einmal vergessen." —

„Nie — niemals!"

Ach, wie sie vor ihm stand. Er dachte an Dina, die schlaff und welk war nach ihrem ersten Kind. Wie kraftvoll, wie schlank und groß stand diese hier

aufrecht. Das forderte seine eigene Kraft heraus. Nein, er durfte sich nicht demütigen lassen, er wollte nicht!

„Meta, wir sind Nachbarn geworden" —

Aber sie hörte nicht, sie wollte nicht auf ihn hören, obwohl sie sah, daß er nicht kam, um sie zu demütigen, daß seine Augen bettelten.

„Gehen Sie!" Mit zuckenden Lippen stieß sie es heraus.

Wie schön sie war. Er war fast stolz, daß ihr Haß sich so lange mit ihm beschäftigt hatte. Warum vergaß sie ihn nicht? Oder konnte sie ihn nicht vergessen?

„Meta, warum jagen Sie mich weg?"

Seine Stimme klang zärtlich, ehrlich betrübt.

„Gehen Sie!" Sonst konnte sie nichts sagen, sie brachte nichts heraus. Das alte Siegerlächeln spielte um seine Lippen.

Er trat noch näher und sah sie unverwandt an.

War das ein Verbrechen, ein so schönes Mädchen in den Arm zu nehmen?

Wie seine Augen sie umfingen — sie fühlte seinen bewundernden Blick und empfand mit heißem Schreck, daß sie noch immer mit halbentblößter Brust dastand. Scham und Stolz schlugen ihr jäh das Blut ins Gesicht.

Einen einzigen Schrei stieß sie aus. Drohend, mit ausgestrecktem Arm stand sie vor ihm und wies ihn zum Tor hinaus.

Da fühlte er, daß er sie nicht überwände und wandte sich langsam um.

Sie blieb unbeweglich stehen, mit ausgestrecktem Arm, bis er den Weg erreichte. Ohne sich umzusehen, ging er fort.

Da sank sie auf die Bank nieder, mit zitternden Knieen, und war ganz verstört und blaß.

Das Kind weinte in ihrem Schoß, sie achtete nicht darauf. Sie vergaß, daß sie arbeiten mußte; unbeweglich, mit schmerzenden Augen, sah sie über die Heide.

Drüben über dem Busch des Voßbauern sank die Sonne als feuerfarbene Scheibe. Die Wolken färbten sich glühendrot — der ganze Himmel stand in Brand.

Mitten in diesem Glühen ging ein Mensch groß und aufrecht über die Heide, dem mußte sie nachsehen, wie ihrem Schicksal. — — —

Als der Voßbauer spät abends heim kam, fragte ihn seine Frau: „Du mußt doch draußen an Folkers ihrem Hof vorbeigekommen sein — hast du was von ihnen gesehen?“

„Harm war nicht da,“ sagte er kurz und setzte sich hin zu essen.

„Und Meta — was sagte die denn?“

Er lachte gezwungen auf: „Die — die will nichts von mir wissen!“

„Mein Gott,“ sagte Dina, „ihr seid doch eigentlich Nachbarn da draußen.“ Und als er schwieg, meinte sie: „Das hätt ich nicht gedacht, daß sie so hartnäckig ist!“

Er fiel ihr jäh ins Wort: „Sei nur still, ich wollte

du hättest etwas von ihrer Art ab." Da wurde sie rot und schwieg. Aber sie war gewöhnt, daß er sie rücksichtslos und hart anfuhr. Und nach einer Weile fragte sie: „Kommen sie denn wohl zurecht auf ihrer Stelle?" Heftig fuhr er heraus: „Keine Ahnung hat er von einer gründlichen Heidewirtschaft. Ohne Geld ist da nichts zu machen und das haben sie nicht. Armseliger Kram ist es so."

Da wollte sie ihm nach dem Munde sprechen und schalt: „Was will sie sich denn noch groß anstellen — sie hätte doch froh sein können, daß mal ein Mensch kam. Aber es schadet ihr nichts, wenn sie —." Da schlug Ubbe mit der Faust auf den Tisch: „Ein Jammer ist das, daß sie da verkommt. Und nun laß mich in Ruh damit!"

Erschrocken schwieg sie still. Aber er hatte keine Lust mehr zu essen, sprang auf und lief hinaus. Draußen stand er nachher an der Mauer aus Findlingssteinen, an der Stelle, wo man zwischen den anderen Höfen des Dorfes hindurch weit hinten die Nebel der Heide sehen konnte, und biß sich auf die Lippen.

Alles warf sich ihm an den Hals — nur die eine draußen, das war eine! Die Einzige! Und die — er dachte an ihren Mann und lachte bitter auf. Und in einem Wutanfall packte er den jungen Eichheister, an dem er stand, und brach ihm mit Gewalt den armdicken Stamm mitten durch.

Es ist etwas Wunderliches um die Liebe zur Erde. Da, wo sie alle Reichtümer für ihre Kinder häufte,

achten diese kaum der gütigen Mutter; wo sie alle Schätze in Fülle verstreute, erntete sie den geringsten Dank.

Immer waren die Satten träge, auch am Herzen, und nur die Hungrigen ringen ewig nach dem Heil.

Auf kahlen Inseln, im wilden Gebirge, auf öder Heide, wo nur allerzähester Fleiß und mühseligste Arbeit dem Boden das bißchen zum Leben Notwendigste abringen können, da schlagen die treuesten Herzen. Und die Erde vergilt ihnen Not und Arbeit, Sorge und Entbehrung nur dadurch, daß sie ihnen das nackte Leben fristet. Oder ist das vielleicht ihr wahres Heil? Legt auch die Natur Wert auf ein Geschlecht, das hungrig bleiben soll, um weiter zu schaffen? Ewig hungrig und sehnsuchtsvoll, um ewig weiter zu ringen und zu streben mit harten Händen und heißen Herzen?

Als Harm und Meta in diesem Herbst ihre Ernte bargen, lächelten sie sich an, um sich Mut zu machen. Ach, ihre Scheune war eng und doch noch viel zu weit.

Das Gras war in der Sonne verdorrt, die Hackfrüchte waren kümmerlich geraten und der Hafer stand dünn und spärlich im Halm. Aber als Meta dem Pastor die Zinsen auf den Tisch zählte, trug sie den Kopf hoch wie immer.

Der Pastor, der erst mancherlei gegen diese Ehe einzuwenden gehabt hatte, wunderte sich, wie gesund und blühend Meta war. Aber er freute sich darüber und konnte ihre Wahl jetzt nicht genug rühmen. Seine Frau aber setzte Meta einen dünnen

Kaffee in goldumränderten Tassen vor. Sie fragte nach dem Kind und bot ihr allerhand Kleinigkeiten von Zeug an, aus dem zur Not noch Jäckchen und Hosen zu schneiden wären. Aber Meta hatte eine Art, es abzulehnen, daß die Pastorin sich auf die Lippen biß.

Dann bezahlte Meta noch Stellmacher und Schmied, und als sie wieder daheim war, hatten sie noch so viel, um ohne zu borgen bis zur nächsten Ernte gerade nicht verhungern zu brauchen.

Dennoch waren sie stolz auf ihren Besitz.

Ja, sie liebten beide diesen Boden, der ihren Schweiß getrunken, diesen Acker, den sie bearbeitet hatten; sie liebten das Land und die Bäume, den Himmel und die Wolken hier — es war ihre Heimat geworden.

Harm stach Torf auf dem Moor, das zu der kleinen Stelle gehörte, und brachte so ein wenig Geld ins Haus. Er ging in kein Wirtshaus und gab keinen Groschen unnütz aus. Mit eisernem Fleiß und trotziger Beharrlichkeit machte er sich von neuem ans Werk. Er grub und pflügte, wie es kein anderer getan hätte. Wenn er es an nichts fehlen ließ — sollte ihm die Erde nicht doch eine Ernte bringen, die alles lohnte?

Er wußte nichts von Fachschulen und Vorträgen und von neuen Versuchen mit Düngesalzen. Er besaß nichts als seinen Fleiß und seine Liebe.

Und schweigend schaffte, schweigend hoffte er weiter.

Meta aber war unsteter und rastloser als Harm. Ein Drängen wuchs in ihr auf, ein Sehnen nach etwas, das sie nur als etwas Fernes und Großes ahnte. Und weil ihr eigenes Leben still wurde und alles Große darin zu fehlen schien, so suchte sie es in ihrem Kinde.

Sie besah sinnend das kleine Menschenkind, das schlafend auf ihrem Schoß lag. Sie strich ihm mit der Hand übers Haar und lächelte: „Dierk Folkers." — Bis jetzt nur ein Name, und doch ein Wort, das alle Unendlichkeiten umfaßte. Welch ein Berg von Glück, ein Meer von Leid, ein Strom von Erhabenem und Gewaltigem konnte sich daraus entwickeln?

Und ihre Augen sahen voll heißer Liebe herab und waren ganz hungrig nach dem fernen und großen Erleben.

Ihr Kind — ihre Sehnsucht und ihr Hoffen!

Würde sein Leben am Boden kleben bleiben oder sich leicht und frei in die Höhe schwingen? Sie ahnte nicht, daß die Natur schon am Werk war, dies Wesen nach ihrem Willen zu leiten und die Schar der Hungrigen zu vermehren.

* * *

Um diese Zeit stand der Voßbauer mit einem kleinen, bebrillten Menschen draußen auf der Heide und wühlte ein tiefes Loch in den Boden.

Über ihnen stieg eine Heidelerche hoch und trillerte ihr Lied, selig sich wiegend, sicher in ihrer Höhe über der einsamen Ebene, die ihr alleiniges Reich war.

Der Voßbauer hob einen Spaten voll Erde hoch und betrachtete ihn. „Wahrhaftig," sagte er dann zu dem anderen, „du hast recht. Und du meinst also, daß es geht?"

„Unbedingt!" sagte der mit der Brille. „Einen besseren Untergrund könntest du gar nicht finden, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn hier nichts wachsen sollte."

„Bis zu dem Wall hin alles aufforsten, das gäbe einen mächtigen Fuhrenbestand," sagte der Voßbauer und der andere fuhr fort: „Und hier bis an den Busch heran Ackerland, alles Ackerland — aber —" und er zog die Stirn zusammen, „es muß was hineingesteckt werden!"

Der Voßbauer sah abschätzend über die weite Fläche: „Zehntausend Taler hab ich wohl flüssig," meinte er.

Der Kleine schielte ihn von unten her grimmig durch die Brille an: „Dann hätten wir uns den Weg sparen können — die sind hier rein weggeschmissen."

Der Voßbauer nahm einen Erdklumpen, wog ihn bedächtig in der Hand und sagte vorsichtig: „Vielleicht — etwas mehr könnte ich schließlich noch loskriegen."

Aber der Kleine fuhr mit einer Handbewegung dazwischen: „Na, Ubbe, das ist bloß verpulvert. Entweder du wendest dreißigtausend an, mindestens — oder du läßt die Finger davon, nur keinen halben Kram machen."

„Dreißigtausend — das könnte mich schließlich umschmeißen."

Der Kleine zuckte die Achseln: „Wenn du bange bist —? Dann eben nicht."

Sie standen schweigend voreinander. Die Heidelerche stieg wieder und trillerte dicht über ihren Köpfen. Unendlich weit lag die Heide vor ihnen, braun und öde.

„Eine Riesenarbeit ist das, geb ich zu," brummte der Kleine, „aber — verdammt, — hier aus dem Nichts was zu schaffen — es wär doch 'ne Aufgabe!"

Der Voßbauer dachte nach. Sollte er sein ganzes Vermögen hier hineinstecken, um das Land zu kultivieren? Eine Riesenarbeit, die er eigentlich gar nicht nötig hatte. Aber — er zog die Stirn finster zusammen — es fehlte ihm was, er war unzufrieden zu Haus. Alles genügte ihm nicht, machte ihm keine Freude mehr. Dinas ewiges Gerede konnte er nicht ausstehen; es fiel ihm auf die Nerven, besonders, seit er Meta wiedergesehen hatte. Er hielt es oft nicht mehr aus daheim in dem ewigen Einerlei, er mußte etwas zu schaffen haben. Und hier die Heide — gerade hier — er sah nach Folkers kleinem Anwesen hinüber — und das Blut stieg ihm ins Gesicht, wenn er daran dachte, wie er dort abgefertigt worden war. Jetzt konnte er einmal zeigen, was er vermochte. Da verwandelten sich vor seinen Augen die Farben und ihm war, als sähe er statt des leblosen Brauns rings das helle, leuchtende Grün der Saaten.

„Mensch," sagte er plötzlich und packte seinen alten Freund und Lehrmeister bei beiden Schultern: „ich tus!" „Das wollte ich Dir auch geraten haben," sagte der und seine Augen blitzten unter der Brille auf, „umsonst habe ich mir nicht so viel Mühe gegeben mit Dir langem Schlot!"

Als sie heimgingen, wandte der Voßbauer sich noch einmal um und reckte den Arm über die Heide. „Ein paar Jahre wirds dauern, bis ich anfangen kann, aber wenn das da einmal alles grün steht, — wenn mir das gelingt — Herrgott, da verlohnt sich das Leben noch." „Ja," lachte der Kleine, „das Leben verlohnt sich immer, wenn mans danach treibt. Nur nicht zufrieden sein, dann versauert man!"

Mit glänzenden Gesichtern, voll von dem gewaltigen Plan, gingen sie an Harm Folkers kleinen Äckern vorbei.

Meta und Harm arbeiteten, aber sie hatten keine Zeit, sich aufzurichten; sie standen beide mit gebeugtem Rücken und der Schweiß dampfte von ihren Stirnen.

Und das Lerchenlied jubelte über ihnen allen.

* * *

Für den kleinen Dierk Folkers war alles Geschehen von Anbeginn seines Lebens an fest mit der Erde verwachsen. Er lag in einem Korb und sah über sich das vielverästelte Gezweig des Apfelbaums schwarz vor dem blauen Himmel schaukeln; und er

staunte, wie es mit den tausenden von rotweißen Blüten bestickt war. Und wenn er sich mühsam hocharbeitete, auf seinen eigenen kleinen Beinen stand und sich umsah in der Welt, dann sah er nicht weit von sich Vater und Mutter tiefgebückt auf der Erde arbeiten; der Vater hob mit dem blinkenden Eisen die Schollen und die Mutter legte hinter ihm die runden Knollen in den dunkeln Grund. Blaue Schwalben flitzten über ihm durch die Luft, und wenn er jauchzend nach ihnen griff und lachte, hob die Mutter den Kopf, richtete sich einen Augenblick auf und nickte ihm zu. Aber wenn ihm die Zeit lang wurde und er weinte, nahm sie ihn liebreich auf den Arm, trocknete ihm das tränennasse Gesicht, tröstete ihn und setzte ihn wieder in den Korb zurück. Dann saß er still und sah zu, wie Vater und Mutter mit der Erde beschäftigt waren bis in den sinkenden Abend. Dann erst strich die Mutter mit beiden Händen ihr helles Haar zurück und breitete wohl einmal weit die Arme, hob ihn hoch und trug ihn heim. Nie klagte sie, daß der Rücken sie schmerzte, obwohl sie sich von Morgen bis Abend gebückt hatte.

Später kroch er draußen bei den Eltern herum, wenn sie arbeiteten, und da er sie immer mit der Erde beschäftigt sah, ahmte er ihnen nach und spielte mit Sand und Steinen auf eine ernsthafte und verständige Art.

Andere Kinder kannte er nicht, die weißen Birken und die dunkeln Kiefern, die dichten Ginsterbüsche und die großen Steine waren seine Spiel-

kameraden. Die zankten nicht, waren still, freundlich und geduldig, und so wurde er gut Freund mit ihnen. Allmählich lernte er, daß ihrer aller Wohlsein und Gedeihen von der Erde abhing, und bald wunderte er sich nicht mehr, wenn der Vater die blanken Körner auf den Acker warf; er sah ernsthaft zu, wie sie hell in der Sonne sprühten und im braunen Erdreich versanken.

Die Erde war ihm das große Geheimnis, und er ahnte, wie auch sein eigenes kleines Geschick mit ihr verknüpft war. Wenn sie in der warmen Frühlingssonne ihren herben, starken Atem ausströmte, wie licht und fröhlich waren dann alle Dinge. Vater und Mutter hatten freudige Gesichter, die Birken spielten im Wind mit ihrem grünen Haar und selbst die düsteren Fuhren steckten helle, frischfarbige Lichter auf ihre schwarzgrünen Zweige. Dann lag sein kleines Herz ganz offen und wartend da, bereit, alle sprühenden goldenen Körner zu empfangen und in sich aufzunehmen, wie die Erde es tat.

Und alle Sorgen und Freuden, alles Verzagen und Wiederaufrichten, das Dürre oder Regen, Sonnenschein oder Sturm über die Äcker draußen hinziehen ließen, empfand seine Seele mit. So lernte sein Gemüt die Tiefen und Höhen — nicht aus den Kleinigkeiten des täglichen Lebens, sondern aus dem großen Geschehen der Natur, aus den schmerzvollen Wehen und dem drängenden Werden der ewigen und gewaltigen Mächte.

Und alle Dinge hatten ihr eigenes Leben für sich, — ein sichtbares und offenes, das allen gemeinsam war, und ein heimliches und verborgenes, das er nur ahnen konnte. Aber wenn er einmal mit der Mutter allein war, erzählte sie ihm davon. Sie tat es heimlich und scheu, als dürfte es niemand wissen. Vielleicht waren es ihre eigenen halb unbewußten Wünsche und schlummernden Gedanken, die das Mutterherz in ihr Kind hinüberströmen ließ als etwas unendlich Feines und Zartes.

Im Sommer saß sie Abends unter dem Apfelbaum und nahm ihn auf den Schoß. Dann verdämmerte die Heide im silbernen Dunst, und alle Dinge tauchten duftig und traumumrieselt aus dem Schatten auf.

Erst sah sie sich etwas scheu um, aber Harm arbeitete still für sich weiter, und sie begann leise zu erzählen.

Und die toten Dinge bekamen ihre Seelen.

Die leere Erde bevölkerte sich, die Steine wurden lebendig, die Bäume erhielten Gesichter, und aus Sumpf und Nebel stiegen fremde Gestalten.

Das Heimlichste aber von allen Dingen der Erde war für den kleinen Dierk das dunkle Moor. Da hinein tauchte Abend für Abend der rote Sonnenball, und wenn er versunken war, loderte noch lange ein goldenes Leuchten und Glühen über dem Sumpf.

Und später, wenn alles erloschen war, und nur noch die blassen Nebel langsam und traurig zogen,

huschten aus dem Moor kleine Lichter, bald hier und bald da, flammten auf und erloschen wieder, geheimnisvoll und unfaßbar.

„Mutter," fragte er dann wohl, „was sind das für Lichter?"

„Irrlichter, mein Dierk."

„Wohnen da auch Leute?"

„Nein, im Moor kann niemand leben, nur die Moorhexe wohnt dort. Aber die ist böse und läßt niemand dorthin."

„Mutter, erzähl mir," bettelte er und schmiegte sich fester in ihren Arm.

Und einmal erzählte sie ihm die Geschichte von der Moorhexe, und die drang so tief in sein kleines Herz, daß er sie nie wieder vergaß.

„Mitten im Moor," sagte die Mutter, „liegt ein Kolk, der ist bodenlos tief, und sein Wasser ist schwarz und tot. Da sitzt ein steinalter Rabe am Ufer, der tut, als wenn er schliefe. Aber er muß aufpassen, und wenn jemand kommt, muß er dreimal krächzen, daß die Moorhexe es hört. Das ist ein böses Weib, die Moorhexe, noch älter als der Rabe und ganz krumm und braun, nur ihre Augen sind grün. Die wohnt unten im Kolk und bewacht die Prinzessin."

„Die Prinzessin?" fragte Dierk.

„Ja, die Prinzessin, die unten im Moor liegen muß zu schlafen, tausend Schuh tief unten im Moor. Und das kam so: Es war einmal ein alter König, der hatte eine einzige Tochter, und die war so schön,

daß jedermann sie liebhaben mußte. Das hörte der Sumpfkönig und hätte sie gern gesehen. Da wartete er, bis es einmal lange regnete, so daß alle Gräben voll waren und er ganz bis an das Königsschloß schwimmen konnte. Dann sah er durchs Fenster und sah die Prinzessin, wie sie gerade ihr Haar kämmte, und das leuchtete so golden, daß es im ganzen Zimmer hell davon war. Da gefiel sie ihm so sehr, daß er sofort zum König ging und seine Tochter zur Frau haben wollte. Aber als die Prinzessin ihn sah, erschrak sie, denn er hatte Schilf auf dem Kopf und Flossen an den Händen, und sein ganzer Leib war schwarz und naß von Schlamm. Da graute ihr davor, Sumpfkönigin zu werden und bei den Fröschen im Schlamm zu leben und Kinder zu haben, die auch so schwarz und häßlich waren und Flossen an den Händen hatten. Sie wollte nicht, und der Sumpfkönig mußte allein abziehen.

Der tauchte zornig wieder in seinen Sumpf und schwamm nach seiner Großmutter, das ist die Moorhexe, und klagte der sein Leid. Da versprach die Moorhexe, ihm zu helfen. Sie ging gleich hin zum König, aber als der hörte, daß das böse Weib seine Tochter holen wollte, ließ er sie fortjagen. Da tat die Moorhexe einen Fluch, daß sie ihn und sein ganzes Land verderben wollte, wenn die Prinzessin nicht die Frau des Sumpfkönigs würde.

Nun ließ der König den ganzen Sumpf bewachen, daß weder der Sumpfkönig noch die Moorhexe herauskonnten. Aber am anderen Morgen kam ein

Ritter und meldete, daß der Sumpf gewachsen sei und immer weiter wachse und fast bis an den großen Eichenwald reiche, der rings ums Schloß lag.

„Der wird uns schützen," sagte der König.

Aber bald standen auch die starken Eichen schon im Sumpf, und dann starben ihre Blätter ab, und dann neigten sich ihre Stämme auf die Seite und versanken, und rund umher wurde alles ein einziger großer Sumpf.

Da ließ der König einen festen Damm um sein Schloß bauen, so hoch, daß nur ein einziges Fenster darüber hinweg sah, und alle Leute retteten sich ins Schloß.

In der Nacht aber, als alles schlief, stand der König an dem hohen Fenster und sah, wie der Sumpf immer höher und höher wuchs und fast bis an den obersten Rand stieg.

Und auf einmal rauschte es draußen im Sumpf auf, und die Moorhexe steckte ihren Kopf heraus und sang:

„De Sump is swart, de Sump is groot,
Dien Land und Riek liggt deep und doot.
Dien Dochter is Sumpkönigs Brut —
Sumpkönigs Brut giff us herut."

Da bog sich der König ganz zum Fenster heraus und sang der Moorhexe die Antwort:

„Sumpkönigs Brut is Pogg und Kröt,
Mine Dochter hett sneewitte Föt.
Veel leewer lieggt se deep und doot,
Ehr dat se stiggt in Dienen Soot."

Als das die Moorhexe hörte, schlug sie wütend mit einem großen Besen nach dem Schloß, da versank es mit allem, was darin war, tausend Schuh tief, und seit der Zeit ist hier nur noch Sumpf und Moor. Und wo das Schloß gestanden hat, ist jetzt der tiefe, tiefe Kolk.

Da unten schläft nun die Prinzessin und wartet, bis jemand kommt, der sie erlöst. Aber das ist nicht leicht, denn niemand weiß den Weg. Deshalb fliegt an jedem Abend ein Glühwürmchen aus, das soll leuchten; aber dann taucht die Moorhexe ihren großen Reiserbesen in den Kolk und besprengt das ganze Moor damit. Und überall, wo ein Tropfen hinfällt, hüpft eine Flamme aus der Erde, um die Leute irre zu führen, daß sie in den Sumpf geraten. Dann packt die Moorhexe sie und zieht sie hinab, daß sie im Schlamm versinken. Und die Prinzessin hat noch keiner erlösen können, sie wartet noch immerzu."

Als die Mutter schwieg, blieb Dierk still in ihrem Arm. Sie glaubte, er sei eingeschlafen, aber er sah nur nachdenklich aufs Moor hinaus.

„Mutter," sagte er plötzlich, „ich will die Prinzessin suchen."

„Kinder dürfen nicht hin," sagte sie und hielt ihn fest im Arm, „die werden gleich von der bösen Moorhexe gepackt."

„Aber wenn ich groß bin, dann, Mutter!"

„Wenn du groß bist — ja, dann darfst du die Prinzessin suchen," sagte sie und lächelte trübe.

Dierk aber spähte künftig immer nachdenklicher

übers Moor und nach den Irrlichtern. Hinter den Nebeln glaubte er die Moorhexe zu sehen, und als man einmal beim Torfgraben einen riesigen Eichenstamm fand, wurde ihm das Märchen noch mehr zur Wirklichkeit.

Eines Tages, so glaubte er fest, würde irgend etwas Wunderbares in sein Leben treten.

Aber Moor und Heide blieben leer.

Nur, daß einmal im Winter Männer kamen mit Meßstangen, Karten und langen Leinen. Die waren auf des Voßbauern Heide tagelang beschäftigt, kleine Pflöcke einzurammen und Pfähle aufzusetzen. Das dauerte ein paar Wochen, dann blieben sie aus, und die Heide lag wieder einsam unterm Schnee.

Aber dann, an einem Frühlingstage — Dierk sollte bald seinen ersten Schulgang antreten — war das Wunder leibhaftig da. Ein jäher, gellender Pfiff riß ihn frühmorgens aus dem Haus, ein dumpfes Dröhnen erschütterte draußen die Luft, er rannte erschrocken herum und sah plötzlich auf der Heide ein Ungetüm stehen, ein riesiges Ungeheuer, schwarz und groß, das mächtige Rauchwolken in die Luft stieß.

Er wollte zu den Eltern ins Haus flüchten, aber als er sich umwandte, standen sie beide hinter ihm vor der Tür und sahen nach dem schwarzen Ding hinüber.

„Mutter," schrie er auf und wollte unter ihre Schürze flüchten, „was ist das?" Sie lachte ihn nicht aus, sie nahm ihn bei der Hand und hielt ihn krampfhaft fest.

„Das — das ist — der Voßbauer," flüsterte sie und sah starr hinüber. Da, jetzt bewegte sich das Ungetüm, pustend und grollend, kroch langsam vorwärts und stieß zischend weiße Dampfwolken von sich.

„Ja, lütten Dierk — das ist ein Dampfpflug," sagte Harm und legte ihm die Hand auf den Kopf.

Und dann standen sie alle drei still da auf ihrem eigenen kleinen, mühsam hergerichteten, dürren und unfruchtbaren Anwesen und sahen zu, wie das große Ungeheuer langsam und schwerfällig, aber sicher und unaufhaltsam weiter kroch und hinter sich eine tiefe Furche aufgebrochenen Landes zurückließ. Eine seltsame Beklommenheit erfaßte sie.

Drüben liefen Arbeiter herum und eine helle Stimme, bei deren Klang Meta zusammenzuckte, gab Befehle.

Da schüttelte Harm den Kopf, nahm seinen Spaten — wie lächerlich klein ihm der jetzt plötzlich vorkam — und meinte: „Ja — dagegen kommt man wohl nicht an."

Meta wollte auffahren, aber sie sagte nichts, warf nur den Kopf in den Nacken und ging stumm ins Haus.

Dierk aber blieb, fest ans Haus gedrückt, stehen und alle Wundergeschichten aus dem Moor wurden ihm plötzlich lebendig, so unerhört und gewaltig erschien ihm das, was er hier zum ersten Male in seinem Leben sah.

Unabläſſig kroch das ſchwarze Ungetüm über den Boden und fraß, ein rieſiges, unerſättliches Tier, den braunen Pelz von der Heide. Wie eine große offene Wunde blieb die Erde bloß und zerbrochen hinter ihm zurück.

Tag für Tag hörte Meta das Summen und ſchwere Schüttern herüberdröhnen — ſie glaubte es nachts im Schlaf zu hören und warf ſich unruhig hin und her.

Immer, wenn ſie draußen war, mußte ſie hinüberſehen — eine ungeheure Fläche war das, die da umgebrochen wurde.

„Iſt das nicht verrückt, die ganze Heide umzuwühlen?“ fragte ſie Harm, „was will er damit?“

„Was mag er wollen? Ein Teufelskerl iſt das!“

Da begehrte ſie auf: „Ach was Teufelskerl — verrückt iſt er! Kann er das bearbeiten? Was ſoll da wohl wachſen? Wir quälen uns doch ſchon die ganzen Jahre hier ab und haben wir je eine gute Ernte gehabt? Mehr als wir kann er doch auch nicht machen!“

„Ja,“ ſagte Harm, „ich weiß nicht, woran es liegen mag,“ und ſeine Stimme klang ganz mutlos. „Er ſoll uns in Ruhe laſſen,“ fuhr Meta heftig und unvermittelt auf, daß Harm ſie verwundert anſah.

Ließ er ſie denn nicht in Ruhe? Kein einziges Mal war er wieder auf ihren Hof gekommen, aber obwohl ſie ihn nur von weitem ſah, peinigte ſeine Gegenwart ſie und machte ſie ganz unruhig. Sie ertrug es nicht.

Nein, ſie ertrug es nicht. Eines Nachts fuhr ſie

im Bett hoch und sagte es laut vor sich hin. Sie grübelte nach — was ertrug sie nicht? Daß er da war, in ihrer Nähe? Ach, das war es ja gar nicht. Aber daß er schaffte, wagte, große Pläne hatte — und daß sie hier stillsaß und zusehen mußte, das wars.

Ja, kühn war es, daß er sein Geld da hineinsteckte. Das ganze Dorf schüttelte die Köpfe und die meisten lachten ihn aus. Seit Jahrhunderten, Jahrtausenden war da nichts gewachsen, konnte er hier etwas herauszaubern? War die Saat nicht verloren, die da hineinkam? Was hatten sie nicht schon für Arbeit mit ihren paar Äckern! Weiß Gott, wenn sie sich nicht übermenschlich quälten, kam nichts heraus. Und vorwärts kommen, wie sie gehofft hatte? Sie lachte bitter auf.

Aber er hatte ja studiert, und sie hatte wohl einmal gehört, daß man mit künstlichen Düngemitteln die Erde verwandeln könnte. Aber Harm und sie, sie hatten es beide nicht gelernt.

Ach — warum mußte sie hier still liegen! War denn keine Hoffnung, jemals in die Höhe zu kommen? Nein, gar keine Hoffnung!

Eine große Angst überfiel sie. Aber sie wehrte sich; sie wollte nicht, sie durfte nicht aufhören zu hoffen, ihr Kind war ja da. Da stand sie leise auf und beugte sich über den schlafenden Dierk. Und plötzlich mußte sie beten: „Lieber Gott, laß ihn nicht umkommen in der Enge, mach' ihn nicht zu bescheiden, gib ihm Mut und Kraft, daß er auch einmal etwas wagt."

Dierk sah mit dem unbewußten Scharfblick des Kindes, daß seine Mutter sich quälte und daß die große Maschine auf der Heide daran Schuld war. Heimlich schlich er in den Deepengrund, versteckte sich hinter einem dichten Ginsterbusch und wartete, bis das machtvoll grollende Riesending in seiner Nähe vorbeirasselte. Wie plump und unbeholfen es herankam — er haßte es, ja, er hatte eine Wut darauf. Jäh nahm er einen Stein und schleuderte ihm den auf den eisernen Leib, aber der Stein prallte ab und fiel machtlos zur Erde; selbst der Schall von dem Aufschlag wurde vom stählernen Getöse verschlungen. Er stand noch verdutzt, da packte ein großer Mann in langen Reiterstiefeln ihn im Nacken und hob ihn lachend hoch: der Voßbauer hatte ihn beim Kragen. „Junge," sagte er, „was kannst du vergrellt kucken; gefällt dir das Ding nicht?"

„Nein," sagte Dierk und strebte von seinem Arm wieder auf die Erde herunter, „und meine Mutter mag es auch nicht leiden."

„So, so," sagte der Voßbauer und dachte: „also einen solchen Zorn hat sie immer noch auf dich." Er sah den Jungen an und fand dasselbe tiefe, leuchtende Braun in seinen Augen wie bei der Mutter. Da faßte er ihn, fast wider seinen Willen, mit einer rauhen Zärtlichkeit bei der Hand und sagte: „Komm, soll ich dir das Ding mal zeigen? Kannst sogar drauf sitzen, wenn du Lust hast."

Aber der Junge riß sich los und schrie heftig: „Ich will aber nicht, hörst du? Ich will und will das nicht."

Wie er mit den Füßen stampfte! Genau wie die Mutter, als ihr stolzer Mund zum Küssen gezwungen wurde. Ein jähes Verlangen nach ihr riß den Voßbauer hin, er packte ihren Jungen — ihren — und hob ihn hoch; es zwang ihn etwas, diese kleinen zornigen Lippen zu küssen. Im Nu hatte er einen Schlag mitten ins Gesicht.

„Ich will nicht, du! Und das schwarze Ding da, das schlag ich dir kurz und klein, wenn ich groß bin."

Der Voßbauer sah ihm nach, wie er fortlief. Er lachte auf, aber es klang hart und gezwungen. Dann drehte er sich um und ging hinter dem Dampfpflug her, der weiter seine Furche zog, unbeirrbar, zäh und unerbittlich, und mit dem stählernen Messer den Leib der Erde zerriß.

Tag für Tag gellte der schrille Pfiff den Folkers in die Ohren, wehte eine Rauchfahne über die Heide; und Tag für Tag verfolgten sie, wie sich eine braune Erdwelle neben die andere legte, bis das eiserne Ungetüm seine Arbeit getan hatte.

Dann wurde die Heide leer.

Regenschauer stürzten auf die gelösten Schollen und wurden gierig verschlungen, Frost ließ sie erstarren, Sonne brannte herab und durchwärmte die aufgelockerte Krume. Das Heidekraut, umgestülpt, entwurzelt und begraben unter seinem eigenen Mutterboden, verweste. Was nun? fragte das zerwühlte Land.

Was nun? fragte Meta und sah unruhig hinüber.

Schwere Ackergäule legten sich dampfend in die knirschenden Stränge und schleppten auf dem tiefen Sandweg Wagen auf Wagen heran, alle hochbepackt mit prallgefüllten Säcken.

Ein kleiner Kerl mit funkelnden Brillengläsern stand neben dem langen Voßbauern auf dem neuen Feld zu befehlen.

Ladung auf Ladung entleerte sich und rieselte in dünner Streu auf die Erde.

„Herr Professor — will he hier Solt planten?“ spotteten die Arbeiter und schielten dabei scheu nach dem Voßbauern hin, vor dem sie ihren Spott wohlweislich verbargen.

„Halts Maul,“ brummte der Kleine, „hier werden Taler gesät.“ Aber dann lachte er lustig auf und klatschte dem Voßbauern derb auf den Rücken: „Mensch, wenn wir die Chemie nicht hätten, was?“

Der Voßbauer dachte an die schwere Rechnung, die er für diese Säcke bezahlt hatte.

„Meinst du, daß sie Goldstücke aus meinen Talern macht?“

„Das nicht,“ sagte der Professor und seine Augen leuchteten warm und gut, „aber ich hoffe, Brot aus diesem unnützen Kraut, und das ist schließlich noch besser; von Talern ist noch keiner satt geworden!“

Sie standen wochenlang im Wind und gaben Acht, daß dem mageren Boden sein genau berechnetes Teil von dem zugeführt wurde, was ihm nach des Professors Untersuchungen fehlte. Eine Schar von Arbeitern war beschäftigt, zu ebnen, abzustecken

und Gräben zu schießen. Der Voßbauer lenkte sie herrisch und sicher, mitunter dröhnte seine Stimme nach dem kleinen Nachbargrundstück hinüber. Dann sah Diert, wie seine Mutter den Kopf hob und wohl einen Augenblick lauschte, und jedesmal war es ihm, als ob sie nachher doppelt zäh und hastig bei der Arbeit war. Zum Spielen kam er nicht mehr, ein fester Kreis von Arbeiten füllte seine schulfreie Zeit. Selten nur fand sich an einem stillen Abend Muße, einmal mit der Mutter unterm Apfelbaum zu sitzen. „Mutter," bat er dann wohl, „erzähl' mir wieder," und stand unbeholfen zärtlich neben ihr. Aber dann sah sie nicht mehr die Sonne golden über dem Moor verglühn — dann sah sie nur die gerade nebeneinander liegenden Äcker des Voßbauern — nein, auch die nicht einmal, ihn selber nur — Tatkraft, Schaffen, harte Wirklichkeit — konnte sie da Geschichten erzählen? Sie konnte nur grübeln und mit ihren harten und abgearbeiteten Händen ihrem Kind übers Haar streichen. Aber Märchen, — nein, die kannte sie nicht mehr.

* * *

Unwiderstehlich bannt eine geheimnisvolle Kraft das armseligste kleine Lebewesen an seine Heimat.

Das Nest der kleinen Heidelerche war im Vorjahre zermalmt worden, die halbwüchsige Brut vernichtet — Lärm, Menschen und das qualmende Ungetüm hatten die Erschrockene verjagt — jetzt trillerte sie wie früher über demselben Erdenfleck. Wo

wäre die Welt auch schöner als gerade hier, nachdem Mensch und Maschine wieder verschwunden waren? Die Welt, über der sie schwebt, ist freilich verändert. Eine Hälfte der großen Fläche da unten ist in breite Streifen zerlegt, auf der die Menschen kein Stengelchen des lieben Heidekrauts mehr dulden. Aber oben, wo die Heide höher lag, hat es sich ungestört wieder emporarbeiten dürfen durch die umgestülpten Schollen. Nur, daß in geraden Reihen, in unendlichen Linien, hellgrüne Tannenpflänzchen dazwischen aufleuchten, die ihre lichten Nadelzweiglein tapfer zwischen der braunen Heide ausbreiten und mit den kühnen Stämmchen feierlich steif und senkrecht zum Himmelslicht streben. Sicher geborgen zwischen Heidekraut und jungen Tannen hat die Lerche von neuem ihr Nest eingebaut.

Ihr Lied ist ein süßer Wirbel, verschlungen mit hundert anderen Liedern, die ineinanderklingen als ein einziger seliger Jubel über die herrliche Erde und rein und dankbar zum blauen Himmel aufsteigen. Sie jubeln, weil die Erde so reich und schön und über alle Maßen herrlich ist.

Ja — über alle Maßen reich und herrlich ist sie, singen die Lerchen.

Mit tief gesenkter Stirn geht Harm Folkers über den Hof nach dem kleinen Stallgebäude. Neben ihm geht ein Händler aus der Stadt, breitbeinig und kräftig, der bei jedem Schritt mit einem Stock seine

langschäftigen Stiefel schlägt. Jeder Schlag klatscht Harm schmerzhaft in die Ohren. Seine Hand zittert, als er den Stallriegel zurückschiebt.

So schlecht wie in diesem Jahr war die Ernte noch nie gewesen. Aus Kartoffeln und Hafer hat er sonst das Geld für die Zinsen gemacht und das Notwendigste dafür angeschafft, aber diesmal langt es nicht. Seinen sorgsam herangezüchteten Schweinebestand muß er verkaufen, nur um Geld zu schaffen. Diese Zucht war sein Stolz; bessere Tiere, als hier rund und fett auf der Streu liegen und neugierig die schnobernden Rüssel heben, hat auch der Voßbauer nicht in seinem Stall. Das drückt ihn, daß er die fortgeben soll. Der Händler lehnt sich über den Kofen, betrachtet sie mitleidig, fast geringschätzig und bietet einen lächerlich geringen Preis. Harm ist nicht einmal verwundert darüber, er läßt stumpf alles über sich ergehen — wozu noch lange reden? Aber als er schnell einschlagen soll, wendet er sich müde ab und ruft Meta. Ohne seine Frau etwas entscheiden, das kann er nicht. Der Händler legt schnell ein paar Taler zu, aber Harm schüttelt den Kopf, — ohne seine Frau, das geht nicht, da bleibt er fest.

Meta kommt, eine grobe Sackschürze vor, und gießt einen Eimer Futter in den Trog. Dann richtet sie sich auf und hört den Preis. Da lacht sie auf, — das wäre ja fast verschenkt. Sie fordert, was sie haben will, hart und fest. Der Händler tut entrüstet, rennt nach der Tür, aber er kommt wieder. Er redet

und redet und will abhandeln, aber Meta bleibt fest. Er schwört, daß er Geld zulegen muß, aber Meta geht nicht herunter, keinen Pfennig. Und siehe da, am Schluß zieht er seufzend seinen Beutel und zählt die Goldstücke auf. Und legt auch das Letzte noch dazu, als Meta ihm kurz alles zurückschieben will.

Harm steht dabei und wundert sich — was hat er für eine Frau! Ja — wenn er die nicht hätte!

Als die Tiere auf den Wagen geladen sind, stehen sie alle drei draußen und sehen nach dem großen Feld hinüber, auf dem fremde Arbeiter und Frauen mit bunten Kopftüchern noch mit der Kartoffelernte beschäftigt sind. Der Voßbauer steht da und putzt einen Knecht herunter, der seinen Wagen festgefahren hat und nun auf die Pferde losschlug. Mächtig donnert er den Kerl zusammen, dann packt er selbst in die Räder und hilft den Wagen aus dem weichen Acker.

„Sollte man glauben," sagt der Händler, „daß der mit seinem neumodischen Kram zurechtkommt? Was der da allein an Kartoffeln herausholt — Donnerwetter nochmal, das scheffelt."

Er bekommt keine Antwort und sieht von einem zum andern. Dann klopft er Meta vertraulich auf die Schulter und meint: „Nachmachen, junge Frau, nachmachen! Der Kerl drüben, der kann was!"

„Mag schon sein," sagt Meta kurz. Harm aber steht mit hängendem Kopf, zerarbeitet und müde, und sieht durch die Latten des Wagens regungslos

auf seine Tiere, die jetzt für eine Handvoll Geld einem andern gehören — nicht mehr sein eigen sind. Ihm fällt ein, daß der Stall leer ist — gleich morgen will er ihn reinmachen.

Der Händler sieht den Mann an und dann die Frau. Da lächelt er verschmitzt, und indem er auf den Wagen steigt, beugt er sich dicht zu Metas Ohr: „Schade, daß Ihrer nicht ein bißchen von dem da drüben abhat — aber nichts für ungut.“ Er schnalzt mit der Zunge und die Pferde ziehen an.

Meta versteht es plötzlich, was er meint. „Nein,“ will sie schreien, aber der Wagen fährt schon aus dem Hof. Nein, von dem soll er nichts an sich haben, tausendmal ist Harm ihr lieber als der. Sie sieht ihren Mann an, seine Schultern hängen nach vorn, sein Gang ist schleppend — die ewige Arbeit hat ihn zermürbt. Sie sucht in seinem Gesicht: seine Stirn ist voll Furchen, waren seine Züge immer so schlaff? Und seine Augen — seine Augen sind gut und treu, ja gut und treu. Und dabei fällt ihr der Hund vor dem Wagen der alten Kathrin ein, die wöchentlich einmal mit ihren Stuten bis hier herausgehumpelt kommt. Der hat auch so gute treue Augen, die nie aufblitzen, nie, nur immer gut und treu waren, auch wenn er den ganzen Tag vor seinem schweren Wagen keuchte und sich abquälte, und geprügelt und getreten wurde.

Gut und treu — ach gut und treu! Aufblitzen sollten sie, einmal aufflammen, brennen und glühen!

Anstürmen sollte er gegen das Schicksal, rasen, wüten, es mit beiden Fäusten packen, irgendwie!

Aber das — das konnte er nicht, Harm nicht! Nur immer arbeiten, sich treten lassen vom Schicksal und arbeiten.

Arbeiten mit krummen Knieen und krummem Rücken, gut und treu — ach — gut und treu. Bitter stieg es ihr auf. Da krampften sich ihre Finger, sie drehte sich um und ging ins Haus und saß drinnen am Tisch, warf den Kopf auf die Arme und schluchzte.

Harm stand neben ihr. Weinte sie, weil jetzt im Winter keine Wurst auf der Diele im Rauch hängen würde? Weil sie das Essen ohne Fleisch würde kochen müssen?

„Meta — vielleicht können wir ein paar Ferkel wiederkaufen, später.“ Sie antwortete nicht, da sah er sie traurig an und ging still an die Arbeit. Man mußte es eben tragen.

Sie ließ ihn gehen. O deswegen, wenn sie nur ihr trocken Brot hatten, deswegen weiß Gott keine Träne, deswegen nicht. Aber — es raste in ihr, sie mußte sich ausschluchzen. Da fühlte sie auf ihrer Hand eine andere, eine kleine warme, feste Kinderhand. Die zog und zerrte nicht, die drückte nur, warm und sicher. Und es schmolz etwas und löste sich in ihrer Brust. Sie weinte weich und leise weiter. „Mutter.“ O, sie verstand den heißen Händedruck und hob das Gesicht und lächelte tapfer.

„Dierk,“ sagte sie und tastete nach seinem Kopf und zog ihn fest an ihre Brust. „Wir dürfen uns

nicht unterkriegen lassen — du mußt immer ein tapferer und aufrechter Kerl sein, hörst du?" „Mutter", sagte er, „das bin ich auch."

„Und wenn dich jemand quälen will und möchte dir den Kopf beugen, dann sollst du dich wehren. Die Fäuste ballen und die Zähne zeigen, verstehst du das?"

„Ich weiß es, Mutter."

„Wir sind ganz arme Leute, Dierk. Tut es dir auch leid, daß du jetzt im Winter keinen Blutball mehr essen kannst und keine Hackgrütze?"

„Gar nicht, ich mag sie nicht einmal mehr."

„Darum sollst du dir doch von niemand etwas gefallen lassen, von niemand, niemand, einerlei, wer das ist! Ich dulde es nicht."

„Ich weiß wohl, wen du meinst, Mutter."

Er hob den Kopf und sah kindlich drohend aus dem Fenster auf die neuen Felder. Sie erschrak heftig. Wußte er — oder ahnte er nur? Sie stellte sich neben ihn, und ihre Augen nahmen einen harten Glanz an: „Ja, auch von dem nicht."

Von nun an war ein heimliches Einverständnis zwischen ihnen. Sie brauchten sich nichts zu sagen darüber, aber wenn sie nur einmal von ihrem Acker aufsahen, nach dem Feld nebenan, dann war das jedesmal wie ein fester Händedruck und sie gingen beide wieder mit verbissenen Lippen an die Arbeit.

Harm rückte ihnen ganz allmählich ferner. Er gehörte nicht mit dazu, — wußte nichts von ihrem

Bund und stand immer etwas außerhalb von Mutter und Kind.

Nur in einem waren sie sich gleich — sie arbeiteten alle drei ganz unmenschlich, um weiter zu kommen. Sie schafften mehr als früher, weil Dierk ja mit half. Sie konnten das Land besser durcharbeiten, das Unkraut besser gäten, die Frucht besser hacken. Alles, alles machten sie noch gründlicher als früher. Konnte Gott, wenn er ihren Fleiß sah, etwas anderes tun, als ihnen eine gute Ernte geben, besser als jedem anderen? Eifersüchtig sahen sie nach des Voßbauern Feldern hinüber. Wenn nur der Winter erst vorüber wäre.

Und dann diese ungeduldige Erwartung, als sich die ersten zarten, lichtgrünen Spitzen zeigten, als der braune Acker, wenn man ihn von der Seite ansah, einen hellen Schimmer bekam, und als sich endlich die Halme entfalteten und das ewigschöne Grün, die selige Farbe des Werdens und Gedeihens, satt und saftig und glänzend die Erde bedeckte.

Was für ein gesegnetes Frühjahr!

Des Voßbauern junge Tannen machten einen mächtigen Schuß, jetzt ließen sie schon die Heide unter sich. In langen Wellen liefen die grünen Bäume über das Land.

Überall schoß die Saat hoch und kräftig in die Halme. Keiner hatte Lust, abends das Feld zu verlassen, und jeder freute sich beim Einschlafen schon auf den kommenden Morgen, da die frische Herr-

lichkeit noch tausendmal frischer und herrlicher und saftschwellender dastehen würde.

Und jetzt brennt die Sonnne herunter, um das Gewachsene reifen zu lassen. O, sie meint es gut. Welch reiche Ernte wird das geben! Alle danken dem Himmel für seinen Segen.

Immer noch brennt die Sonne herunter. Tag für Tag, Woche für Woche glüht sie auf die Erde. Kein Tropfen Regen kommt.

Die Augen schmerzen von dem ewigen Hinaufstarren an den Himmel. Hat Gott vergessen, daß hier unten alles auf ihn wartet? Daß Kraut und Halm fast verdursten? Weiß er nicht, daß die Erde auf Harm Folkers Äckern keine Feuchtigkeit halten kann, daß die Schollen in Staub zerfallen, der ganze Boden nur noch ein trockenes Pulver ist, in dem die feinen Wurzelchen zusammenschrumpfen, eintrocknen und verkümmern und nichts, nichts zum Aufsaugen für die ausgedörrten Zellen mehr vorfinden? Sieht er nicht, daß das Vieh matt und träge auf der verbrannten Weide steht und kaum noch Lust hat, mit dem wunden Maul die hartgetrockneten, verdorrten Grasstengel abzureißen?

Immer noch brennt die Sonne herab, unbarmherzig starr und sengend.

Harm Folkers steht an seinem Acker und wühlt unter dem welken, verstaubten Kartoffelkraut im Sand. Die paar Knollen, die er findet, sind nicht größer als Kirschen. Er geht mit gesenktem Kopf nach seinem Haferfeld — die Halme reichen ihm

kaum bis übers Knie und tragen auf den braungelben Stengeln verkümmerte, frühreife Ähren. Mutlos sieht er darauf nieder. Was soll nun werden?

Meta kommt von der Weide. Die weißgescheuerten Milcheimer hängen am Joch über ihrer Schulter, aber es ist nicht halb so viel Milch darin wie sonst.

Als sie Harm gewahrt, bleibt sie stehen und legt die Hand über die Augen. Da sieht sie auch drüben beim Voßbauern jemand im Haferfeld stehen — das ist er. Sie steht, das schwere Joch auf der Schulter, die eine Hand an der Kette, die andere über den Augen, und sieht nach beiden hin. Nach beiden Feldern und nach beiden Menschen.

Sie vergleicht die Felder. Ist das drüben nicht höher und voller? Auch so gelb und verbrannt ist es nicht, kommt ihr vor. Als hätte eine unsichtbare Kraft im Boden die lebenspendende Feuchtigkeit festgehalten und nährte das Korn noch aus heimlicher Quelle. Jetzt, da ein leiser Wind es bewegt, sieht sie deutlich, wie beim sanften Wiegen hier das Gelb einen braunen, dort einen grünlichen Unterton erhält.

Sie schließt die Augen halb, daß alles zu schwimmen beginnt. Undeutlich schwanken die beiden gelben Felder und darin die beiden Menschen. Sie schließt ein Auge ganz, da rückt Harm ferner und der Voßbauer näher, sie stehen nebeneinander. Und da sinkt Harm ganz in sich zusammen und sieht müde, alt und abgerissen aus. Immer kleiner und

häßlicher wird er. Und der andere wächst neben ihm hoch, wird immer größer und wirft den Kopf in den Nacken und lacht. Ganz deutlich hört sie das kräftige, selbstbewußte, harte Lachen. Dicht nebeneinander stehen die beiden. Wie grau und zusammengeschrumpft Harm ist — und der andere will immer noch wachsen und trägt den Kopf immer höher. Aber sie duldet es nicht, sie zwingt ihn nieder, mit Gewalt, alle Kraft muß sie anwenden, um ihn herunter zu drücken. Aber er stemmt sich dagegen und lacht.

Da reißt sie die Augen auf und schüttelt den Kopf. Harm steht nahe vor ihr und der andere weit hinten, unmöglich konnte sie ihn lachen hören.

Sie wirft das Joch zurecht und geht. Aber ihre Kniee schwanken, ihre Schultern schmerzen — sie fühlt, daß sie eine unendliche Last mit sich herumschleppt, die sie zu Boden drückt.

Langsam geht sie unter ihrem schweren Joch dahin.

In diesem Jahr war es nicht zu bezweifeln, daß des Voßbauern Felder die große Dürre am besten überstanden. Alle, die ihn solange verlacht hatten, mußten es zugeben, und der eine und der andere schlich so bei Gelegenheit zu ihm heran und fragte um Rat, ob das Teufelszeug wohl auch für seinen Acker geeignet wäre. Der Voßbauer schrieb an seinen alten Lehrer, und der Professor kam und hielt den aufhorchenden Bauern einen Vortrag

über die Zusammensetzung ihres Bodens und die Dinge, die darin fehlten. Plötzlich war der Kunstdünger Trumpf im Dorf, und da einige Hartnäckige immer noch nicht an ihn glauben wollten, gab es Streit und Gerede darüber im Wirtshaus und das Kali war wenigstens in aller Munde. Man wußte, daß die Kalianteile mächtig gestiegen waren, und daß einige Bauern reiche Leute dabei geworden waren. Dazu kam, daß die Fabrik nicht einmal genug liefern konnte, so viel wurde verlangt. Überall wurde nach Kali gebohrt, und das Geld juckte den Leuten in den Fingern.

Plötzlich hieß es, eine Unternehmergesellschaft habe in der Nachbarschaft große Geländestücke angekauft und wolle dort bohren. Da kamen die Gemüter in Hitze. Sollte man denn alles den anderen überlassen? Mehrere aus dem Dorf taten sich zusammen und schrieben an einen Rechtsanwalt, und bald zeigte sich einer und nahm die Sache in die Hand.

Eines Tages kam der Pastor ganz aufgeregt nach Haus. Sein Bart sträubte sich wagerecht voraus, als er auf und ab durch die Stube rannte und Zahlen murmelte. Endlich konnte ers nicht mehr allein tragen: „Ah!“ sagte er und schlug sich mit der Hand vor die Stirn, „wenn man jetzt Geld flüssig hätte! Jetzt wäre es zu machen!“

Seine Frau sah ihn etwas spöttisch an, weil sie dachte, es sei einer seiner gewöhnlichen Anfälle, wo er in plötzlichem Tatendrang irgendeine neue Dummheit unternehmen wollte.

Da trat er dicht vor sie hin: „Weißt du, was der Uhlhorner Amtsbruder mir erzählte? Ein Pastor im Schlohauser Bezirk hat sich ein Landhaus am Rhein gekauft, so viel hat der an Kalianteilen verdient."

„So — und was hast du mir sonst davon erzählt?" fragte sie. Aber er tat es mit einer Handbewegung ab: „Früher — ja früher, da lag die Sache ganz anders, aber jetzt, da einem die Gelegenheit so unmittelbar auf die Nase gesetzt wird —." Und er erzählte ihr, daß der Anwalt bei ihm gewesen sei, daß man besonderen Wert gerade auf seinen angesehenen Namen lege — ah, es war zu dumm, daß er so wenig flüssig hatte.

Ein Landhaus am Rhein — hinten in den illustrierten Blättern, die man im Winter las, waren öfter welche zum Kauf angeboten, mit Park und Wiesen — sie wurde ganz blaß.

„Warum hast du nicht auf mich gehört, als du das Geld hergabst für die Heidestelle da draußen? Meta und Harm Folkers, die hätten es auch anderswo bekommen! Jetzt sitzt es fest."

Er fuhr sich ärgerlich durch den Bart: „Ja, du hast Recht. Aber konnte ich das abschlagen?"

„So —," sagte sie, „und deine Kinder, gehen die nicht vor?"

Und während er auf und ab rannte durch die Stube, hielt sie ihm in langer Reihe vor, was er alles an andern Gutes getan hatte, und jede gute Tat wurde zu einem Unrecht an seinen Kindern.

Er war ganz zerknirscht. Was für ein Rabenvater war er gewesen. Ja, das mußte anders werden.

„Wenn ich jetzt das Geld kündige — meinst du, daß es ihnen schwer fallen wird?“ „Ich will nichts dazu sagen,“ sagte sie, „aber sie können sich ja leicht an anders jemand wenden.“

Ja, das konnten sie vielleicht. Er wollte jedenfalls einmal mit Meta darüber sprechen.

Der Herbstwind wehte über die Felder, die kahl und traurig unter den Stoppeln lagen.

Es war schmerzlich gewesen, hinauszusehen, als das Korn so schlecht stand, aber jetzt, da alles abgeerntet und leer war, war es noch schmerzlicher.

Die großen Krähen schwebten über den Äckern und lauerten auf die Feldmäuse, die sich zwischen den Stoppeln an dem ausgefallenen Korn sattfraßen — die Einzigen, die eine reiche Ernte hatten.

Meta ging über die Diele und sah, daß Dierk Brennholz aufstapelte. Zwischen zwei Pfosten, an denen das Vieh sonst gestanden hatte, baute er es auf, daß der ganze Raum wie mit einer Mauer ausgefüllt wurde.

„Willst du es nicht lieber nach draußen bringen, damit es austrocknen kann?“ fragte sie ihn. Aber er schüttelte stumm den Kopf. „Hier kann es aber nicht liegen bleiben.“ Er sah sich gar nicht nach ihr um und fuhr nur langsam und eigensinnig fort, das Holz aufzuschichten. Das ärgerte sie: „Dierk, hörst du nicht, was ich sagte?“ Sie faßte ihn am

Arm, da sah er sie an, und sie merkte, wie es um seinen Mund zuckte. „Es war hier so leer, Mutter."

Und plötzlich verstand sie ihn. Hier hatte das weißbunte Kuhkalb gestanden, das seiner Pflege anvertraut gewesen war. Unermüdlich hatte er dafür gesorgt und sie hatten immer gesagt, daß es aufgezogen werden sollte. Bis gestern — da war der Händler gekommen und hatte es abgeholt, weil sie Geld haben mußten.

Da ließ sie ihn gewähren und sah zu, wie er den leeren Stand ausmauerte, weil er den Anblick nicht ertragen konnte.

Und es kam ihr zum Bewußtsein, wie unmenschlich hart es eigentlich war, hier nur für das nackte Leben zu fronen und immer tiefer und tiefer zu sinken.

Jetzt konnte sie doch wirklich nicht mehr hoffen, jemals wieder in die Höhe zu kommen. Alles, alles hatte sie zusammensuchen und verkaufen müssen, bis der kleine leinene Beutel in der Kommode so weit gefüllt war, daß es gerade für die Zinsen langte. Wenn sie dies Geld hingab, hatten sie für den Winter nicht einmal das Brot mehr. Sie mußte den Pastor bitten, daß er ihr diesmal die Hälfte zurückließ — ja, das war das Einzige, was retten konnte. Ganz mutlos setzte sie sich hin und legte die Hände in den Schoß. Konnte denn ein Mensch noch tiefer sinken als sie? „Das ist jetzt aus mir geworden," dachte sie, „daß ich schon betteln will, richtig betteln. Aber nein, ich glaube, das kann ich doch nicht, ich

würde mich zu sehr schämen. Aber wir müssen doch wenigstens zu essen haben. Und schämen — vor wem soll ich mich schämen? Harm — vor dem nicht, und Dierk? Für den tu ich es doch. Aber die Leute — ach, ich hab ja mit niemandem was zu tun, ich seh hier ja keinen Menschen, der mich kennt."

Sie überlegte, ob sie irgendeinen Ausweg fand. Aber sie klebten hier ja fest, ein Jahr nach dem andern würden sie hier sitzen und sich quälen, immer armseliger würde es mit ihnen werden, und bald würden sie nur noch in Lumpen gehen. Oh — da biß sie die Zähne zusammen, noch war es nicht so weit. Sie wollte sich wehren bis zum letzten Augenblick.

Da trat sie plötzlich ans Fenster — war da nicht eben ein Wagen vorgefahren?

Sie erschrak ordentlich, als sie den leichten Jagdwagen des Voßbauern erkannte. Warum hielt der hier?

Ach so — er hatte den Pastor mitgebracht. Der stieg hier aus. Jetzt sah er sie vorm Fenster stehen und winkte — und jetzt sah auch der Voßbauer her. Er sah ihr gerade in die Augen, ganz fest und ernst. Und plötzlich, als hätte er sich erst besinnen müssen, griff er an den Hut und grüßte. Da wurde sie dunkelrot und trat rasch zurück; sie fühlte, wie das Blut ihr durch den Körper schoß. Und jäh kam ihr der Mut wieder. Hastig ging sie an die Kommode, nahm den Beutel mit Geld heraus und legte ihn auf den Tisch.

Nein, sie konnte nicht betteln. Niemals würde sie sich so demütigen können — nie, nie, nie! Wenn sie auch noch so armselig leben mußten, darum sollte keiner auf sie herabsehen können — keiner, und wenn er noch so stolz wäre. Lieber hungern.

Ganz hoch richtete sie sich auf und wartete.

Jetzt kam der Pastor mit Harm in die Stube.

„Ich wollte nur einmal nachsehen, wie es hier draußen steht," sagte er, „aber ich seh wohl, daß Ihr noch alle gesund seid."

„Ja," sagte sie, „das geht wohl," und schob ihm einen Stuhl hin. Er setzte sich und Harm ging hinter ihm herum und stellte sich mit dem Rücken an die Wand

Alle drei sahen sie auf den Beutel mit Geld und schwiegen.

„Gott sei Dank, daß es vollzählig ist," dachte Meta, „aber wie kann ich nur einen Augenblick daran gedacht haben, ihm die Hälfte abbetteln zu wollen." Da hörte sie den Pastor sprechen: „Dierk hat sich ja mächtig herausgemacht; er ist ein tüchtiges Stück gewachsen im letzten Jahr."

„Ja," sagte sie, „er ist für seine zehn Jahre groß genug."

„So — so —," meinte er, „so lange seid Ihr schon hier! Es ist ein ordentliches Stück Land, das Ihr jetzt unterm Pflug habt."

„Ja, Land genug ist es wohl."

Da wandte er sich an Harm: „Die Ernte ist wohl nicht besonders gut ausgefallen in diesem Jahr?"

Aber ehe Harm noch antworten konnte, sagte Meta schnell: „Nein, besonders gut wohl nicht, aber es kann auch ja nicht jedes Jahr überein sein.“

„So ist es,“ sagte er erleichtert, „man darf den Mut nicht sinken lassen. Aber habt Ihr schon einen Versuch gemacht mit den neuen Kalisalzen?“

„Nein, das brauchen wir hier nicht.“

„Das solltet Ihr aber wirklich einmal probieren. Der Voßbauer sagte mir eben noch, ohne Kali hätte er in diesem Jahre nicht die Hälfte geerntet. Harm, du mußt unbedingt einmal mit ihm sprechen, er kennt die Sache doch.“

Harm nickte mit dem Kopf, ganz langsam und schwer und müde. Da fuhr er fort: „Ja, das Kali — habt Ihr schon gehört, daß man hier in der Nähe auch bohren will?“

Nein, davon wußten sie nichts, sie kamen ja fast nie ins Dorf hinein.

„Ja,“ sagte er weiter: „das ist eine große Sache, die man unterstützen muß. Merkwürdig, daß so viele immer noch nichts davon wissen wollen.“

„Man kennt es noch zu wenig,“ meinte Meta.

„Das ist aber doch kein Grund,“ sagte der Pastor und wurde ganz warm, wie immer, wenn er jemand überzeugen wollte. „Ist es nicht wunderbar, daß man so gewissermaßen die Erde veredelt? Und denkt doch nur, was das heißen will, wenn wir hier ein großes Kaliwerk haben. Das gibt doch für viele Arbeit und Verdienst.“

Harm dachte daran, was der Pastor früher davon

gesagt hatte, aber es hatte wohl keinen Zweck, ihn jetzt daran zu erinnern.

Eine Pause entstand und der Pastor überlegte: wie bringe ich es nur an, — wenn sie nur reden wollten.

Da nahm Meta den Beutel in die Hand und sagte: „Herr Pastor, wollen Sie nicht die Zinsen mitnehmen? Ich habe sie schon zurechtgelegt."

„So — so —," sagte er und war unschlüssig: „es hat aber ja keine Eile damit. Deswegen bin ich nicht gekommen."

Meta zählte schon das Geld auf den Tisch. Sie fühlte deutlich, wie jedes einzelne Stück sich von ihr trennte und dachte dabei: das sind die Kartoffeln gewesen, das war der Hafer, das war das kleine Kuhkalb und das war Mutters große goldene Brosche.

„Es stimmt wohl?" fragte sie.

„Danke, aber nur, wenn Ihr es wirklich schon entbehren könnt."

„Ja, wir haben es übrig."

„So — so —, das ist gut. Ja, ich sagte schon, man ist an mich herangetreten, die Bohrungen zu unterstützen. Und ja — da wollt ich Euch fragen, — wenn es möglich ist, meine ich — ob Ihr vielleicht die Grundschuld ablösen könnt. Ich denke, daß Ihr das Geld jetzt ohne Schwierigkeit irgendwo wiederbekommen werdet. Es ist ja eigentlich nur eine Umschreibung nötig —."

Einen Augenblick schloß Meta die Augen. Es war

ihr, als ob hundert Hände ihren Rock faßten und sie langsam zu Boden zögen. Ihre Kniee zitterten.

Plötzlich sah sie Harm ganz blaß mit herabhängenden Armen an der Wand stehen — hilfeflehend sah er sie an mit gequälten Augen.

Da hob sich mit einem Male ihre Brust — ein jäher Entschluß fuhr ihr blitzartig durch den Kopf, und zugleich fühlte sie alle diese unendlich schweren Sorgen der letzten Zeit von sich abgleiten. Eine große Ruhe kam über sie, und sie war plötzlich frei und glücklich. Wie von weither hörte sie die Stimme des Pastors: „Ich will natürlich gern einmal mit dem Voßbauer reden, vielleicht hat der —"

Sie trat rasch auf ihn zu: „O, das ist nicht nötig, Herr Pastor, wir brauchen es nicht mehr. Und ich danke Ihnen noch herzlich, daß Sie uns damals geholfen haben."

Sie lächelte so heiter dabei, daß er verwirrt wurde. Er stand auf. Das hatte er nicht erwartet, daß sie es so leicht nehmen würden. Ihm fiel ein Stein vom Herzen, und zugleich wollte es ihn doch ein wenig ärgern, daß er hier so rasch entbehrlich war.

Er nahm, noch immer verwundert, Abschied, aber an der Tür machte er noch einmal Halt: „Wenn es aber irgendwelche Schwierigkeiten machen sollte —"

„O nein," sagte Meta und sah ihn sonderbar ruhig an, „es ist ein großes Glück für uns alle."

Da ging er mit hochrotem Kopf hinaus.

Als Meta in die Stube zurücktrat, stand Harm noch unbeweglich da und sah sie hilflos an. Wie zer-

quält und abgearbeitet hatten die Jahre ihn gemacht — alt und grau und müde lehnte er an der Wand.

Sie trat zu ihm und legte ihm lächelnd beide Hände auf die Schultern: „Harm — jetzt sollst du dich keinen einzigen Tag mehr quälen. Jetzt müssen und wollen wir fort von hier. Gott sei Dank!"

Fort von hier — da ging es wie ein Krampf durch seinen Körper. Er schwankte an den Tisch, legte den Kopf auf die Arme und schluchzte wie ein Kind.

Fort von hier — fort von hier!

* * *

Naßkalt und neblig lagen graue Schwaden auf der Heide. Trübe und gleichmäßig rieselte ein feiner Regenstaub, nur hin und wieder von einem Windstoß gejagt.

Viele Menschen waren just nicht da, als die kleine Stelle neben des Voßbauern großen Feldern verkauft wurde; aber alle, die Harm von früher her kannten, waren doch gekommen und standen unter klobigen Regenschirmen auf dem Hof und auf der offenen Diele zu warten.

Dierk, der überall auf fremde Gesichter sah, trat fröstelnd vor die Tür. Er wußte nicht, wo er bleiben sollte, überall waren fremde Menschen, die gleichgültig und gelangweilt herumstanden und mit großen Händen alle Gegenstände prüfend befühlten.

Auf der Straße gerade vor dem Tor hielt ein Wagen, auf dessen Vordersitz unter dem nassen

Lederverdeck ein kleines Mädchen kauerte und neugierig herausblickte.

„Du," sagte sie, als sie ihn sah, „dauert das noch lange?"

„Was?" fragte er.

„Bis mein Vater herauskommt?"

„Das weiß ich nicht."

Sie sah ihn mit blauen, lebhaften Augen eine Zeitlang verwundert an, wie er ohne Schirm am Tor stand, dann meinte sie: „Komm hier doch mit unter die Decke — du wirst ja ganz naß."

„Wie heißt du denn?" fragte er, ohne näher zu treten.

„Ich?, Teda Voß."

„Ist der Voßbauer dein Vater?"

„Ja, aber willst du nicht mit heraufkommen?"

„Ich weiß nicht," sagte er, aber sie rückte schon zur Seite und hob das Verdeck. „Nur schnell! Ich hab hier auch noch eine Pferdedecke. Da wollen wir uns hineinwickeln, dann ist es wärmer."

Dierk sah sich um — er wußte heute keinen behaglichen Platz im Haus, da kletterte er rasch hinauf und kauerte neben ihr nieder. Sie kuschelte sich warm an ihn. Ihre Gesichter sahen dicht nebeneinander unter der Decke hervor und das Lederverdeck hielt die Nässe ab — so war es ganz behaglich.

„Ja, aber morgen ziehen wir hier weg in die Stadt."

„Ach, das ist aber fein."

„Nein, das ist gar nicht fein!“

„Wärst du denn lieber hier geblieben?“

„Ja, viel lieber!“

„In diesem kleinen Haus?“ fragte sie verwundert, „Ihr habt ja nicht einmal eine Glaskugel im Garten, und einen Pfau habt Ihr auch wohl nicht?“

„Nein,“ sagte er, „aber ich hab hier ein eigenes Beet im Garten, da kann ich pflanzen, was ich will.“

„Ach, das ist fein,“ meinte sie und schmiegte sich dichter an ihn, „du mußt mich fest umfassen, dann ist es wärmer. Was hast du denn gepflanzt?“

Da empfand er in seiner Verlassenheit die Wärme ihres kleinen Körpers als etwas Liebes und Inniges und wurde ganz zutraulich. Und dann erzählte er ihr von allen Herrlichkeiten des Hauses, von den Schwalben unter dem Dielenbalken, von seinen Tieren und von dem krummen Apfelbaum, auf dessen Ast man so herrlich reiten konnte und schaukeln. Und die blanken Äpfel hingen einem dabei grad so vorm Gesicht, nur die Hand brauchte man danach auszustrecken.

„Den mußt du mir zeigen,“ rief sie begeistert, „wollen wir hin?“

„Nein — jetzt nicht mehr. Es regnet ja — und die Äpfel sind alle herunter.“

„Aber der Ast, auf dem man reiten kann, willst du mir den nicht zeigen?“

Er schüttelte den Kopf: „Es wird ja alles verkauft,“ sagte er, und das Elend saß ihm in den Augen. Sie sah ihn eine Zeitlang still von der Seite an; es

schluckte ihm in der Kehle, aber die Tränen zwang er zurück und sah bittertrotzig gradeaus. Da legte sie ihre warme Kinderwange an seine und blieb still neben ihm sitzen. Das tröstete ihn wunderbar, und als sie noch die Decke fester um ihn zog, hätte er ihr gern etwas Liebes getan. Er suchte in seinen Taschen, aber er hatte nichts, was er ihr schenken konnte.

Eine ganze Weile saßen sie still, endlich fragte das Mädchen: „Du, fährst du auch zuweilen mit deinem Vater?“

Er schüttelte den Kopf.

„Bist du lieber bei deiner Mutter?“ fragte sie weiter. Er nickte.

„Meine Mutter ist immer krank,“ fuhr sie fort, „aber mein Vater, der nimmt mich öfter mit. Fahrt Ihr nie aus?“

„Nein,“ sagte er, doch im Drange, sich zu verteidigen, fügte er hinzu: „Dafür erzählt mir meine Mutter zuweilen aber Geschichten.“

„Geschichten? Richtige Geschichten?“

„Natürlich.“

„Richtige Geschichten!“ sagte sie bewundernd, und nach einer Weile bat sie: „Du, erzähl mir doch eine, ich hab noch nie eine gehört.“

Da erzählte er ihr, erst scheu und stockend, aber bald fließend und lebendig, das Märchen von der Moorhexe, und beide vergaßen den Regen, die verdrießlichen Menschen auf dem Hof und den ganzen traurigen Tag unter ihrem engen Lederverdeck.

Die Leute standen noch immer auf dem Hof. Irgend etwas ging im Haus vor, worauf sie warteten. Sie waren, wie das Wetter, mürrisch und verdrießlich und ihre nassen schwarzen Schirme hockten draußen wie große schwarze Krähen, die trübselig auf Beute lauerten.

Drinnen in der einzigen Stube stand der Voßbauer und redete. Plötzlich hatte er heute den Einfall bekommen, herauszufahren. Als er vor einigen Wochen hörte, daß Harm Folkers seine Stelle mit sofortigem Antritt verkaufen wollte, hatte ihn eine Unruhe gepackt. Gerade, als ob ihm jemand einen Streich spielen wollte, jetzt, da eben die gewaltige Arbeit draußen einigermaßen fertig war — da die Tannenschonung gedieh und die Felder in Kultur standen, da das Ganze soweit war, daß auch die Zweifler den Erfolg zugeben mußten.

Was hatte sein Werk mit dem Verkauf dieser lächerlich kleinen Stelle zu tun? Gar nichts — nein!

Aber er konnte es nicht haben, daß Meta fortging. Heute war es ihm plötzlich klar geworden: alles, was er da geschaffen hatte, war ihretwegen geschehen. Ja — ihretwegen! Ihn sollte sie sehen, ihn selbst, wenn sie den jungen Wald sah, und seine Arbeit, wenn sie nur aus dem Haus sah. Jetzt wußte ers. Hatte er nicht immer draußen gespäht, ob ihre gerade und aufrechte Gestalt aus der Tür trat, war er nicht nur deshalb so oft herausgefahren, um sie heimlich zu beobachten, wenn sie auf dem Feld arbeitete?

Ja — ihretwegen hatte er mit dem Dampfpflug die Heide zerreißen lassen, ihretwegen aufgeforstet und Äcker aus dem Sand geschaffen. Hatte es ihn nicht jedesmal durchzuckt, wenn er sie nur von weitem sah? Jeden ihrer Schritte hatte er verfolgt, wenn sie dahinging, immer mit diesem fast lässig wiegenden, herausfordernd stolzen Gang, immer noch so aufrecht und schlank wie damals, als er mit ihr getanzt hatte. Genau so bewegte sie den Arm noch beim Gehen, jede kleine Eigenheit fiel ihm in die Augen — ach, nur deshalb war ihm die Arbeit draußen so lieb geworden.

Da hatte es ihn heute gepackt.

Zu Haus sagte er, er wolle in die Stadt fahren, nahm sein Kind noch mit, um sicher zu gehen, — aber ganz von selbst waren die Pferde in den Sandweg abgebogen und hierher gelaufen.

Und jetzt stand er zum ersten Male in der kleinen Stube vor den Eheleuten. Er sprach auf Harm ein, der am Ofen stand und zu Boden sah. Er stellte ihm vor, wie er hier arbeiten müsse — ganz anders als bisher — was man herausholen könnte aus dem Boden und was da erst hineinmüßte. Das Geld — pah — die kleine Grundschuld und noch so runde tausend Taler dazu, für einen gründlichen Anfang, er hatte es gerade flüssig. Wenn er die hier anlegen könnte, ihm, dem Voßbauern selbst, wär ein Gefallen damit getan.

Harm sah seine Frau an, zweifelnd, leise hoffend — er begegnete ihrem Blick; klar fest und entschie-

den sah sie ihn an, da ließ er den Kopf wieder sinken. Ohne ein Wort zu sagen, ging er hinaus.

Da hob der Voßbauer den Stuhl, hinter dessen Lehne er stand und stieß ihn heftig nieder: „Meta — Sie! Sie sind es, die fortwollen!“

„Ja,“ sagte sie fest und sah ihm gerade ins Gesicht. Sie schwiegen beide. Ganz langsam lösten sich seine um die Stuhllehne gekrampften Finger.

In diesem Augenblick ging in ihnen beiden ein Wechsel vor. Sie fühlte, wie er kleiner wurde, wie sie ohne Furcht und Bewunderung vor ihm stehen konnte, wie sie selbst Macht über ihn gewann; und wie er, der starke Voßbauer, sich innerlich wand und sich beugte vor ihrem starken Willen.

Ganz anders standen sie sich plötzlich gegenüber.

Eben noch, bei dem ersten Wort, hätte sie ihn hinausweisen müssen — jetzt wars nicht mehr nötig — sie zwang ihn, sie war die Stärkere! Jetzt konnte er reden, wenn er wollte — sie hatte keine Furcht mehr — und keinen Haß. Sonderbar, daß sie ihn nicht einmal mehr hassen konnte.

Sie wartete, daß er sprechen würde.

Endlich, sich gewaltsam zwingend, begann er: „Meta — warum wollen Sie mit Gewalt fort von hier?“

Ruhig sah sie ihn an: „Es ist besser so — für uns alle!“

Er lachte auf, kurz und rauh: „Besser? In der Stadt besser als hier auf eigenem Grund und Boden?“

„Ach," sagte sie, „das ist ja so gleichgültig, wo wir bleiben."

Er hörte heraus, daß sie nur auf jeden Fall fort wollte. Seine Augen folgten dem tannenbaumartigen Muster des weißen Sandes, der auf den Dielen gestreut war. Plötzlich hob er den Kopf: „Also — meinetwegen wollen Sie fort! Nicht wahr?" Als er es aussprach, fühlte sie, daß er recht hatte. Sie hatte es sich nicht eingestehen wollen, jetzt wußte sie es. Aber sie schlug die Augen nicht nieder.

„Ja, auch das, wenn Sie es hören wollen." Und sie empfand eine stolze Freude, ihm das ins Gesicht sagen zu können. Er quälte ein Lachen heraus. Es sollte spöttisch sein, aber es klang nur bitter: „So verhaßt bin ich Ihnen also! Ich muß wohl ein ganz elender Kerl sein!"

Hell und scharf klang ihre Stimme: „Wer mich nicht achten kann —," da fuhr er auf und trat dicht vor sie hin. „Meta — können Sie denn überhaupt nicht vergessen? Sie wissen ja nicht, wie ich zu Ihnen aufgesehn hab, all die Jahre hindurch — wie ich diesen einen dummen Augenblick bereut hab! Herrgott, es hätt' alles anders sein können, alles! — Sie und ich —" Er brach ab. Heiß sah er sie an und die Leidenschaft glühte aus seinen Augen.

Da trieb ihr eine jähe Erkenntnis das Blut ins Gesicht, blitzartig ahnte sie, was in ihm vorging. Eine Sekunde lang wollten sich ihre Augen schließen, wollte ein Glücksgefühl sie durchfluten, wollte

ihr starker Wille sich einer süßen Müdigkeit hingeben — aber rasch richtete sie sich wieder auf.

„Wer gibt Ihnen das Recht, so zu sprechen?“

„Meta!“ Es war wie ein Schrei. Unwillkürlich streckte er beide Hände nach ihr aus.

„Gehen Sie!“ sagte sie hart.

„Meta!“ bat er.

O, sie kostete diese Minute aus. Turmhoch fühlte sie sich über ihm stehen.

Da besann sich der Voßbauer und trat einen Schritt zurück.

„Es ist ja Wahnsinn, was Sie vorhaben. Ich will nicht, daß Sie da zugrunde gehen! Herrgott — dann wenigstens, dann — wenn Sie in Not kommen sollten — denken Sie an mich.“

Rasch ging er hinaus.

Meta atmete tief auf.

Sie sah sich in der kahlen, halb ausgeräumten Stube um und sah aus dem Fenster — grau und dicht lag der nasse Nebel auf der Heide.

Eine unbestimmte Angst preßte ihr jäh das Herz zusammen, aber sie biß die Zähne aufeinander.

Der Voßbauer sprach auf der Diele mit dem Verganter, der gerade mit seinem Schreiber ankam, dann stieg er rasch auf seinen Wagen und sah kaum, daß bei seinem Nahen ein kleiner Junge unter dem Verdeck wegsprang. Das Wasser spritzte hoch auf, als die kräftigen Braunen davonjagten.

Die Leute, die gekommen waren, zu kaufen, kamen alle nicht auf ihre Kosten. Zaghaft und vor-

sichtig gaben sie ein paar Gebote ab, aber der Verganter hatte immer schon ein höheres erhalten. Da sagte der alte Neels, dessen Heidestück links an die Stelle grenzte: „Das hat keinen Zweck; du kannst uns ja nur sagen, wer hier mit Gewalt kaufen will. Man muß doch wissen, mit wem man es zu tun hat.“ „Ja,“ sagte der Verganter, „das kann ich ruhig sagen, der Voßbauer steht mit seinem Gebot jetzt noch um fünfhundert Taler über euch.“

„Na,“ meinte der Alte, „dann kommt die Stelle ja in gute Hände.“ Niemand wollte mehr bieten.

Als Meta hörte, wer Haus und Hof in Besitz nehmen sollte, zuckte sie mit den Achseln. Mochte er — ihre Zukunft lag anderswo — die Vergangenheit war begraben.

Gewaltsam zwang sie ihr Herz zur Ruhe.

Ihr Wille hatte gesiegt.

Wenn der Winter sich über die Heide spannt, ruht sie in erhabener Unendlichkeit. Alle Linien sind erloschen, alle Grenzen getilgt, Himmel und Erde zu Einem verwoben.

Nur als weißer Hügel erhebt sich der einsame Hof. Seine Ränder verschwimmen in der Ebene, kaum merklich hebt sich die weiße Fläche ein wenig, um über das niedrige Dach hinweg zu laufen. Tiefes Schweigen und erhabene Ruhe decken ihn und seine Bewohner. Und diese, wohlig geborgen in der gewaltigen Natur, leben still und beschaulich ihr kleines Dasein in wunschlosem Traumzustand hin und spüren nur heimlich unter aller Ruhe schlummernd den kommenden Frühling.

Erhaben und gewaltig ist der Winter in der Heide, groß und gütig spendet er in ruhiger Gebärde.

Von den schmalen Fenstern ihrer engen Hinterwohnung aus sah Meta in den schmutzigen, unruhigen Winter der Stadt. Das war jetzt ihr ganzes Reich. Harm ging in eine der Fabriken, deren Maschinen ununterbrochen herüberdröhnten, daß immer ein dumpfes Schüttern die engen Häuser erzittern ließ. Ein dunkler Hof und rundherum Mauern mit Fenstern; Straßen, in denen hastiges Leben am frühen Morgen schon den reinen Schnee zu einem grauen Schmutz zertrat — weit, weit draußen lag jetzt das endlose weite Feld, lagen Wald

und Heide unberührt und feierlich, rein und schweigend da.

Aber hier war das Leben. Sie hörte es brausen im dumpfen Ton der Maschinen, sie sah es verkörpert im Straßengetriebe, in all den rastlos zur Arbeit eilenden Menschen, sie hatte ein Verlangen, es zu greifen, sich selbst hineinzustürzen in den brausenden Strom und mitzuschaffen, streben, wagen und gewinnen. Unruhig rannte sie in der Wohnung hin und her. Die Zimmer waren eng und hatten keine Sonne — sie hätten besser wohnen können, aber hier war es am billigsten gewesen. Hier wohnte das Volk, das die Fabriken bevölkerte, jene Fabriken, die ihr Leben und Hoffnung verkörperten, und in deren einer auch Harm seinen Anteil vom Leben gewinnen sollte.

Willig hatte Harm die Arbeit aufgenommen. Sie hatte gedacht, er würde befreit aufatmen, nun er die Sorge um den Hof los war und die Hände frei hatte zum Schaffen. Aber er trat gleichgültig sein neues Leben an und war mit allem zufrieden gewesen, was sie ihm vorschlug. Er war kräftig und willig, die Arbeit fiel ihm nicht schwer, und still und schweigend, wie am ersten Tage, ging er jeden Morgen schon im Dunkel fort und schwamm mit dem großen Strom, der sich in die offenen Tore der Fabriken ergoß. Ebenso still und schweigend kam er heim. Sie spähte heimlich in seinem Gesicht, sie suchte ihn zum Reden zu bringen, sie wollte in seinem Innern lesen — eine Antwort haben auf ihr

Hoffen und Warten. Aber die fand sie nicht. Wenn er heimkam, setzte er sich schweigend in seine Ecke in der Wohnküche, ohne zu schimpfen und zu klagen, aber auch ohne zu prahlen. Und fragte sie ihn, so war er zufrieden. Sie wurde nicht klug aus ihm. Aber er legte ihr jede Woche das verdiente bare Geld auf den Tisch, mit dem sie nun nach Belieben wirtschaften konnte. Sie richtete sich ein, so sparsam sie konnte, und kam damit aus. Gottlob, das Eine war doch erreicht, ums tägliche Brot brauchte sie nicht mehr zu sorgen und nicht immer mit Angst und Bangen die kommende Zeit zu fürchten.

Nein — die Sorge war vertrieben, nun konnte die Hoffnung kommen. Sie wollten sich emporschwingen. So manchem war es in der Stadt geglückt, warum sollte es nicht auch ihnen gelingen?

Sie begann ernsthaft zu rechnen und zu erwägen. Harms Verdienst reichte gerade zum Leben aus. Das würde immer so bleiben, vielleicht könnten es einmal ein paar Groschen mehr werden — aber davon, — nein, damit konnte man nichts erreichen.

Und in der kleinen Wohnung, in dieser Luft, die immer leise schütterte vom Stampfen gewaltiger Maschinen, die unablässig pochten und Tag für Tag Waren schufen, welche über die ganze Erde liefen und aus allen Ländern einen Strom von Reichtum zusammenholten, — in dieser Luft, die durchsummt war von Arbeit und Betriebsamkeit, von hundert Möglichkeiten, das Glück zu erringen, in der Kühnheit, Wagemut und Unternehmungslust zitterten,

ging sie rastlos umher und suchte einen Ausweg aus der Enge ins Freie hinaus. Aber sie fand ihn nicht.

Da kam ein Bangen über sie und ein heimliches Grauen, daß sie sich verrannt hatten.

Sie sah die Menschen in ihrer Umgebung an. In diesen Reihenhäusern wohnten ausschließlich Fabrikarbeiterfamilien, Leute gleichen Standes wie sie selbst. Sie sprach ihre Hofnachbarin an, eine ewig müde aussehende Frau, die kaum vierzig war. Ein halb Dutzend Kinder liefen auf dem Hof und in der Wohnung herum, und wenn sie auch nie ganz heiles Zeug anhatten, waren sie doch immer einigermaßen sauber. Diese Frau hatte ihr am besten gefallen von allen Nachbarinnen.

„Sie habens gut," sagte die zu ihr und seufzte: „Meine sechse bringen mich noch um; soviel Zeug, wie die verreißen!" Mit einer lässigen Handbewegung strich sie sich die frühergrauten Haarsträhnen aus dem Gesicht. „Immerhin, jetzt kann man nicht klagen, früher wars schlimmer."

Beklommen sah Meta auf die verblühte Gestalt und den grenzenlos ärmlichen Haushalt.

„Und jetzt" — fragte sie erstaunt, „jetzt sind Sie zufrieden?"

„Ja, seit die Fabrik so hochgekommen ist, geht es ja, da hat man doch wenigstens zu essen. Aber früher, als mein Mann alle Jahr ein paar Wochen feiern mußte — da wars schlecht. Manchmal wars ganz schlimm, da konnte ich nicht mal Milch für die Kleinen kaufen, und Mittags nur Kartoffeln, ja,

davon sind die Kinder wohl etwas schwach geblieben, die englische Krankheit haben sie ja alle, das kommt vielleicht davon."

Meta sah auf die Kleinen, die blaß und mit krummen Beinchen auf dem Hof herumkrochen. Sie dachte, wie Dierk draußen auf der Heide umhergelaufen war.

„Sie müssen mit den Kindern hinaus, ins Freie."

„Ach, ich bin immer so müde. Ich bin froh, daß ich zu Haus bleiben kann."

„Dann sollten Sie eine andere Wohnung nehmen."

„Wozu? Hier ist es doch am billigsten. Und ich bin selig, wenn wir hier nur immer sitzen bleiben können. Mehr verlang' ich gar nicht."

„Ja — " sagte Meta — „aber einmal müssen Sie sich doch aufraffen. Sie wollen doch nicht Ihr ganzes Leben lang hier wohnen bleiben?"

Da sah die andere sie mit einem langen, sonderbaren Blick an, fast mütterlich mitleidig. „Sie sind wohl noch jung," sagte sie und hob das Kleinste, das an ihrem Rock hing, mühsam auf die Arme. „Früher, da hab ich auch mitunter so sonderbare Gedanken gehabt, da bildet man sich dann ein, es müßt einem mal was Besonderes begegnen — aber das Besondere war immer nur Unglück. Nee, es ist schon am besten, wenns nur immer so bleibt, wie es ist." Mit einer müden Zärtlichkeit drückte sie das Kind an sich und lächelte trübe.

„Aber die Kinder!" sagte Meta, der sich das Herz in einer unbestimmten Angst zusammenkrampfte.

„Meine Älteste kommt Ostern schon aus der Schule. Sie soll mit in die Fabrik gehen — sehen Sie, dann haben wirs schon gleich besser."

„Das Kind — mit in die Fabrik?" fragte Meta.

„Nun ja, was soll sie sonst anfangen? Hier gehen sie alle — alle miteinander, sobald sie so weit sind. Ich selbst ging ja auch ganz gern, aber das geht ja nicht wegen der Kinder."

„Ihr ganzes Leben lang? Immer, immer in die Fabrik?" stammelte Meta.

„Ja," sagte die andere, „es ist ein Glück, daß wir die haben. Wie sollten wir sonst wohl durchkommen?"

Mit einer lähmenden Angst im Herzen ging Meta in ihre Wohnung zurück. Wie war das möglich, daß die Menschen so zermürbt wurden? Daß sie sich wohl fühlen konnten in dieser Enge und nicht einmal mehr hoffen wollten? Aber waren sie alle so?

Da waren andere Frauen in ihrer Umgebung, die sie kennen lernte. Eine kinderlose, junge Frau mit verbitterten Zügen, die nebenan wohnte. Sie suchte sie auf und fand einen schmutzigen, verkommenen Haushalt.

„Ihrer säuft wohl nicht?" fragte die gleich und sah Meta neidisch mit einem bösen Blick an. Und als Meta fast beleidigt verneinte, fuhr sie fort: „Tun Sie nur nicht so, Sie werdens auch noch erleben. Keinen Pfennig bringt er mir heim, der Lump, wenn ich ihn nicht selbst abhole am Lohn-

tag. Ganz und gar verdorben haben sie ihn auf der Fabrik."

Entsetzt floh Meta zurück. Nur das nicht.

Andere zeigten ihr offene Feindschaft, aber die meisten waren gleichgültig und schienen zufrieden mit dem Leben, das sie führten. Gab es denn auch etwas anderes für sie? Alles, was arbeiten konnte, ging in die Fabrik. Kinder, die ihr ganzes Leben fast nichts von der Welt gesehen hatten, als diese Straße, und die ihr ganzes Leben lang nichts anderes sehen würden, — Männer, die nicht einmal von etwas anderem wußten und kein Verlangen hatten nach einem anderen Leben. Die Tag für Tag den gleichen Weg gingen, deren Leben nur von dem großen Flut- und Ebbestrom bestimmt wurde, der sie hineintrieb in die großen Tore und abends müde wieder zurückwälzte. Und der nun auch Harms Leben, ihr eigenes und das ihres Kindes ergriffen hatte und in seinen gleichmäßigen Fluß hineinriß.

Aber sie wollte nicht, wollte nicht!

Sie ballte die Fäuste und sann verzweifelt nach, was sie beginnen konnte. Alles, was sie ausdachte, verlangte Geld. Sie wußte keinen Rat und sah verbittert zu, wie Harms Lohn ihr Woche um Woche unter den Fingern zerrann.

Und immer, Tag für Tag, dies leise, ferne Schüttern und Stampfen, das die ganze Luft erfüllte und mitunter den Fußboden in ihrem leichterbauten Haus erzittern ließ.

Ach, wie höhnisch das klang. Es war nicht mehr

der verheißungsvolle Lebenstakt, den sie anfangs herausgehört hatte, es war ein höhnisches, mahlendes, knirschendes Zerstampfen. Der große Strom Menschen wurde da zerrieben, zermürbt, der freie Wille zerbrochen und gelähmt, die Menschen zu Sklaven gemacht von dem unerbittlichen Getriebe.

Sie wollte nicht — sie wollte nicht!

Das war ein böser Winter für sie. Wenn sie auch ihren Haushalt aufs peinlichste sauber hielt und zwischendurch Dierk, der hier vieles umlernen mußte, bei seinen Schularbeiten half, ihr blieben immer noch Stunden, an denen ihre Hände nichts zu arbeiten hatten. Dann zermarterte sie ihr Hirn mit unfruchtbarem Grübeln und stieß sich immer wieder an der einen harten Notwendigkeit, Geld zu beschaffen.

Der graue, auseinander gefahrene Schmutzhaufen, den die Stadtkinder Schnee nannten, taute auf und zerfloß. Warme, rauschende Regenschauer spülten Straßen und Häuser rein, und auf den frischentstandenen Farben leuchteten die ersten wärmeren Sonnenstrahlen. Meta fühlte die Luft rein und herbe von den Feldern in die Stadt wehen, da riß es sie gewaltsam nach draußen ins Freie.

Sie ging durch die halbbebauten, unfertigen Vorstadtstraßen hinaus, bis sie die offene Landstraße erreichte. Als sie den Blick frei hatte über Äcker und Wiesen hinweg bis zu dem in der Ferne aufsteigenden Waldrande, blieb sie stehen und preßte die Hand aufs Herz. Eine schmerzhafte Sehnsucht nach ihrem

eigenen Grund und Boden, nach der armseligen Heidestelle, überwältigte sie. Landleute arbeiteten auf den schwarzen Äckern, Frauen stemmten sich mit wehenden Röcken gegen den frischen Märzenwind — und sie, sie selbst, stand hier mit müßigen Händen. Draußen lag das Land, die dunkle Erde, der heilige Boden, den sie der Heide abgetrotzt hatten — sie sah, wie die Leute sich im Wind bogen, sie sah Harm, Dierk, sich selbst mühselig arbeiten — und hatte jäh ein heißes Verlangen nach aller Mühsal und Arbeit zurück, ein Verlangen, mit beiden Händen tief hineinzugreifen und zu wühlen in dieser schwarzen, undankbaren, und doch geheimnisvoll alles wieder zu sich zwingenden Erde. Sie stöhnte tief auf und mußte die Zähne zusammenbeißen.

Als sie nach Haus kam, hörte sie schon von weitem die schrille Stimme der Hausmeisterin auf dem Hof. Da hatte ein Haufen Müll an der Mauer gelegen, der lag aufs Pflaster verstreut, der schmale Streifen Erde zwischen Mauer und Pflaster aber war zur Hälfte säuberlich umgegraben. Nun schleuderte die Hausmeisterin mit den Füßen den Müll wieder auf den frischgegrabenen Erdstreifen und schimpfte, schlug auf einen Jungen los, der auf der umgegrabenen Erde stand und mit seinem Spaten trotzig den zurückfliegenden Kehricht abwehrte. Mit verbissener Zähigkeit hielt er den Schimpfreden und den Stößen, die sie begleiteten, unbekümmert stand, warf den Schmutz zurück und stemmte mit

gebogenem Rücken seinen Spaten in die steinige Erde.

„Dierk!“ Mit einem Ruck riß Meta ihren Jungen zur Seite. Streit mit den Hausleuten war ihr ein Greuel. Sie zog Dierk in die Wohnung. Sie begriff ihn nicht, wie kam er auf solche Streiche? Strenge fuhr sie ihn an: „Was soll das?“

Er schwieg, aber als sie heftig weiterschalt, sah er sie an: „Ich wollte nur —“ er schluckte — „einmal wieder graben, Mutter!“

Da drehte sie sich um, daß er ihr Gesicht nicht sehen sollte. Hatte auch er — auch er schon Heimweh nach seinem Land? Was hatten ihm denn seine Kinderjahre da draußen anderes gegeben als Arbeit? Und doch? Sie warf sich auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Nach einer Weile fühlte sie Dierks Gesicht neben dem ihrem.

„Mutter,“ flüsterte er — „warum sind wir da weggegangen?“ .

Sie umfaßte ihn und strich ihm mit wilder Zärtlichkeit über den Kopf: „Das Geld — Dierk — das elende Geld!“

Da fragte er nicht weiter und blieb still in ihren Armen stehen. Sie aber strich ihm unablässig mit beiden Händen über den Kopf. Sie hatte das Gefühl, daß sie sich an ihm versündigt hatte. War sie es nicht gewesen, die ihn von seinem Heimatboden hierher verpflanzt hatte — hierher, in dies hoffnungslose Fabrikarbeiterleben? Was sollte hier

aus ihm werden? Mit schmerzender Wucht fühlte sie die Sorge um ihr Kind auf sich lasten. Alle Bedenken und Zweifel schob sie beiseite, sie durfte nicht länger zusehen. Sie mußte etwas beginnen.

In einem Eckhause war das Ladengeschäft einer Molkerei zu vergeben, als aber auch dies scheiterte, weil sie nicht die paar hundert Mark Sicherheit leisten konnte, ging sie kurz entschlossen zur Stadt und nahm eine Stelle als Stundenfrau an. Jeden Tag mußte sie nun ein paar Stunden lang bei einer alten, zänkischen Dame die Zimmer reinigen. Mit einer unsagbaren Bitterkeit im Herzen ging sie die ersten Male hin, als sie aber am Wochenschluß das blanke Geld in der Hand hielt, war sie doch unendlich glücklich. Das brauchte sie nicht für den Haushalt mit auszugeben, Gottlob, das war für Dierk.

Sie sprach gar nicht mit Harm darüber, der sich überhaupt nicht mehr um die Geldsachen bekümmerte, sie legte es in ein Schächtelchen, das sie sorgfältig bewahrte und nur ab und zu mit heimlicher Freude betrachtete, wenn sie ganz allein war. Jetzt konnte sie wieder hoffen. An dem Anblick dieser paar Markstücke richtete sich ihr starkes Herz wieder auf. — Dies war ein Grundstock, der wachsen würde, und mit dessen Hilfe ihr irgendein Plan in der Zukunft gelingen mußte.

Mitunter, wenn sie die Türklinke bei jener alten Dame schon in der Hand hielt, dachte sie: „Das ist nun aus dir geworden — so weit bist du gekommen, daß du andern Leuten den Schmutz wegkehren

mußt —" aber dann, während sie die Tür energisch öffnete, dachte sie schon: „ach was — es ist ehrliche Arbeit — und ich tus für meinen Jungen."

Sie beobachtete Dierk nun schärfer. Es war ihr schwer aufs Herz gefallen, daß sie ihn so wenig verstanden hatte, daß sie seine Not nur zufällig entdecken mußte. Aber er war durchaus keiner, der den Kopf hängen ließ. Er hatte einen Freund gefunden, der in derselben Straße wohnte, einen frischen, geweckten Jungen, der ihm als geborener Städter natürlich in allen Dingen weit voraus war. Sie ließ ihn gewähren, duldete es auch, daß er seinen Freund mit ins Haus brachte und schaffte ihnen selbst Raum zu spielen. Aber dann konnte er sie, bei solchen Gelegenheiten, mit einem eigentümlichen Blick ansehen, als wollte er sagen: „ich weiß, warum du uns dies erlaubst, ich soll nur das andere darüber vergessen." Und sie fühlte sich ihm gegenüber immer etwas schuldig. Zugleich aber kam ein heimliches Einverständnis zwischen ihnen auf, das sie unendlich beglückte — sie kannten nun einer des andern Leid und heimliche Sehnsucht. Nie sprachen sie wieder davon, es war ihnen beiden wie etwas Heiliges, aber tief Verborgenes, an das man nicht rühren durfte. Nur an der Art, wie sie ihm bisweilen wie zufällig über den Kopf strich, empfand er dies und hielt dann mit geschlossenen Augen still, während ein Glücksstrom ihm über den Nacken rieselte. Aber nie hätte sie gewagt, ihn offen zu liebkosen, dazu waren sie beide zu scheu. Er selbst er-

wies ihr jetzt öfter kleine Gefälligkeiten, suchte ihr mit irgend etwas Freude zu machen. Aber er steckte ein gleichgültiges Gesicht dabei auf, machte es gleichsam nichtachtend und absichtslos, und sie mußte es hinnehmen und tun, als bemerkte sie nichts.

So entwickelte sich zwischen ihnen ein eigentümliches Verhältnis, ein stiller Bund, an dem kein anderer Anteil hatte. Auch Harm nicht. Und während Mutter und Sohn so zusammenwuchsen, rückte Harm ganz unmerkbar von ihnen ab.

Abends, wenn er heimgekommen war, saß er still in seiner Ecke am Tisch und schwieg, wie er immer geschwiegen hatte. Aber früher hatte die gemeinsame Arbeit zwischen ihnen geredet und sie täglich verbunden, jetzt war etwas abgeschnitten, gelöst in ihrem Verhältnis, und Meta, so oft sie den Versuch auch machte, konnte innerlich doch nicht zu ihm hinfinden. Da tat sie, was sie konnte, ihm das Haus behaglich zu machen und ließ ihn gewähren in seiner Art.

Inzwischen hatte der Märzenwind den letzten Schnee aus den Ackerfurchen gekämmt. Nun fegte er, mit dem frischen Erdgeruch geschwängert, die engen Fabrikwinkel aus und blies die Luft rein und durchsichtig. Der ferne Wald rückte näher an die Stadt und stand mit blauem Saum scharf und klar vor dem hellen Himmel. Die gewaltigen Schornsteine, die sonst ungefüge und schwerfällig im trüben Nebel verschwammen, griffen schlank und scharfumrissen wie junge Riesen nach den weißen Wolken-

ballen herauf. Harm arbeitete zu ihren Füßen und spürte zwischen Rauch und Staub den lebendigen Odem des Frühlings. Mit dem schweren Schritt des Pflügers, der über weichen Ackerboden schreitet, ging er auf den gepflasterten Straßen. Seine Kniee waren gekrümmt, schwerfällig zog er die Füße nach — sanken sie nicht ein, tief ein in die braunen Erdschollen? Sah er nicht die Pflugschar aufblitzen in der Furche, und die Schollen sich heben und umstürzen — hörte er nicht das Riemenzeug janken und die Kinnkette klirren, das Pferd schnauben und den Schaum mit rascher Kopfbewegung von der Kinnkette schleudern? Langsam, mit gebeugtem Rücken, ging er dahin, immer den Furchen entlang. Und die führten nach draußen, ins Freie, nicht in die enge dunkle Wohnung zwischen den hohen Mauern. So stand er endlich mit unklarem Sinn vor einem Feld — willenlos geführt, und vergaß, daß er heim gewollt hatte von der Arbeit und daß Meta auf ihn wartete. Und er bückte sich und nahm eine Handvoll Erde von dem fremden Acker, fühlte die Kühle wohlig in der Hand und zerknetete die Krumen langsam zwischen Daumen und Zeigefinger. Die frischgepflügte Erde glänzte noch an den Stellen, wo der scharfe Pflug sie zerschnitten hatte; die Furchen liefen in endlosen Reihen nebeneinander her, immer geradeaus bis an die Sonne, die in stiller Schönheit über dem blauen Wald hing und ihr mildes Glühen über Erde und Wolken goß. Lange, lange stand Harm und sah das stille Leuchten auf dem Acker lie-

gen. Erst, als die Sonne gesunken war, wandte er sich um. Als dunkle, gewaltige Masse lag das Häusermeer mit den rauchgeschwärzten Fabrikgebäuden da; drohend und unerbittlich, wuchtig und erdrückend wartete es auf ihn. Langsam entglitt die Erde seinen kalt gewordenen Fingern. Müde und schleppend ging er in die Stadt zurück.

Eine ganze Woche lang war Harm abends später nach Haus gekommen. Hin und wieder mußten in der Fabrik Überstunden gemacht werden, so war es Meta nicht besonders aufgefallen. Nur, daß er weniger Geld heimbrachte als sonst, wunderte sie. Dann kam er einmal sehr spät und seltsam müde taumelnd heim. Sie wollte ihn stützen und umfaßte ihn, aber er stieß sie zurück, und zugleich merkte sie an seinem Atem, wo er gewesen war — er hatte getrunken. Da schrie sie gellend auf. Und wie er nach seiner Ecke schleifte, auf den Stuhl fiel und mit hängendem Kopf einschlief, stand sie noch immer, die Hände abwehrend vorgestreckt, wie ein Mensch, der einen furchtbaren Hieb auf den Kopf bekam und noch nicht wieder klar denken kann. Dann, als sie zu vollem Bewußtsein gelangte, schlug sie die Hände vors Gesicht. Alle armen Hoffnungen waren wieder zerschlagen, das graue Elend kroch heran, und sie fühlte sich langsam in den schmutzigen Strom versinken.

Trostlos liefen die Wochen hin. Harm brachte immer weniger Geld mit nach Haus. Aber Meta hatte nicht den Mut, ihm entgegenzutreten. War sie es nicht gewesen, die ihn entwurzelt hatte? Sie

konnte ihm keinen Vorwurf machen — sie nahm nur noch mehr Stunden an, um das nötigste Geld zu beschaffen, und ließ selbst das ewige Zanken und alle Demütigungen, die sie schlucken mußte, widerstandslos über sich ergehen. Alle ihre Kraft schien eingeschlafen, sie wurde müde — was half alles Wehren?

Da riß eine Begegnung sie jäh wieder in die Höhe.

An Markttagen mußte sie mit der alten Dame zum Markt und schleppte dann mit einem Korb herum, in den die Alte, ewig feilschend, das erworbene Gemüse packte. So drängte sie sich einmal, hochbeladen, mühsam hinter ihr her durch die Menge, als plötzlich ein Wagen rücksichtslos über den Platz raste. Alles stürzte zur Seite, die alte Dame, fast umgerissen, schrie und schimpfte auf sie ein, als ob sie schuld wäre, da sauste der Wagen hart an ihr vorbei. Ein paar kräftige Bauernpferde, ein Kutschwagen und darauf, aufrecht stehend und mit fester Faust die aufgeregten Tiere zügelnd, der Voßbauer!

Eine Sekunde nur sah Meta ihn an und wie ein Peitschenhieb durchzuckte es ihren Körper. Sie wußte nicht, ob er sie gesehen und erkannt hatte, aber ihr Stolz flammte jäh wieder auf, sie empfand plötzlich die empörend demütigende, ungerechte Behandlung, die sie vor seinen Augen erlitten, da stellte sie der noch immer Schimpfenden den Korb vor die Füße und rannte wortlos davon.

Der Voßbauer! Wie dieser eine Augenblick sie brannte! In einem grellen Licht sah sie plötzlich ihr jetziges Leben, und sich selbst! Das Leben war wohl

kleinlich und erbärmlich — aber sie selbst, war sie selbst nicht noch viel kleinlicher, elender und erbärmlicher, daß sie sich so hatte unterkriegen lassen? Warum wehrte sie sich nicht? Warum ließ sie sich demütigen und beschimpfen, ohne mit der Wimper zu zucken? Der hätte sich sicherlich nicht unterkriegen lassen. Der würde dem Leben und allen Menschen noch ins Gesicht lachen, wenn er gleich am Verhungern wäre. Oh — der Voßbauer! Und sie dagegen? Himmel — noch hatte sie ihre gesunden Arme. Feste, kräftige Arme und geschickte Hände — sie ballte die Fäuste und lachte mit tränennassen Augen ein wildes, weltverachtendes Lachen. Und wenn Harm noch mehr herunterkäme, sein Geld bis auf den letzten Pfennig versaufen würde — sie wollte sich und ihren Jungen durchs Leben kriegen — oho, das wollte sie mal sehen!

Da war Dierks Freund, der kleine Fied Kassen. Dessen Vater war tot, und die Mutter brachte ihre vier Kinder, von denen Fied der älteste war, doch auch groß. Die waren alle viere immer nett und sauber — sollte sie selbst da mit ihrem einen verzagen? Aber das Stundenlaufen — das war nichts. Die paar Groschen halfen nicht. Nein — gründlich wollte sie zu Werke gehen, richtig arbeiten, daß sie sich ganz allein, auch ohne auf Harms Verdienst angewiesen zu sein, durchschlagen konnte.

Und sie überlegte, was sie konnte. Nähen? — früher war sie geschickt darin gewesen, jetzt waren ihre Finger vielleicht schon zu grob geworden. Aber

waschen — das konnte sie! Fieds Mutter wusch ja auch. Und in einem raschen Entschluß lief sie über die Straße, um sich bei dieser, die sie bisher nur gelegentlich einmal gesehen hatte, Rat zu holen.

Frau Kassen hatte eine Waschküche im Haus. Da stand sie in einer Wolke von Wasserdampf und musterte ihren Besuch, ohne die kräftigen Arme aus dem Trog zu nehmen. Meta trat dicht an sie heran und sagte, sie hätte gern in einer ernsten Sache ihre Meinung gehört. Frau Kassen warf ihr nur einen raschen Seitenblick zu und, ruhig dabei weiter waschend, sagte sie, daß sie jetzt keine Zeit hätte und daß Meta heut abend wiederkommen solle.

Meta war ärgerlich und beleidigt, aber zu Hause dachte sie: Nun gerade! Die nimmt es ernst mit ihrem Geschäft, von der kannst du am besten lernen. So ging sie abends spät noch einmal hin. Sie kam in ein nett und sauber gehaltenes Zimmer. Frau Kassen hatte gerade die Hose ihres Ältesten vor, der nun in Unterhosen neben ihr stand und sich, so gut es ging, hinter dem Tisch zu decken versuchte. Aber er wurde hervorgezogen und mußte, so wie er war, ins Nebenzimmer.

„So" — sagte sie dann, „wenn Sie jetzt was auf dem Herzen haben, reden Sie nur. Jetzt hab ich Zeit, aber bei Tage kann ich mir das nicht leisten."

„Ich will anfangen zu waschen," sagte Meta ohne Umschweife, „und wollte Sie fragen, auf welche Weise ich am besten ein paar Kunden bekomme."

Frau Kassen nähte an ihrer Hose weiter. Endlich sah sie auf. Sie trug jetzt beim Nähen eine Brille und warf über diese hinweg Meta einen mißtrauischen Blick zu. Endlich lachte sie auf, kurz, fast spöttisch: „Und da sollte ich Ihnen wohl meine Kundschaft abtreten, was?"

„So meine ich das nicht," sagte Meta, „nur Ihren Rat wollte ich haben."

„Mein Junge hat mir schon von Ihnen erzählt. Sie sind doch die Frau Folkers — und Ihr Mann — naja, ich weiß schon, er kann die Stadtluft nicht vertragen." Meta sprang auf.

„Bleiben Sie ruhig sitzen! Meiner konnt's auch nicht, er hat sich gründlich unter die Erde gesoffen und war sonst die Gutmütigkeit selbst. So — und jetzt wollen Sie waschen?"

„Ja," sagte Meta, „ich muß was verdienen."

„Ich denke, Sie gingen auf Stunden."

„Ja, aber das langt nicht."

Eine Weile schwieg Frau Kassen, dann, nach einem schnellen, prüfenden Blick, begann sie vorsichtig: „Ich habe jetzt allerlei Kunden, die mir die Wäsche ins Haus bringen. Wie wäre das — wenn Sie mir hier helfen wollten — dann würde ich Sie dafür bezahlen und Sie hätten nichts mit den fremden Leuten zu tun."

Da merkte Meta, daß sie eine zähe und kluge Geschäftsfrau vor sich hatte, die sich von einer anderen nicht die Kunden abnehmen lassen wollte. Aber sie wollte auf jeden Fall selbständig sein.

„Lieber nicht," sagte sie nur. „Ich möchte selbst zu den Leuten hingehen."

„Es ist nicht so leicht, wie Sie denken — von Morgens bis Abends in einer zugigen Waschküche stehen — und dann die Hände, ich hab sie erst oft genug blutig gehabt — und dazu die Behandlung von den Leuten — es ist weiß Gott nicht leicht. Und wers nicht nötig hat —"

„Ich muß es aber," fiel Meta ihr ins Wort.

Frau Kassen sah auf und sah die fest zusammengepreßten Lippen in Metas Gesicht — sie merkte wohl, daß da außer dem Müssen auch ein Wollen war. Sie gedachte ihres eigenen schweren Anfangs, da sie ihren Mann aufgegeben hatte, der Kinder wegen, und sich allein auf ihrer Hände Arbeit verlassen mußte. Mitgefühl und Geschäftsklugheit stritten in ihrem Herzen miteinander. Endlich aber nannte sie Meta doch ein paar Kunden, an denen ihr selbst nicht viel mehr lag und die sie ohne Schaden abtreten konnte. Meta sollte sie einmal aufsuchen und es bei denen versuchen.

Soviel Entgegenkommen hatte Meta nicht einmal erwartet. Als sie am andern Tage bei allen vorgesprochen hatte, konnte sie zufrieden sein, sie hatte sofort mehrere Tage für die nächsten Wochen besetzt.

Nun mußte sie ihren Haushalt anders anfassen. Morgens in aller Frühe richtete sie das Essen für den ganzen Tag, so daß Dierk es nur warm zu machen brauchte. Sie selbst kam erst spät am Abend zurück.

Mit tapferem Herzen begann sie ihren neuen Beruf. Aber Frau Kassen hatte Recht, es war wirklich nicht leicht. Die Füße schmerzten von dem langen Stehen, der Rücken tat ihr weh; und wenn sie abends heimkam, war sie müde zum Umfallen.

Aber sie brachte jedesmal das bare Geld mit heim! Das heiße Seifenwasser griff ihre Hände an, sie umwickelte die wundgeriebenen Stellen mit altem Leinen und wusch weiter. Vor Schmerzen mußte sie oft die Zähne zusammenbeißen — aber sie hielt durch.

Die ersten Wochen waren die schlimmsten. Die besten Kunden hatte Frau Kassen nicht fortgegeben, beim einen war die Waschküche ein dunkles Loch, beim andern war das Wasser mühsam ein paar Treppen heraufzuschleppen, so gab es überall etwas, was unangenehm war.

Aber wie sie Müdigkeit, Schmerzen und wunde Hände überwand, so überwand sie auch dies. Nur sich unterkriegen lassen, sich demütigen lassen, das wollte sie nicht. Und als sie einmal in hochfahrendem Ton sehr von oben herab behandelt wurde, band sie mit einem raschen Entschluß ihre Schürze ab und ging nach Haus. Da schlug der Ton in Drohungen und Schimpfen, und als das nicht half, in Bitten und Betteln um. Aber sie hielt den Nacken steif und setzte ihren Willen durch. Und war selbst erstaunt, wie die Menschen einen festen Entschluß schließlich wider Willen achten mußten, und wie nur die Feigen, Schwachen und Demütigen von allen getreten werden.

Das gab ihr Zuversicht und Kraft. Sie selbst aber war pünktlich und zuverlässig, es dauerte nur ein paar Wochen, da hatte sie alle Tage der Woche besetzt. Nun begann sie, sich ihre Kundschaft auszusuchen und ließ die Unangenehmsten fahren. Sie war über den Berg hinüber.

Nur, daß sie die ganzen Tage von Hause abwesend sein mußte, war schmerzlich für sie. Dierk trieb sich ohne Aufsicht auf der Straße herum, und Harm rückte weiter und weiter von ihr ab. Je mehr sie verdiente, desto mehr mußte sie im Haushalt mit verbrauchen, denn Harm brachte immer weniger mit heim. Nur mit Mühe und Not konnte sie hin und wieder einen Taler in das versteckte Schächtelchen tun; ach, es wollte und wollte sich nicht füllen.

Sie verdiente gut, aber sie hätte gern mehr gehabt, um für die Zukunft sorgen zu können. Aber wie sollte sie das anfangen, da sie doch jetzt schon tagtäglich von früh bis spät arbeitete?

Sie nahm den Sonntag zu Hilfe. Öfters hatte eine Plätterin Leute von ihrer Kundschaft im Stich gelassen, da war sie eingesprungen und hatte am Sonntag geplättet. Sie hatte nur ihren Tagelohn dafür genommen, aber sie merkte bald, daß diese Arbeit besser bezahlt würde, wenn sie nur mehr dafür verlangte.

Dierk mußte seine Kragen zu einer fremden Feinwäscherin tragen, und als Meta auf diese Weise erfuhr, welche Preise sie verlangen konnte, war ihr Entschluß gefaßt. Sie probierte und übte an alten

Wäschestücken so lange, bis sie die Kunst heraushatte. Dann verschaffte sie sich ganz in der Stille ein paar gute Kunden und konnte jetzt halbe Wochen lang zu Haus bleiben, in ihrer eigenen Wohnung nur feine Wäschestücke waschend und bügelnd. Das gab einen besseren Verdienst, das Kästchen füllte sich langsam, und sie konnte heimlich die Taler in ein paar kleine Goldstücke umwechseln. Und war noch dazu daheim und konnte ihr Haus beaufsichtigen.

Das gefiel ihr besser und sie ruhte nicht eher, bis sie das Waschen bei den Leuten ganz aufgeben konnte und nur noch zu Hause feine Wäsche annahm.

Sie rechnete und war zufrieden — sie konnte jetzt sich und ihren Jungen allein ernähren — soweit hatte sie es also gebracht. Sie konnte wieder an die Zukunft denken.

Da hörte sie eines Tages, wie Dierk und Fied Kassen beim Spiel miteinander sprachen.

„Hier in die Fabrik gehen," sagte Fied, „und nachher an den Suff kommen, das tu ich nicht. Mensch, ich will was werden!"

„Ach du —," lachte Dierk ihn aus — „was willst du denn wohl werden. Kannst du hier überhaupt was werden?"

„Kaufmann will ich werden!"

„Na, das ist was Rechtes — so immer im Laden stehn und die Tuten abwiegen."

„Mensch, ich wieg doch keine Tuten! Ich lern bei einem Großkaufmann, und dann geh ich nach

Hamburg, und dann nach Amerika — und so weiter."

„Was denn — und so weiter?"

„Na, dann verdien' ich was und hab ein eigenes Geschäft! Ich will noch mal was werden."

Meta staunte, wie dieser kleine Stadtjunge so energisch seinen Weg wußte. Sie hatte sich schon öfter hier über die Kinder gewundert, die so sicher, überlegen und selbstverständlich über alles Bescheid wußten, und eigentlich gar keine Kinder mehr waren. Freilich, mit 14 Jahren verdienten sie meist schon selbständig in der Fabrik und hatten in allem die Gewohnheit der Großen angenommen.

Da hörte sie, wie Fied Kassen fragte: „Und du? Was willst du denn werden?"

Sie war neugierig, was Dierk sagen würde. Aber Dierk schwieg. Da knuffte Fied ihn in die Seite: „Du — was du werden willst?"

„Ich?" fragte Dierk langsam — „ich werde ganz was anderes."

„Ja, aber was?"

„Das sag ich nicht."

„Du weißt es wohl selbst noch nicht."

„Doch — ich weiß es schon bestimmt."

„Ist es was Schönes?"

„Etwas sehr Schönes. Und wenn ich das nicht werden kann —".

„Was denn — ?"

„Ach, ich weiß nicht — Ich hab keine Lust mehr zu spielen, wollen wir nach draußen?"

Da liefen sie beide nach unten. Meta dachte nach — was war das, was Dierk im Sinn hatte? Warum mochte er das nicht sagen?

Ein Jahr noch, dann kam er aus der Schule. Plötzlich fiel es ihr schwer aufs Herz, dann kam die große Entscheidung — was sollte aus ihm werden? Ja, was sollte hier in der Stadt aus ihm werden? Am Abend, als sie mit ihm allein war, stellte sie ihr Bügeleisen zur Seite, setzte sich hin und zog ihn zu sich.

„Dierk — was ist das, was du gern werden willst."

„Ach Mutter — "

„Kannst du mir das nicht sagen?"

Er rührte sich nicht. Da zog sie ihn dicht an sich und strich ihm mit der Hand übers Haar: „Dierk."

Aber er schwieg noch immer.

Sie faßte seine beiden Hände und sah ihn an, bekümmert und gut, bis er seine Arme losriß und um ihren Nacken schlug.

„Mutter — das weißt du doch, was ich meine." Sie hielt ihn fest an sich.

„Ach Dierk, wie soll das werden?"

„Wenn wir da nicht wieder hinkommen, Mutter, dann ist mir alles einerlei, dann kann ich ja auch mitgehen — in die Fabrik."

„Nein, Dierk, nein," flüsterte sie angstvoll.

„Dann ist mir alles einerlei."

„Nicht in die Fabrik," sagte sie fast tonlos, „nicht in die Fabrik."

„Mutter, können wir denn nie, nie wieder auf unser Land gehen?"

„Es ist nicht mehr unser — wir haben es verkauft."

Trostlos sah er sie an. Da konnte sie kaum an sich halten vor Weh, und wollte ihn doch trösten und sagte: „Vielleicht wird noch alles wieder gut."

„Glaubst du das, Mutter?" fragte er hastig, und sie mochte ihm nicht die Hoffnung rauben und nickte.

Von nun ab sparte und geizte sie noch mehr zusammen als vorher. Ein neuer Plan reifte in ihr heran, der sie ganz und gar beschäftigte.

Ein Jahr, bis Dierk aus der Schule kam, wollte sie aufs alleräußerste sparen und konnte bis dahin vielleicht ein paar hundert Mark zusammenbringen. Dann wollte sie versuchen, eine Landstelle zu pachten. Sie wußte zwar, daß dazu mehr Geld gehörte und hatte auch nach langem Überlegen einen Ausweg gefunden. Der einzige Mensch, an den sie sich wenden konnte, war der Pastor. Er hatte ihnen ja auch damals das Geld geliehen, und wenn sich ihr Stolz jetzt auch sträubte, einen Menschen zu bitten, so sah sie doch keinen anderen Weg, für Dierk zu sorgen. Zugleich war es die einzige Möglichkeit, Harm zu retten. Als sie den Entschluß erst gefaßt hatte, war sie froh — jetzt wußte sie doch, wofür sie arbeitete.

Dierk war jetzt selten zu Haus. Das schmerzte sie, aber sie mochte ihn nicht zurückhalten und ließ ihn gewähren, bis er ihr eines Sonnabends ein blankes Fünfmarkstück auf den Tisch legte. Er hatte heimlich eine Stelle als Laufjunge nach der Schulzeit angenommen, und dies war sein erstes verdientes Geld.

Sie hatte bisher schon spät am Abend gearbeitet — von nun an plättete sie die halben Nächte hindurch, bis ihr die Augen zufielen. Wie schön war es, für die Zukunft zu arbeiten. Welche unendlichen Hoffnungen lagen in dem kleinen Schächtelchen umschlossen.

Aber leicht wurde ihr das Sparen nicht gemacht, denn Harm vertrank fast alles, und sie mußte oft ihren ganzen Verdienst für Haushalt und Miete verwenden. Sie versuchte vorsichtig, ihn zu bekehren, aber als er merkte, was sie von ihm wollte, sah er sie mißtrauisch an und ging fort. Da fühlte sie mit Schmerzen, daß er kein Vertrauen mehr zu ihr hatte. Deshalb sagte sie ihm nichts von ihrem Plan und wollte ihn mit der Tatsache überraschen.

Sommer und Winter verliefen ihr in rastloser Arbeit. Die großen Fabriken summten Tag für Tag ihr Lied von der Arbeit — sie achtete nicht mehr darauf. Nur, wenn mitunter ein leises Klirren der Fenster sie aufmerken ließ, lächelte sie: „Stampft nur zu — mich sollt ihr nicht zermahlen."

Als der Schnee geschmolzen war und der starke Frühlingswind durch die Straßen wehte, schrieb sie eines Nachts an den Pastor. Sie schrieb, daß sie um des Jungen willen gern wieder aufs Land wollte, und ob er ihr nicht helfen könnte, eine kleine Landstelle zu pachten. Er wäre der Einzige, den sie darum angehen möchte, weil sie ja sonst keine Verwandten oder Bekannten besäße. Als sie den Brief noch nachts in den Kasten geworfen hatte, war es ihr, als hätte

sie damit alle Not von sich getan und ging nun die nächsten Tage in heiterer Zuversicht einher. Dreihundert Mark hatte sie erspart, das war für die Umzugskosten, das andere würde der Pastor ihr wohl besorgen.

Nach acht Tagen kam die Antwort. Der Pastor schrieb, daß er sich umgesehen habe und daß vielleicht etwas zu haben sei. Und daß er sich freue, daß es ihnen in der Stadt so gut ergangen wäre. Ihm selbst freilich ginge es nicht besonders. Kein Wort davon, daß er ihr etwas Geld leihen wolle. Sie war bestürzt — hatte er sie nicht verstanden? So mußte sie selbst hinfahren und mit ihm sprechen.

Schon am nächsten Tag saß sie auf der Bahn. Sie hatte Dierk auf sein Drängen mitgenommen, zu Harm sagte sie aber immer noch nichts von ihrem Plan; nur, daß sie den Pastor aufsuchen wollte, wußte er.

Das Dorf war zwei Wegstunden von der Bahn entfernt. Das Land glänzte hell in der Morgensonne — die Stadt lag wie ein böser Traum hinter ihnen.

Auf halbem Wege kamen sie auf den hohen Geestrücken, der das Dorf in weitem Bogen umgab und an dessen jenseitigem Rand die Heide begann.

Da konnte sie zum ersten Mal nach den trüben Jahren rings die ganze helle und gewaltige Weite des Himmels mit einem Blick umfassen, und sie atmete tief auf.

Es hatte in der Nacht geregnet, die Erde sah

schwarz und kräftig aus, und an einzelnen Stellen legte die junge Saat schon den ersten zartgrünen Hauch darüber. Alles war frisch und feucht, voll von drängender Vorfreude und Frühlingsahnen. Dann konnten sie die Kirche sehen und die einzelnen Häuser des Dorfes. Sie kannte die Pastorsäcker heraus, zeigte sie Dierk und erzählte ihm, wie sie als junges Mädchen hier und da gearbeitet hatte. Aber er wollte die Heide sehn und den einsamen Hof darauf. Es war sichtige Morgenluft, und weit jenseits der Kirche lag der blaue Schatten des Waldes. Dort war es, da lag seine Kindheit und sein Hoffen.

„Mutter," jauchzte er, „siehst du es? Dahin gehen wir heute!" Und sie freute sich mit ihm und sagte: „Dierk — heute wollen wir eine Landstelle pachten — möchtest du hier wohnen?" Er wurde ganz ausgelassen vor Freude, da quoll auch in ihr die Fröhlichkeit über und sie vertraute ihm alles an, was sie heute erhoffte. Er war vierzehn Jahre und sie war seine Mutter — aber jetzt war er ihr Kamerad, mit dem sie sich ernsthaft beriet. Froh wie Brautleute langten sie vor dem Pastorshause an, tapfer traten sie ein.

Und nun saßen sie in der alten, wohlbekannten Stube auf dem Ledersofa, der Kaffee dampfte vor ihnen, und sie langten tüchtig zu. Der Pastor war alt geworden in den Jahren, die Pastorin erschien noch spitzer und fahriger, aber ein Leidenszug um den Mund ließ sie jetzt duldsamer erscheinen als früher. Beide freuten sich ehrlich zu ihrem Besuch.

„Ach, Meta“ — sagte die Pastorin — „es ist gut, daß Sie einmal wieder zusehen bei uns. Was waren das für schöne Zeiten, als Sie noch hier waren.“ „Ja,“ sagte der Pastor, „wer hätte das gedacht.“

Meta sah sie erstaunt an. „Ist hier denn irgend etwas vorgefallen?“ fragte sie.

„Ja, haben Sie denn nicht die Zeitung gelesen?“ rief der Pastor und sprang auf. Nein, das hatte sie nicht, dazu hatte sie nie Zeit gehabt. Da erzählte die Pastorin unter Tränen, daß sie damals bei dem Kaliunternehmen ihr gesamtes Geld eingebüßt hatten. „Und meinen Namen, Meta, meinen guten Namen dazu,“ sagte der Pastor — „durch alle Zeitungen hat man ihn geschleift — und die Vorwürfe — lieber Gott, ich wollte, ich hätte nie einen Pfennig besessen.“

Die alten Leute taten Meta leid, sie wußte ja, wie die Pastorin immer am Geld gehangen hatte. Und nun mußte sie, die gekommen war, um Trost und Hilfe zu suchen, hier selber trösten und stark erscheinen in dem Augenblick, da ihre eigene Lebenshoffnung ins Grab sank.

Sie mußte zum Mittagessen bleiben, aber dann drängte es Meta gewaltsam hinaus. Sie schlug den Weg nach der Heide ein, ohne Ziel — was wollte sie jetzt noch hier? Erst als sie allein im Freien war, kam es ihr zum Bewußtsein, wie trostlos jetzt ihre eigene Lage wieder war. Ohne Geld konnte sie nichts anfangen — und wo sollte sie das bekommen?

Nun umfing sie wieder der langentbehrte, selt-

sam anheimelnde Farbenklang — oben das unendliche Weiß und Blau und unten das tiefe Braun, das Hügel und Täler, Wege und Gräben in seinem ruhigen Schooß versinken ließ. Wie wohl das tat!

Da schrie Dierk auf, ein dunkler Giebel tauchte auf — das war ihr altes Heim. Diese Äcker hatten ihren Schweiß getrunken, diese Hecke hatten Harm und sie einst zusammen gepflanzt, diesen Zaun selbst gezimmert. Und in diesem großen dunkeln Tor waren sie ein- und ausgegangen. Da war die Laube — und hier der krumme Apfelbaum, auf dem Dierk so oft geritten hatte. Ihr Haus, ihr Hof, ihre Heimat!

Alles war verwildert und verkommen, aber es war ein Stück von ihr selbst; ach, und ihr trotz aller Not und Sorge ans Herz gewachsen. Wie gern wollte sie hier ihr Leben von neuem beginnen, hier — wo jeder Baum und jeder Strauch sie kannte, wo sie festgewurzelt war in der eigenen Erde. Hier war ihre Heimat!

Das Haus war leer. Nur ein paar Gerätschaften standen darin, die des Voßbauern Leute anscheinend hier unterstellten. Beklommen gingen sie beide durch die niedrigen Stuben, ohne ein Wort zu sagen — beklommen traten sie wieder ins Freie. Jedes Stück im Hause hatte zu ihrem Innern gesprochen, hatte mit heimlicher Macht an ihrem Herzen gerissen, daß es schmerzte.

Meta setzte sich in die Laube, da legte sie den Kopf auf die Tischplatte und weinte. Dierk ging langsam

in den Garten, er wollte sein Beet suchen, auf dem er einst selbst gesät und gepflanzt hatte. Aber niemand hatte es seitdem bestellt, der gelbe Sand war darüber geweht und hatte alles Grüne wieder erstickt. Er wühlte mit der Hand nach einem Blumentopf, den er hier eingegraben hatte, und war glücklich, wie er die Scherben endlich fand.

Als er sich aufrichtete, sah er ein Mädchen im Garten stehen, das ihn verwundert betrachtete. Sie mochte zwölf Jahre sein. Das hellblonde Haar lag wie ein Kranz in dicken Zöpfen über ihrer Stirn, in einer Hand trug sie einen hellgrünen Birkenzweig, mit der anderen hielt sie einen großen, prachtvollen Neufundländer am Halsband fest.

„Was machst du da?“ fragte sie ihn.

Er sah gleichgültig nach ihr hin: „Das geht dich ja nichts an.“

„Du brauchst gar nicht so patzig zu sein, ich kenn' dich wohl,“ sagte sie und kam zutraulich näher. „Ich weiß wohl, daß du früher hier gewohnt hast.“

„So? Woher weißt du das?“

„Wir haben doch zusammen im Wagen gesessen, als es regnete.“

„Ach so,“ sagte er da und sah sie an, „dein Vater ist der Voßbauer, nicht wahr?“

„Warum bist du nie wiedergekommen?“ fragte sie, „ich hatte dir damals noch Birnen und Äpfel aufbewahrt, ich hab hier einen Apfelkeller — willst du den mal sehen?“

„Jetzt sind ja doch keine mehr drin!“ „Das stimmt

wohl," sagte sie nachdenklich, und dann nach einer Weile, „du, auf dem Apfelbaum hab ich oft geschaukelt. Kannst du das noch? Komm mal her, wir können sogar beide drauf sitzen." Sie ließ den Hund los und kletterte rasch auf den Baum. Etwas zögernd folgte er ihr. „Schaukle mal!" befahl sie. Er tat es, erst unlustig, aber dann in heller Freude; fast wäre sie heruntergefallen, aber er saß rittlings und hielt sie fest. Sie lachte und wippte mit den Beinen. „Du, warum bist du nicht einmal früher wiedergekommen?"

„Wir wohnen doch in der Stadt."

„Zieht ihr jetzt hier wieder her?"

„Hier wieder her?" fragte er — „wohnt hier denn sonst niemand?"

„Nein, hier hat noch niemand wieder gewohnt. Ich komme nur zuweilen mit meinem Vater her."

„Und hier wohnt niemand sonst in unserm Haus?"

„Nein, das siehst du ja."

Da faßte er sie bei der Hand: „Du, will dein Vater das denn haben, daß wir hier wieder wohnen?"

Sie sah ihn ganz erstaunt an: „Warum soll er das nicht haben wollen, frag ihn doch!"

Da sprang er mit einem Satz herunter, lief ums Haus nach der Laube, fiel seiner Mutter um den Hals und schluchzte: „Mutter, Mutter, wir wollen wieder her, hier wieder her!"

Meta sprang auf, da sah sie des Voßbauern Tochter kommen, und ein jäher Schreck durchfuhr sie.

Fort, nur fort, nur nicht mit dem hier zusammen treffen!

„Mutter, geh hin und frag ihn, Mutter frag ihn, hörst du — wir wollen hier wieder her — Mutter!“

Aber sie schob ihn fort: „Wir müssen nach Haus, Dierk — komm mit!“

Er umfaßte sie von neuem: „Mutter, bleib doch hier, bleib hier!“

Es schnitt ihr ins Herz, aber sie faßte seine Hand: „Komm.“

„Mutter,“ bettelte er, doch sie hielt ihn fest, und er spürte an dem Druck ihrer Hand ihren harten Willen. Rasch ging sie aus dem Tor.

„Vater kommt ja schon,“ rief das Mädchen ihnen nach. Der Hund setzte mit freudigem Gebell an ihnen vorbei über die Hecke und rannte mit großen Sprüngen einem von fern Ankommenden entgegen. Da faßte Meta ihren Jungen fester, lief, daß sie den Weg gewann und ging, ohne den Kopf zu wenden, davon.

Eine Flucht war es. Sie floh — floh vor dem Kampf. Wenn Dierk sich an den Voßbauern gewandt hätte, wenn ihr von dem gar angeboten wäre, hier von neuem einzuziehen — wäre sie stark genug gewesen, es ihrem Kinde und sich selbst abzuschlagen?

Aber sie wollte nicht! Sich nicht demütigen! Sie warf den Kopf in den Nacken und wandte der Heide — und wandte ihrer Heimat — und wandte ihrer Sehnsucht den Rücken.

Oh, sie war stolz und stark!

Als sie am Abend heimkamen, lag Harm betrunken in der Stube. Das Kästchen mit ihrem mühsam zusammengesparten Schatz stand aufgebrochen auf dem Tisch, das halbe Geld fehlte.

„Was?“ lallte er, „hier wär kein Geld in der Stadt? Geld genug — wozu noch arbeiten!“

Sie rettete, was zu retten war und brachte ihn zu Bett, so sehr er sich auch sträubte.

Dann bügelte sie bis spät in die Nacht hinein.

Mitten in der Arbeit aber mußte sie einmal das heiße Eisen stehen lassen, mit beiden Händen griff sie nach ihrem Herzen und stöhnte, wie ein zu Tode getroffenes Tier.

Ein Tag verläuft wie der andere. Grau und lichtlos reihen sie sich aneinander. Dem Landmann bringen sie Sommer und Winter, Saat und Ernte, und immer von neuem wieder das große Hoffen — jedes Jahr von neuem legt er den Samen in die Erde — vertraut und hofft.

Das macht sein Leben reich, daß ein ewiger Wechsel ihn heraushebt über die Enge der Gegenwart.

Was aber hätte Meta noch zu hoffen gehabt? Ein paar Jahre waren vergangen. Sie stand Tag für Tag über ihrem heißen Bügeleisen, einen Tag wie den andern vom Morgen bis Abend — Frühling, Sonne und Herbststürme waren weit draußen und reichten nicht mehr in ihr Leben hinein.

Nur die Sorge, die kannte sie. Harm, Diert und sich selbst, alle drei mußte sie mit ihrer Hände Ar-

beit erhalten. Der unerbittlich gleichmäßige Strom, der die Menschen morgens in die Fabriken wälzte und abends müde zurückfluten ließ, hatte Harm zwar wieder freigegeben — aber nur, um ihn als Schiffbrüchigen ans Ufer zu spülen. Jetzt war Harm Gelegenheitsarbeiter. Zwei, drei Wochen lang ertrug er eine regelmäßige Arbeit, dann wieder saß er stumpf zu Hause oder lungerte draußen herum. Meta wußte, was ihm fehlte — zu fest hatte er in der Erde gewurzelt, aber zurückverpflanzen ließ er sich nicht, feindselig und mißtrauisch hatte er abgewehrt, als sie es versuchte.

Das Schächtelchen, das so viel Hoffnung beherbergt hatte, blieb zerbrochen und leer. Dafür lag ein Bankbuch sicher versteckt in einer verschlossenen Schublade — aber nur ein paar armselige Zahlen standen darin. Und doch spielten Metas Gedanken Tag und Nacht mit diesen Zahlen — es war doch eine kleine Hoffnung, es war für Dierk.

Für Dierk! Wenn er schon nicht aufs Land konnte, so sollte er doch etwas lernen. Da hatte sie es durchgesetzt, daß er als Lehrling in eine große Maschinenschlosserei kam. Freilich, in den ersten Jahren verdiente er nichts — sie mußte noch ein paar Hundert Mark Lehrgeld für ihn bezahlen und manche Nachtstunde dafür opfern. Aber ein eiserner Wille ließ sie alles überwinden.

Das war ihre seligste Stunde am Tag, wenn Dierk abends heimkam. Dann schob er vorsichtig die Wäschestücke beiseite, die an den quergespannten

Leinen in der Küche hingen, schlich sich heimlich an sie heran und hielt ihr lachend die Augen zu. Und obwohl das Eisen immer glühend heiß war und mancher Brandfleck auf den weißen Stücken so entstand, sie tat, als hätte sie die Tür nicht gehen hören und sah sich nicht vorher um. Auf diesen Augenblick freute sie sich ja den ganzen Tag, denn jetzt hatte sie ihn meist eine Stunde lang für sich. Jetzt mußte er erzählen, und wenn auch zuerst ihrer beider Gedanken immer noch auf die Heide liefen nach Sonnenschein und Vogelsang — mit der Zeit glitt er unmerkbar in seinen neuen Beruf hinein. Und wenn er erzählte, daß er als Lehrling schon Gesellenarbeit machen durfte, und daß ihm dies oder jenes heute gelungen sei, warf sie heimlich einen stolzen Blick auf ihn, wie er dasaß, unbekümmert und sorglos, Arme und Beine lang aus dem Zeug herausstreckend, denn er schoß jetzt mächtig in die Höhe.

Dann war es schön zu Haus trotz Wäschedampf und Plättdunst.

Aber dann, wenn es später wurde, sahen sie beide unruhig nach der kleinen Weckuhr. Und nun polterte es auf der Treppe; sie sprangen rasch auf und schoben die Wäschestücke zur Seite, daß der Betrunkene nicht alles niederrisse.

Der lehnte sich erst an die Tür: „A bend," sagte er und sah sie feindlich lauernd an, ob sie seinen Gruß auch erwiderten. Dann torkelte er auf seinen Platz, und Meta hatte Mühe, ihre mühsam fertiggestellte Arbeit vor seinen tappenden Händen zu retten.

Mit dem Erzählen wars vorbei, aber nach dem Abendessen hatten Mutter und Sohn eine andere Unterhaltung. Dann holte Dierk seine Bücher hervor. Denn so geizig seine Mutter in allem war — hier tat sie mehr als genug, sie verschwendete. Sie strebte danach, Dierk lernen zu lassen, was sie nur irgend konnte; und da sie selbst früher einmal die Bücher sehr lieb gehabt hatte, hielt sie noch jetzt viel vom Gedruckten. Sie kaufte ihm teure Fachwerke, die er kaum verstand und durch die er sich mühsam hindurcharbeitete. „Er hat ja einen hellen Kopf," dachte sie, „etwas wird es schon helfen."

So saß Dierk denn Abend für Abend über seinen Büchern und lernte, was ihm zufällig unter die Hände kam. Anfänglich wollten ihn weder Zahlen noch Zeichnungen fesseln, und erst, als er in der Werkstatt das wirklich gesehen hatte, was hier abgebildet war, fand er Lust daran und erklärte seiner Mutter davon, soviel er selbst die Sache verstand. Dann konnte sie ihn durch immer neue Fragen mühelos dazu bringen, weiterzulernen.

Nur die Sonntage, die gehörten ihm allein. Da stand Fied, sein alter Freund, schon auf der Lauer, um ihn abzuholen. Diese beiden Jungen gaben ein sonderbares Paar ab. Dierk war jetzt lang aufgeschossen, Fied einen guten Kopf kleiner als er. Und auch sonst gingen sie verschieden einher, denn während Dierk Sonntags im neuen Anzug spazierte — Meta sah, wie alle richtigen Landleute, den Sonntag von jeher als Festtag an, nur nicht für sich

selbst — ging Fied gerade umgekehrt dann in seinem alten Zeuge. Fied war nämlich in einem der größten und vornehmsten Handelshäuser als Lehrling angestellt. Wie das möglich war, daß der kleine Waschfrauensjunge aus der armseligen Vorstadtstraße da hineingekommen war, das wußte niemand — Frau Kassen war aber nicht nur eine kluge, sondern auch eine zähe Frau und setzte immer durch, was sie sich einmal vornahm. Nun durfte also Fied in der Woche in seinem besten Zeuge gehen, da war es doch nur natürlich, daß er Sonntags sein altes auftragen mußte.

Andere Freunde hatten sie nicht. Die Schulkameraden, die früher in Lumpen liefen, gingen jetzt längst zur Fabrik und verdienten ihr eigenes Geld — die konnten Sonntags schon was springen lassen und taten es auch. Dierk und Fied aber, ohne einen Pfennig in der Tasche, sahen doch auf sie herab und gingen ihre eigenen Wege. Und das Leben ging mit und prägte ihnen seine mannigfaltigen Eindrücke fest in die jungen Seelen. Mochten sie selber zusehen, was auf diesem Grunde für Gedanken, Wünsche und Sehnsüchte emporwuchsen.

Es war ein Märzensonntag, da faßte Fied seinen langen Freund unter und führte ihn auf Nebenwegen — die Hauptstraßen mußte er wegen seines Anzuges meiden — weit nach draußen. Dann zog er einen Brief aus der Tasche: „Angenommen!“ sagte er, „da, lies!“ Sein Lehrherr hatte ihm zu Ostern eine Stelle in einem ganz großen Übersee-

handelshaus in Hamburg besorgt. „Englisch kann ich einigermaßen, jetzt lern ich Spanisch, und dann geh ich hinüber."

„Wo hinüber?"

„Nach Amerika!"

„Muß man da Spanisch können?"

„In Südamerika jedenfalls. Unser Prokurist ist drüben gewesen. Ich weiß, was ich da anfange! Und du, — gehst du mit?"

„Ich kann doch nicht!"

„Warum nicht?"

„Meine Mutter —"

„Will sie es nicht haben?"

„Ich weiß nicht. Aber — ich kann sie nicht allein lassen, so nicht."

„Meine Mutter ist auch allein."

„— Du hast keinen Vater."

Da schwieg Fied still. Für ihn war alles klar und hell, aus Dierk aber wurde er manchmal nicht recht klug.

Nach einer Weile fragte er: „Und du — was willst du machen? Willst du immer hier sitzen bleiben?"

„Nein, nein!"

„Du willst also doch fort?"

„Ich weiß es nicht."

„Hör mal, wenn man so alt ist, weiß man doch, was man zu tun hat. Aber du weißt ja überhaupt nicht, was du willst."

„Oh doch!"

„Was denn also?“

„Ich kann es nicht sagen.“

„Du weißt es nur nicht.“

„Ach, da ist doch so viel. Das kommt doch nicht nur auf den einzelnen an, die ganze Menschheit sucht doch —“

Fied wehrte verächtlich ab: „Was gehen dich die andern an?“

„Ach Fied — ich weiß selbst nicht recht —“

„Siehst du!“

„Ich weiß nicht, wie ich das ausdrücken soll. — Glaubst du an Gott?“

„Na nu?“

„Ich frage, glaubst du an Gott?“

„Das hat hiermit nichts zu tun!“

„Siehst du, du bist auch nicht sicher. Die ganze Welt, Fied, die versteh ich so noch nicht.“

Sie mußten zur Seite treten, weil eine offene Kutsche an ihnen vorüberfuhr. Eine Dame mit kostbarem Federhut saß im offenen Schlag und besah das ungleiche Paar durch ihr elfenbeingefaßtes Glas.

„Fied, hast du je gesehen, daß deine Mutter spazieren fährt?“

„Meine Mutter? Du bist nicht gescheit!“

„Du meinst also, es ist recht, daß sie ihr ganzes Leben lang schmutzige Hemden wäscht?“

„Das gerade nicht.“

„Stell dir vor — sie wollte einfach nicht.“

„Das ist doch verrückt. Sie muß doch arbeiten.“

„Warum? Andere arbeiten doch auch nicht — warum soll gerade sie sich immer quälen?“

„Von was soll sie denn sonst leben?“

„Von was leben denn die anderen? Und warum, sag mir, müssen gerade wir in diesen abscheulichen dunkeln Löchern wohnen? Sieh nur diese schönen Landhäuser — hinter jedem ist ein großer Park. Stell dir vor, wir beide gehen dahinein, stell dir vor, wir beide legen uns da ins Gras, unter die schönen alten Bäume, reißen uns jeder einen Zweig ab von den kleinen roten Blütenbäumchen —“

„Du bist verrückt!“

„Man würde uns schön hinauswerfen, was? — Warum? Wer hat das alles wachsen lassen?“

„Sag mal, was willst du denn eigentlich?“

„Ach, Fied, ich frage, gibt es eine Gerechtigkeit in der Welt?“

„Mensch, das geht uns doch gar nichts an.“

Dierk fuhr herum, er schüttelte die Fäuste und schrie: „Das geht uns nichts an? Daß meine Mutter sich die Hände blutig wäscht, daß mein Vater sich zu Tode säuft, daß ich — ich — ich hier in dieser verfluchten Stadt bleiben muß — und wir hatten selbst einmal Land und einen Garten — mit Bäumen — das alles geht mich nichts an, hahaha — das geht mich nichts an — das geht mich gar nichts an?“

Er schluchzte, daß es seinen ganzen Körper schüttelte.

Fied faßte ihn erschrocken an der Schulter: „Heul doch nicht, Mensch, sei doch still!“

„Das geht mich alles nichts an — hahaha!“ Er warf den Kopf hoch und seine Stimme schlug jäh um. Er lachte hart und höhnisch, er schwelgte, überschwenglich wie er mit seinen achtzehn Jahren war, in bitterer Weltverachtung.

Fied zuckte nur die Schultern. Sie schlenderten weiter, in ihre Gedanken vertieft. Fied sah steif gerade aus.

„In vier Wochen bin ich in Hamburg,“ sagte er.

An einer Brücke, die über einen kleinen Bach führte, blieben sie stehen und sahen ins Wasser.

Da fuhr Dierk plötzlich auf: „Wir müssen einen Bund schließen, Fied. Wir beiden — für unser ganzes Leben; willst du?“

„Was für einen Bund?“

„Wir müssen kämpfen gegen alles Falsche und Schlechte in der Welt — denk nur an deine Mutter — willst du?“

„Na ja!“

„Fied!“ Er drückte ihm krampfhaft die Hände, seine Augen leuchteten, und in einer plötzlichen Aufwallung schlang er beide Arme um den kleinen Freund und drückte ihn an sich, voll Kummer über die unvollkommene Welt und voll von großen, schönen und glühenden Gedanken.

Aber das Leben hatte noch mehr Rätsel für ihn.

Sie gingen heute weit hinaus und kamen später heim als sonst; unter den Bäumen an der Landstraße war es schon dunkel. Vor ihnen gingen Arm in Arm zwei Mädchen in dunkeln Kleidern, sie schlen-

derten langsam und sangen mit schönen Stimmen ein trauriges Lied.

Dierk hielt seinen Freund zurück und blieb hinter ihnen.

Er empfand tief das Wehmütige, das in allem lag, in der Dämmerung, der Melodie und dem Anblick der Mädchen, die eng aneinander geschmiegt im langsamen Takt des Liedes dahin gingen, während die hellen Röcke fast feierlich um ihre schlanken Gestalten schlugen.

Als das Lied zu Ende war, wollten sie rasch vorbeigehen. Da rief eines der Mädchen: „Ach, seid ihr das? Nehmt uns mit!“

Sie erkannten in beiden Kinder aus ihrer Straße, mit denen sie früher oft gespielt hatten, und gingen zusammen weiter.

„Singt noch ein Lied,“ sagte Dierk.

„Ja, aber wir sind müde, ihr müßt uns etwas ziehen,“ sagte die eine. Die Mädchen hängten sich in ihre Arme, und sie gingen nun alle vier in einer Reihe. Dann begann die, welche Dierks Arm ergriffen hatte, sie hieß Hanna, schön und weich zu singen, und die andern fielen ein. Der stille und dunkle Abend, das klagende Lied, und das seltsame Gefühl, zum ersten Mal in seinem Leben ein Mädchen am Arm zu führen, all das überwältigte Dierk. Alles, was bitter war, löste sich in ihm, und er hätte weinen können, in einem sonderbaren, schmerzlichen Glücksgefühl.

„Singt lieber etwas Lustiges,“ meinte Fied, als sie ausgesungen hatten.

„Nein," sagte Hanna schnell, „ich finde diese Lieder viel schöner."

Dierk sah sie dankbar an. Er kannte sie von früher eigentlich nur als einen wilden, etwas unsauberen Lockenkopf, der bei allen Streichen dabei gewesen war. Und jetzt war sie plötzlich erwachsen und trug einen langen Rock. Ihre wilden Locken waren zu einer zierlichen Krone aufgesteckt, und ein wunderbar zartes Gekräusel spielte hinter dem feinen Ohr herunter auf den weißen Hals. Kindlich rund und weich hob sich ihr Gesicht aus der Dämmerung. Dazu fühlte er jetzt ihren Arm mit leichtem Druck auf seinem liegen und empfand plötzlich ihre Wärme durch den dünnen Ärmel des Kleides hindurch. Jählings fühlte er sein Herz klopfen. Ganz befangen und unbeholfen kam er sich vor.

Er wollte sprechen, aber er wußte nicht, ob er Du oder Sie zu ihr sagen sollte. Da half sie ihm.

„Willst du auch lieber etwas Lustiges hören?" fragte sie.

„Nein, nein!" sagte er schnell und fühlte, wie er vor Freude rot wurde.

In einer dankbaren Aufwallung drückte er ihren Arm. Da sah sie ihm lächelnd ins Gesicht. O, diese großen, grauen Augen, mit langen Wimpern darüber, wie die ihn ansahen!

Plötzlich lachte sie hell und klingend auf: „Ist das nicht komisch? Immer, wenn es recht lustig ist, muß ich was trauriges singen!"

„Ja —“ stotterte Dierk fast bestürzt, „ist es denn heute so lustig?“

„Natürlich,“ lachte sie weiter. „Erst haben wir eine Landfahrt gemacht und dabei mit den Bauern getanzt — ach du, das war drollig; und jetzt treffen wir euch hier auf der Landstraße, ist das nicht lustig genug?“

„Ja, allerdings —“ gab Dierk zu, aber er kam aus dem Staunen nicht heraus. Was war das für ein Widerspruch!

Und nun sprach sie unaufhörlich weiter, erzählte von ihrer Fahrt, verspottete die plumpen Landleute, die mit ihr getanzt hatten und machte sich über alles lustig, was sie auf dem Dorfe gesehen hatte.

Dierk fühlte dunkel, daß sie herunterzog, was ihm heilig war, aber er widersprach ihr nicht. Er sah, wie ihre Schultern leise zuckten, wenn sie lachte, und er lächelte sie an, wenn sie sich schwer in seinen Arm hing, den Oberkörper weit vorbog und ihm halb von unten herauf ins Gesicht sah. Wie sie lachen konnte!

Plötzlich waren sie schon in der Stadt und die Mädchen nahmen Abschied. Als er mit Fied allein seinem Haus zuschritt, meinte der: „Was für alberne Gänse das geworden sind.“

Dierk suchte mit träumenden Augen den Sternenhimmel hoch über dem Lichtkreis der Stadt. „Es war schön, sehr schön heute Abend,“ sagte er.

* * *

Nie war der Frühling mit solchem Brausen gekommen, wie in diesem Jahr. Der Sturm schleuderte die Wolkenfetzen über die Ebene, rüttelte an den Mauern der Städte, brach in die Wälder und erfüllte die ganze Luft mit seinem machtvollen Brausen und Klingen. Dierk lag nachts wach und hörte das tiefe Tönen, den Atemzug des lachenden Riesen, in unbändiger Kraft um die Mauern toben. Alles, was alt und morsch war, wurde fortgeblasen und zerschmettert, um Platz zu schaffen für das neue, saftstrotzende Grün.

Auch in Dierks Herzen tobte ein Sturm, der ihn keine Ruhe finden ließ. Alles, was er bisher dachte und empfand, jagte in tollem Wirbel durcheinander, und dazwischen strahlten ein Paar graue Augen mit langen Wimpern, tanzte krauses Gelock über einem weißen Hals.

Im letzten halben Jahr seiner Lehrzeit hatte er an den Versammlungen der Gesellen teilnehmen dürfen. Da war ihm eine neue Welt aufgegangen.

Er hörte Reden, in denen die sozialen Verhältnisse beleuchtet wurden, er lernte nachdenken auch über sein eigenes Leben. Und alles, was ihm da vorgetragen wurde, empfand seine sehnsüchtige Seele als heilige Wahrheit. Gehörte er nicht auch zu den Entrechteten, zu den Enterbten des Glückes? Dunkel und unklar nur begriff sein unerfahrener Sinn das Leben, desto ungestümer empfand er alles, was ihn ungerecht dünkte. Mit dem ganzen Feuer

seiner Jugend wollte er kämpfen, leiden und dulden für die Unterdrückten.

In den ersten sonnigen Märztagen überfiel ihn dann seine alte Sehnsucht nach dem Lande seiner Kindheit stärker als je. Unruhig und zerstreut lief er herum, glaubte sich elend und verlassen und verbarg nur mit Mühe seine Not vor den scharfen Augen der Mutter. Alles, alles sollte sich lösen, wenn er einmal frei war, wenn er Geld verdiente.

Und jetzt war es so weit, aber jetzt taumelte er haltlos umher in einem Wust von leidenschaftlichen Empfindungen. Immer klarer und immer bestimmter trat das Bild des lachenden Mädchens dazwischen. Er kämpfte dagegen an, wollte sich mit Gewalt in seine Überzeugungen hineinretten, aber dann lief er doch stundenlang herum, nur um Hanna zu sehen.

Fied war nach Hamburg abgereist, er vermißte ihn nicht. Er war selig, als Hanna ihm erlaubt hatte, sie eines Sonntags zu begleiten. In zitternder Glückseligkeit war er neben ihr durch den Wald gegangen und hatte ihrem unermüdlichen Geplauder gelauscht. Er wußte, daß er hölzern, steif und ungelenk gewesen war, er hatte nichts Vernünftiges sagen können. Aber er hatte sich berauscht an ihrem Lachen.

Im Dunkeln war er mit ihr heimgegangen und hatte ihre Hand heimlich gestreichelt, die sie ihm willig genug ließ. Als er Abschied nahm, wortlos, nur voll heißen Gefühls ihre Hände drückend, hatte

es spöttisch um ihren Mund gezuckt. Jetzt wartete er auf sie, wenn sie abends vom Geschäft kam, aber sie ging einen andern Weg, und er wartete vergebens.

Wich sie ihm aus? Er zitterte, wenn er daran dachte. Aber dann begegnete er ihr eines Tages ganz unvermutet und wich nicht von ihrer Seite, bis sie in ein Geschäft trat. Glücklich ging er heim, am Sonntag würden sie sich wieder treffen.

Und dann saßen sie am Sonntag zusammen in einem Tanzsaal. Er versuchte zu tanzen, aber es ging nicht, und nun mußte er zusehen, wie sie von einem Arm in den andern flog. Nur in den Pausen saß sie neben ihm und lächelte ihn an. Er litt Qualen, wenn sie mit einem Tänzer sprach. Aber er wich nicht vom Platz und wartete auf den Abend; er freute sich auf den Heimweg.

Es wurde spät und der Saal leerte sich allmählich, aber Hanna wollte immer noch nicht nach Haus. Er wartete, bis die letzten Paare aufbrachen. Da schickte sie ihn unter einem Vorwand hinaus, daß er draußen auf sie warte. Im Dunkeln stand er, klopfenden Herzens, und zitterte vor Glück. Die letzten Paare waren an ihm vorbeigegangen, sie kam noch immer nicht. Zögerte sie, um mit ihm allein zu bleiben? Sein Herz klopfte vor Erwartung. Aber nun löschte man das Licht im Saal, und sie kam immer noch nicht. Da wurde er unruhig, lief ums Haus und suchte sie. Er fand nur einen Aushelfer, den er zufällig kannte, und erfuhr, daß sie längst mit einem andern zusammen fortgegangen war;

sie hatten einen andern Ausgang benutzt. Da wußte er, daß sie ihn betrogen hatte und taumelte, wie vor den Kopf geschlagen, ins Dunkle zurück.

Erst als er zu Haus die Treppe hinaufstieg, konnte er wieder denken. Es war sehr spät, aber die Mutter hatte noch Licht und stand am Tisch zu bügeln.

Er trat ein und lehnte sich gegen die Tür, bleich und übernächtig.

Aus der anstoßenden Kammer hörte man die schweren, unregelmäßigen Atemzüge des Vaters. Die Mutter sah ihn an, quälende Sorge im Gesicht, und er las ihr die heimliche Angst aus den Augen, daß auch er schon verkommen könnte.

Er raffte sich auf, sah bitter nach der Kammer und sagte: „Nein, Mutter — das nicht."

Aber im selben Augenblick begriff er, daß einem Menschen jedes Mittel recht werden konnte, die bohrenden Gedanken zu verscheuchen. Er wandte das Gesicht, er konnte die Augen der Mutter nicht ertragen.

„Dierk!" sie faßte seine Hand und zog ihn zu sich an den Tisch. Da warf er sich auf einen Stuhl: „Mutter — ich bin so unglücklich!"

Ihre Hand lag auf seinem Haar, er fühlte ihre stumme Liebe und Sorge wohlig über sich hinströmen, und als sie seinen Kopf an ihre Brust zog, folgte er willig.

Und dann beichtete er, nur schamhaft andeutend, und sie hörte ihm still zu. Als er endlich hochsah, lächelte sie ihn an.

„Mutter," sagte er gekränkt, aber sie lächelte weiter; „es ist gut so, Dierk, du sollst dich noch nicht binden, du sollst die Welt erst kennen lernen."

Noch einmal wallte er auf, aber dann wurde sein Schmerz ruhiger.

Sie saßen still beieinander, Hand in Hand. Endlich erhob sie sich: „Nun geh zu Bett, Dierk."

„Und du, Mutter?"

„Du siehst, ich bin noch nicht fertig!"

Da fiel ihm auf, wie müde sie aussah, und daß er nie gemerkt hatte, wenn sie zu Bett ging. Immer, wenn er einschlief, stand sie noch am Tisch zu bügeln, Nacht für Nacht. Hatte er sie je anders gesehen?

„Mutter, hast du denn immer, immer gearbeitet, die ganzen Nächte hindurch?"

„Ach Dierk, es ist nicht so schlimm."

„Du sollst aber nicht!"

Sie lächelte müde: „Ich muß wohl, Dierk, wovon sollten wir sonst leben?"

Da fühlte er jäh, welche Last sie all diese Jahre getragen hatte und schlang in heißer Liebe seine Arme um ihre Schulter: „Mutter, Mutter!" Und sie schloß die Augen und lehnte sich an ihn, müdeselig, nichts mehr denkend. Das heiße Eisen brannte einen Flecken in die Wäsche — mochte es! Einmal nur die Augen schließen dürfen, einmal sich anlehnen dürfen an einen andern — ach, wie lange, lange hatte sie das nicht gekonnt. Nur eine einzige, selige Minute lang. Dann raffte sie sich auf und schob ihn fort.

„Nun geh, Dierk!“

„Und du?“

„Dies bißchen muß noch fertig.“

„Jetzt hast du es doch nicht mehr nötig, jetzt verdiene ich doch auch!“

Da war sie wieder die Alte und sah ihn fest an. „Willst du ewig Schlossergeselle bleiben? Du mußt auf die Schule, um weiter zu kommen. Und das wird viel Geld kosten!“

„Du willst noch arbeiten?“

„Ich muß!“

„Dann muß ich auch!“ Und er nahm seine Bücher, die er in den letzten Wochen kaum angesehen hatte und setzte sich ihr gegenüber. Er preßte die Lippen aufeinander, zwang die Gedanken mit Gewalt auf die Zeichnungen und Zahlen und blieb allen Einwendungen der Mutter gegenüber fest. So lange wie sie blieb auch er fortan auf.

Allmählich wuchsen die Zahlen in Metas Bankbuch an. Sie selbst bestritt den gesamten Haushalt, Dierks ganzer Verdienst wanderte restlos zur Kasse. Er selbst wußte nichts davon, lieferte ihr das Geld ab und sorgte nicht, wo es blieb.

Die unglückliche Liebesgeschichte hatte sein Herz aufgerissen, es lag wund und offen für alle Nöte der Welt. Kühne politische Pläne, von begeisterten Rednern in den Gesellenversammlungen vorgetragen, griff er begierig auf und durchtränkte sie mit aller Bitterkeit, die sich in seiner Brust schon angesammelt hatte. Vielleicht wäre er haltlos hinein-

gerissen in den leidenschaftlichen Strudel des politischen Kampfes, wenn ihn nicht etwas anderes gerettet hätte — die Arbeit.

Bisher war sie lästiger Zwang gewesen. Nur draußen war ihm Sonne und Leben, zwischen Rädern und Maschinen fühlte er sich tot. Aber jetzt, da er mit unbeugsamem Willen allmählich hineindrang in das Geheimnis der stählernen Leiber, merkte er, daß auch hier ein Leben war. Nicht das farbenleuchtende, sturmselige Leben der Natur, aber ein sinnreich zusammengesetztes, vom Menschengeist beherrschtes, kräftespielendes Leben, das seinen Wissensdrang reizte.

Zufällig hatte der leitende Ingenieur seiner Fabrik einmal Dierks Bücher gesehen. Dierk war erboßt, als er die Achseln darüber zuckte und ihm riet, nur ein paar dünne Hefte durchzuarbeiten, diese aber gründlich. Doch merkte er rasch, daß er so weiterkam und war selbst erstaunt, wie bald er festen Boden unter die Füße bekam.

Eines Tages rief ihn der Ingenieur beiseite: „Sie sind ja so ein Tüftelmeier," sagte er, „haben Sie Lust, eine neue Maschine mit auszuarbeiten?" Dierk war mit Freuden bereit und nun zeigte ihm der Ingenieur seine Pläne. Er wollte einen kleinen, elektrisch betriebenen Schmiedehammer bauen und hatte alle Berechnungen dazu fertig. Nun galt es, heimlich, damit niemand etwas merkte, die einzelnen Teile anzufertigen, zusammenzusetzen und auszuproben.

Mit Feuereifer ging Dierk an die Arbeit. Als die ersten Gußstücke angelangt waren, begannen die Schwierigkeiten. Hier und da zeigten sich Hemmungen, die nicht erwartet waren. Dann konnten sie beide eine ganze Nacht hindurch grübeln, entwerfen und rechnen, und manchmal verlor der Ingenieur beinahe die Lust an den kostspieligen Versuchen. Aber Dierk hatte eine so hartnäckig verbissene Art, immer wieder dasselbe zu versuchen, daß auch der Ingenieur nicht locker ließ. Der Sommer sah durch die Fenster, der Herbst färbte den Wald golden und rot — diesmal hatte Dierk kein Auge dafür. Einmal, als er in Gedanken durch die Straßen lief, traf er plötzlich mit Hanna zusammen — es gab ihm einen raschen Stich ins Herz, aber er ging vorbei und drehte nicht einmal den Kopf nach ihr hin.

Und endlich, endlich stand das Modell fertig da. In einem Nebenraum der Fabrik war es aufgestellt, kein Mensch außer den beiden und ihrem Chef wußte, was das kleine schwarze Ding bedeuten sollte. Würde es überhaupt leben können?

Eines Tags nach Feierabend schaltete Dierk die Stromleitung ein. Der Ingenieur stand neben ihm und hielt den Atem an, — jetzt drehte Dierk den Schalthebel, jetzt trat er auf den Fußtritt, der den Hammer auslöste — und spielendleicht und blitzschnell schoß der Stoßkopf herunter. Da hob der Ingenieur die Beine und tanzte wie ein Schuljunge um die Maschine herum.

Tote Dinge sind oft die verläßlichsten Freunde. Sie trösten mit ihrem bloßen Dasein und leiten die Gedanken auf verständige Wege. Vornehmlich Dinge, mit denen wir arbeiten.

Dierk mußte die Maschine vorführen und arbeitete täglich mit ihr. Eine neue Welt ging ihm auf, das Tote wurde lebendig; er vergaß eine Zeitlang Himmel und Heide und fühlte sich fest verwachsen mit dem Werk seiner Hände.

Er legte den kurzen Klumpen Eisen ins Schmiedefeuer. Das schlief, wie ein müdes Tier, und sein Atem wehte blauschwebend über die Kohlen. „Du, wach auf," sagte er und griff nach dem elektrischen Blasebalg. Dann klang es wie ein Stöhnen, mühsam aus der Tiefe geholt, ein Blinzeln glimmender Augen unter schwarzen Lidern hervor, und eine rote, gierige Zunge leckte prüfend über den Bissen. Ha, sie hat das Eisen gekostet, und nun zischt sie wie ein Blitz hervor, öffnet den rotfunkelnden Rachen und verbeißt sich mit wütender Gier an dem Klotz. Der liegt unbeweglich, schwer und hart. Da heult es fauchend aus dem glühenden Schlund herauf, schleudert zornig die funkensprühenden Schlacken empor, zerrt mit grimmigen Zähnen an dem schwarzen Brocken, immer wilder, keuchender, tückischer. Der bewegt sich schwer, sinkt tiefer, und ein Funkenstrom zischt über ihn hin. Er färbt sich —, rot, golden, setzt sprühende Kristalle — und nun ist alles eine weiße, zischende Glut.

Da leuchten Dierks Augen, mit einem Ruck reißt

er den glühenden Bissen aus dem gierigen Rachen. Der stöhnt wie ein betrogenes, todwundes Tier und dunkelt sterbend zurück, indes der Klotz weißglühend auf dem kleinen, kalten Amboß der Maschine zischt, genau unter dem vierkantigen Stoßkopf des Hammers. Wieder ein Griff am Schalter und den Fuß auf den Bügel gestellt — da stößt er nieder, lautlos spielend — eine Schwalbe, die blitzschnell aufs Wasser schießt und, ehe sie es berührt, wie am Faden gezogen zurückschnellt — zwei — dreimal. Ein leiser Druck mit dem Fuß, und jetzt saust er tiefer, ein dumpfes Schüttern, ein Funkenblitz sprüht auf — ein neuer, immer mehr, immer schneller; ununterbrochen saust der Hammer herab mit kleinen, harten, unbarmherzigen Stößen. Und der glühende Klotz reckt sich stöhnend, wendet sich, der lastenden Wucht zu entgehen, streckt sich vergeblich. Ein stummes, wahnsinniges Ringen, ohne Laut, nur bei jedem wütenden Stoß ein dumpfes Schüttern, wie ein kurzer, verzweifelter Atemzug in stummer Not.

Welch eine wütende, verbissene, unbarmherzige Kraft steckt in der unscheinbaren Maschine. Ja, sie lebt in allen ihren Gliedern.

Nichts ist tot, was uns umgibt, und wenn es noch so kalt und reglos scheint. Das aber ists, was den Fluch der Menschheit in Segen verwandelt: Die Poesie der Arbeit!

Die Fabrik hatte sich einen Namen gemacht mit ihrer neuen Maschine. Der Besitzer, ein kluger und

weitblickender Geschäftsmann, nutzte die günstige Zeit aus und vergrößerte seinen Betrieb um das Doppelte. Der Ingenieur steckte immer voll neuer Pläne; nachdem seine Maschine einmal fertig stand und sich bewährte, kümmerte er sich nicht mehr darum. Riesige Neubauten entstanden auf dem Fabrikgelände; es hieß, man wolle künftig auch den Bau von elektrischen Kraftanlagen mit aufnehmen. Der Ingenieur vergrub sich in seine Zeichenstube, und Dierk bekam ihn selten mehr zu sehen.

Da bekam er eines Tages bei der Lohnzahlung einen verschlossenen Briefumschlag mit ausgehändigt. Als er ihn zu Haus öffnete, fand er einen Zettel vor: „Auf Veranlassung des Ingenieurs Sommer bewilligt Ihnen die Fabrik für Ihre Arbeit am Aufbau des elektrischen Hammers die einliegende Summe." Ein nagelneuer Hundertmarkschein lag dabei.

Hundert Mark, welch eine Riesensumme für ihn! Er faßte die Mutter um die Schultern, schwenkte sie ausgelassen herum und wußte nicht, was er vor Freude anstellen sollte. Und dann standen sie beide, nach dem ersten Jubel, mit gefalteten Händen ehrfürchtig vor dem kleinen Papier. Es war der erste blaue Schein, der ihm ins Haus flog — wie ein leibhaftiges Wunder lag er vor ihnen auf dem Tisch.

„Mutter," rief Dierk plötzlich und wurde ganz blaß dabei: „wenn es nur ein Scherz wäre? Er ist doch echt?" Aber es war und blieb Wirklichkeit — hundert Mark.

An diesem Tage stiegen ihre Hoffnungen ins Ungemessene.

Am nächsten Abend suchte Dierk den Ingenieur auf, um sich zu bedanken. Er fand ihn in seiner Wohnung, ganz vergraben in Zeichnungen.

Fast heftig wehrte er den Dank ab. „Kleinkram hier, alles Kleinkram und nicht großzügig genug.“ Er wies seufzend auf seine Pläne: „Wenn man einmal so könnte, wie man wollte — aber das elende Geld!“ Dierk glaubte, daß er mit seiner Erfindung doch sicher große Summen verdienen werde. Aber da fuhr der Ingenieur bitter lachend auf —: „Ich, mein Lieber? Keinen Pfennig! Ich bin genau so ein armseliger Kerl wie Sie — unsere Arbeitskraft ist eben verkauft an die Fabrik — Ihre festen Arme und mein bißchen Grips dazu. Was die schaffen, gehört der Fabrik — dafür bekommen wir unsern Lohn — aber bitter ists doch.“

„Dann haben Sie — Sie selbst, überhaupt keinen Vorteil von Ihrer Erfindung gehabt?“

„Die Ehre, mein Lieber, das ist alles. Aber — es ist meine eigene Schuld. Pläne und Erfindungsgeist hab ich mein Lebtag genug gehabt — aber der Mut, der fehlt mir. Einfälle — da sehen Sie, ganze Werke, Riesenanlagen möcht ich aus dem Boden stampfen; aber — ich bin zu feige, mit allem hier abzubrechen und zu sagen: das schaffe ich, ich ganz allein. Soll ich mein bißchen Vermögen dran wagen? Meine sichere Stellung hier aufgeben?

Kann ich das vor meiner Familie verantworten? Sehen Sie, so ein feiger Kerl bin ich!"

„Und alle diese Pläne?"

„Gehören der Fabrik! — Mensch, ich sage Ihnen, werden Sie selbständig! Sie sind ja noch jung — gut, wenns einmal die Gelegenheit so will, dann wagen Sie's! Nur nicht immer für andere schaffen. Selbst, selbst, selbst — Herrgott, wenn ich nur einmal den Mut dazu gehabt hätte!"

Dann mußte Dierk ihm von seinen Verhältnissen erzählen. Als er seinen Heimatsort nannte, unterbrach ihn der Ingenieur: „Ach, da war heute ein Bauer aus Ihrer Gegend hier, ein Großbauer —

„Der Voßbauer?" fragte Dierk.

„Richtig, so hieß er. Prachtvoller Kerl, geht mit vorwärts, mit der Zeit. Wollte eine elektrische Anlage haben für seinen Betrieb. Aber wird sich kaum lohnen für ihn. Ja, wenn man das ganze Dorf mit versorgen könnte — oder besser noch ein paar Städte —," er sog heftig an seiner Zigarre und sah starr geradeaus — „Himmel, das wär was — einen Wasserfall braucht ich — einen breiten Strom mit mächtigem Gefälle — irgendeine billige Kraft —! Und dann — Millionen von Lampen, Tausende von Motoren — in der kleinsten und einsamsten Kate steckte ich ein Licht an, dem armseligsten Handwerker drehte ich seine Räder — bis in die abgelegenste Ecke hinein —" Er brach jäh ab und lachte: „Sehen Sie — so geht mirs immer, aber dann haperts gleich. Wo die billige Kraft hernehmen? Die

Weser liegt zu weit ab — da gibts auch Schwierigkeiten mit dem Staat. — Freilich, ein eiserner Wille brächts vielleicht fertig — locken täts mich — aber — dazu bin ich wieder zu feige."

Dierk hatte atemlos zugehört. Er dachte an die unendliche Quälerei in seiner Jugend mit der schweren Arbeit und dem mühseligen Göpelbetrieb — an das trübe Licht. Er sah seine Mutter im Morgengrauen an der schweren Karne stehen, sah sich selbst mit beiden Eltern die geliehene Staubmühle drehen. „Und das wär möglich, all diese Arbeit zu leisten, so leicht und spielend, wie am elektrischen Hammer?"

„Möglich wärs — wie gesagt; nur — es gehört ein Kerl dazu!"

Da weiteten sich Dierks Augen. „Das — das möcht ich — so etwas schaffen, etwas Großes — Gewaltiges! Allen Menschen helfen!"

Er hatte es leise, mehr zu sich selbst gesagt. Der Ingenieur sah ihn überrascht an und wunderte sich, wie eckig und hart das junge Gesicht plötzlich geworden war. Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar: „Ja, wenn man ein Kerl wäre!"

Da trat Dierk zu ihm hin: „Ich möchte lernen, alles lernen, wie fang' ich das an?"

„Haben Sie Geld?"

„Das — ich weiß nicht — etwas vielleicht."

„Ich will Ihnen Bücher geben, die arbeiten Sie durch. Und wenn Sie nicht weiter können, kommen Sie und fragen. Und zum Winter müssen Sie auf die Schule."

Am Abend saß er mit der Mutter zu rechnen. Sie hatten das Bankbuch vor sich liegen.

Trostlos sah Dierk auf die Zahlen: „Es geht nicht, Mutter."

„Es muß!" sagte sie hart.

Dann klappte sie das Buch zu und verschloß es.

„Und es soll!" setzte sie hinzu und griff schon nach dem Bügeleisen. Hastig zischte das Eisen über die Wäsche und schuf Geld — Pfennig bei Pfennig — Groschen bei Groschen — unendlich langsam, unendlich mühsam, aber unermüdlich! Strich für Strich — Stück für Stück — immer hin und her — hin und her — heute, morgen, übermorgen —. Es war totenstill. Nur das Schnarchen des Betrunkenen in der Kammer — häßlich und langsam. Und das kurze, eilige Ticken der Weckuhr.

Er sah ihr ins Gesicht. Tiefe Falten waren um den Mund gegraben, und das Haar an den Schläfen war grau.

Er sah jäh ihr Gesicht von früher, draußen auf der Heide, rund und frisch mit blanken Augen lachte sie ihm entgegen — wie alt und welk sie hier wurde! Plötzlich griff er zu und hielt ihr den Arm fest: „Mutter — du darfst nicht, darfst nicht!"

Sie wehrte ihn mit der Linken ab, und die Rechte fuhr weiter: „Ich will, — Dierk — hörst du! Ich will!"

Da schoß es ihm heiß durch die Brust, daß er alles daran setzen müsse, sie hier herauszuheben, sie glück-

lich zu machen —. Er knirschte mit den Zähnen, schlug jählings mit beiden Fäusten auf den Tisch und brüllte: „Ich will! ich will, ich will!“

Da lächelte sie, aber ihre Augen blieben fest und hart, und unermüdlich glitt das Eisen weiter.

Die große Leipziger Maschinenfabrik hatte Feierabend gepfiffen. Aus dem breiten Tor quoll der Strom der Arbeiter; die langen Fensterreihen, die eben noch rot und lebendig in den Winterabend glühten, sanken jäh ins Dunkel zurück. Nur im Verwaltungsgebäude und in den Zeichensälen leuchteten noch die Fenster, aber auch hier erlosch eins nach dem andern, und das kleine Nebentor ließ die Angestellten heraus. Hastig verschwanden sie im Gewühl der Straße, um nun, nach einem langen Tagewerk für andere, einen kurzen Abend für sich zu leben. Da ist jede Minute wertvoll und heilig.

Als einer der letzten kam Dierk Folkers aus dem Tor. Langsam, wie einer, der sich erst besinnen muß, wohin er will, stieg er die Stufen hinab. Draußen vor der Tür blieb er einen Augenblick stehen und sah sich nach dem Fabrikgebäude um — alles schon still und tot, aber ihm wars, als wäre die Luft noch voll von dem tiefen Summen der gewaltigen Dynamos.

Da lächelte er und reckte die Glieder. Das war übel, daß man die am Zeichentisch nicht besser gebrauchen konnte. Aber immerhin, so weit hatte ers gebracht, seit einem Monat war er hier angestellt, versuchsweise auf sein glänzendes Schulzeugnis hin. Von hinten rannte einer hastig an ihm vorbei und schlug ihm auf die Schulter: „Heute abend mal mit, Folkers? Kleinen Bummel zusammen machen?“

Aber Dierk schüttelte den Kopf: „Geht nicht, bin schon versagt!“ „Dann nicht, Sie alter Streber.“ Und fort war er. Dierk sah ihm nach. Warum nannte man ihn Streber? Die hatten gut reden, diese jungen Herren, die sich ein regelrechtes Studium hatten leisten können und ihren jetzigen Verdienst nur als Taschengeld betrachteten. Und er — wie mühsam hatte er sich durchschlagen müssen, um mit dem bißchen Geld die Schule durchhalten zu können — und die beiden Soldatenjahre dazu. Auch jetzt war der Verdienst nicht groß, aber es wäre ihm wie Sünde erschienen, alles zu verbrauchen. Und wozu sollte ers verbrauchen? Das lag ihm gar nicht, das Geld auszugeben. Streber? — ja, wenn er noch ein bestimmtes Ziel gehabt hätte, aber es war in ihm nur ein dumpfer Wille, nur der dunkle Drang gewesen, der ihn weitergetrieben hatte. Er wollte — wollte — aber was, das wußte er heute noch nicht. Er suchte und tastete danach — es mußte etwas Großes sein, eine Riesenaufgabe. Und dabei hatte er nur immer das Gefühl, als liefe ihm die Zeit unter den Händen weg, als käme er zu spät. Ja, etwas Großes wollte er! Darum hatte er vor freudiger Erregung gezittert, als er zum ersten Mal als Angestellter in diese Riesenfabrik hineinsah; dies geheimnisvolle Summen und Surren, dessen Sinn er früher nie erfaßt hatte, ließ ihn nicht los. Jetzt fühlte er, das ist die Musik der Arbeit, die Melodie des Lebens, der Sturm des Schaffens. Und in drängender Ungeduld gedachte er der Worte des

Ingenieurs: „Herrgott, wenn ich nur den Mut dazu hätte!“ Den Mut hätte er — ungeduldig suchte er nur das große Werk, das auf ihn wartete.

Nein, er konnte nicht mit lustigen Leuten zechen gehen. Lieber saß er daheim und grübelte. Aber er hatte nicht einmal gelogen, heute war er wirklich schon versagt für den Abend.

Er hörte im Arbeiterverband eine Vortragsreihe mit an, in der Dr. Heller, ein junger Hochschullehrer, über Volkswirtschaft sprach und in geistvollen Reden seinen Zuhörern, lauter ungebildeten Leuten, den Gang der Entwicklung von der Arbeitsteilung der Urzelle an bis zum Höhepunkt der Gegenwart schilderte. Er ließ es nicht bei dem Vortrag bewenden, er suchte seine Hörer heranzuziehen zum selbständigen Denken und stellte ihnen Aufgaben, die sie zu Haus schriftlich ausarbeiten sollten. Da hatte Dierk eines Abends seine Gedanken über diese Dinge niedergelegt — weit über die eigentliche Aufgabe hinaus — aber es war ihm wie unter einem Zwang aus der Feder geflossen. Dr. Heller hatte die Arbeiten der andern besprochen, von seiner hatte er nichts gesagt. Aber am Schluß des Abends hatte er Dierk gebeten, ihn am nächsten Donnerstag zu besuchen, dann wollten sie über seine Gedanken reden. Also heute sollte er kommen. Es war ihm etwas unbehaglich zu Mute dabei, dennoch wollte er hin.

Vier Treppen hoch in einem Vorstadtviertel hatte er seine Wohnung. Ein kleines Zimmerchen nur,

aber „mit einem Blick ins Grüne“, wie die kleine Schustersfrau stolz hervorgehoben hatte, weil man über das Hofgebäude hinweg die Krone einer einsamen Kastanie zwischen dem Ziegelmeer erblickte. Und das hatte auch bei ihm gewirkt, dies Grüne. Es war doch ein winziges Fleckchen, auf dem seine Kindersehnsucht rasten konnte, wenn sie abends im Dämmern nach der fernen Heide flog.

Zwei Briefe lagen für ihn da, hastig griff er nach dem ersten, von Fied! Vor ein paar Jahren hatte er zuletzt geschrieben und ihm kurz mitgeteilt, daß er im Auftrage seiner Firma nach Argentinien gehe. Seitdem hatte er nichts von ihm gehört als hin und wieder einen Gruß, den er durch seine Mutter bestellen ließ. Er riß die Briefhülle auf, aus Hamburg!

„Lieber Dierk,“ schrieb Fied, „willst Du mit hinüber? Wie ich hörte, arbeitest Du in Maschinenanlagen; darin ist jetzt in Argentinien ein großes Geschäft zu machen. Könntest Geld verdienen! Ich selbst habe eine leitende Stellung in unserm Getreidegeschäft drüben bekommen, habe aber auch mit Käufen auf eigene Hand ziemlich Glück gehabt. Werde wohl in ein paar Monaten wieder hinüberfahren; wenn Du dann mitkommst, kann ich Dich bei einigen Farmern einführen.“

Das war alles. Dierk mußte lächeln, für Gefühle war Fied nicht zu haben. Der war nur Kaufmann, aber einer, der sein Ziel im Auge hatte und unbeirrt seinen Weg ging.

Er griff nach dem zweiten — von der Mutter!

Da setzte er sich nieder, schob die Lampe dicht heran, stützte den Kopf in die Hände und las. Jede Woche schrieben sich Mutter und Sohn. Er las und fühlte sich wieder wohl unter ihrer warmen Obhut. Nichts erlebte sie, als ihre tägliche Arbeit, und doch waren ihre Briefe reich. Von Harm schrieb sie nichts, aber Dierk ahnte ihren stummen Kampf mit dem Haltlosen — nur immer an den Sohn und seine Arbeit dachte sie und sorgte und hoffte mit unermüdlicher Kraft. Wie ein Glaubensbekenntnis, fest und sicher, stand der Schlußsatz unter dem Brief: „Ich vertraue auf Dich!"

Da litt es ihn nicht mehr im engen Zimmer, er rannte die Treppen hinab und stürmte draußen durch die dunkeln Straßen, seine Unrast auszutoben. Ein Fieber hatte ihn gepackt — arbeiten, schaffen! Warum summten die Dynamos nicht schon wieder — warum konnte er nicht mit beiden Fäusten hineingreifen in die Arbeit? Wie unendlich langsam, Schritt für Schritt, mußte er sich hinaufquälen, Stufe um Stufe langsam erklimmen, bis er nur sein nächstes Ziel, die Ingenieurprüfung, erreichte? Er sah die Mutter stehen, Tag für Tag bis spät in die Nacht hinein; er wußte, was sie aufrecht erhielt, was sie immer wieder in gläubigem Vertrauen in die Höhe riß, wenn Not und Sorge sie zermalmen wollten: er war es, er! Und ihre mütterlichstarke Hoffnung: „Ich vertraue auf Dich!"

Mitten im planlosen Laufen dachte er wieder an die Einladung. Da ging er zurück, aß hastig einen

Bissen, kleidete sich um und machte sich auf den Weg. Dr. Heller wohnte weit draußen, aber er verschmähte die Straßenbahn und ging die ganze Strecke zu Fuß. Die körperliche Anstrengung tat ihm wohl.

Er war noch nie in seinem Leben von vornehmen Leuten eingeladen gewesen und blieb einen Augenblick befangen vor dem Hause stehen; aber dann, aus einem bitteren und barschen Gefühl heraus, drückte er heftig auf den Knopf der Klingel.

Ein Dienstmädchen öffnete, und er trat trotzig ein. Schweigend nahm sie ihm Hut und Mantel ab, führte ihn über den Flur und öffnete eine Tür. Ein Dutzend Gesichter sah ihn neugierig an.

Dierk erschrak heftig, er hatte geglaubt, den Doktor allein zu finden, jetzt war eine ganze Gesellschaft hier versammelt.

Da stand der Doktor schon vor ihm. „Ach — unser Freund Folkers" sagte er, faßte seine Hand und zog ihn herein. Dierk empfand, daß er ziemlich ungelenk in der offenen Tür stehen geblieben war, er bekam vor Ärger über sich selbst einen roten Kopf und verstand keinen von den Namen, die ihm jetzt genannt wurden. Dann saß er schon in einem bequemen Stuhl mit an dem großen, ovalen Tisch und nahm mit ungeschickten Händen eine Tasse Tee, die ihm seine Nachbarin bot.

Wütend, daß er überhaupt hergekommen war, sah er sich um, aber zu seinem Erstaunen merkte er, daß ihn keiner mehr beachtete und alle sich leb-

haft einem jungen Mädchen zuwandten, das lässig in einem Korbsessel zurückgelehnt saß und den kühlen Blick ruhig über die anderen hingleiten ließ.

„Soll ich also fortfahren?“ fragte sie.

„Nein,“ sagte ein blasser junger Mann mit schroffer Stimme, aber alle andern stritten dagegen: „Selbstredend doch! Wir warten schon!“

„Lieber Richard,“ wandte sich Dierks Nachbarin, die Hausfrau, an Dr. Heller, „willst du nicht lieber Herrn Folkers zuvor etwas einführen, damit er nicht gar zu sehr über uns erschrickt?“

„Wenn du meinst, Käthe?“ sagte Heller — „aber ich glaube, er wird am besten urteilen, wenn er zuhört.“ Er wandte sich an Dierk: „Wir bilden hier die „Gesellschaft der Suchenden“. Jeder geht seinen eigenen Weg, und jeder hat das Recht, auch eine eigene Meinung zu haben —“

„Sogar die Pflicht!“ fiel ihm der Blasse ins Wort.

„Sehr wahr! — Jeder gesteht jedem das Recht zu, seine eigenen Gedanken zu vertreten.“ „In schärfster Form.“ „Nur rein sachlich.“ „Nein, ohne Einschränkung!“ „Sie werden sich wohl hineinfinden, Herr Folkers,“ der Doktor lächelte, „also bitte, Fräulein Inge.“

Das junge Mädchen ließ die ruhigen Augen auf Dierk haften und begann: „In jedem Menschen, sagte ich, schlummert ganz auf dem Grunde seiner Seele ein unbestimmter Drang, eine dunkle Sucht — eine Sehnsucht nach irgend etwas. Wir haben das Gefühl, daß etwas leer ist, ja, daß sogar das Beste

und Edelste, das ganz Vollkommene in unserm Leben noch fehlt.

Und die Sucht nach diesem Unbestimmten und Unfaßbaren ist es, die letzten Endes immer unsere Handlungen bestimmt. Und wenn je die größten und kühnsten Menschen aller Zeiten etwas Gewaltiges geschaffen haben, so ist es eben aus dem Gefühl der eigenen Unvollkommenheit heraus entstanden. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen?"

„Sehr wohl — und was folgt daraus?" fragte Heller.

„Daß die Erfüllung vielleicht ein Unglück für die Menschheit wäre, und daß eben dies Suchen nach dem erlösenden Gedanken alle Kräfte bewegt."

„Einverstanden!" rief der Blasse und fuhr mit einem leicht spöttischen Klang in der Stimme fort: „Vielleicht weiß uns Fräulein Inge nun auch zu erzählen, was uns eigentlich fehlt? Liegt es in uns oder außer uns?"

„Ich meine," sagte sie und sah ruhig geradeaus, „irgendwo in dem Aufbau der Menschengeschichte muß ein Riß sein, der uns von der früheren natürlichen Vollkommenheit trennt."

Ein rotbäckiger junger Mann mit flaumigem Bart um das ganze Gesicht fuhr erregt auf: „Ausgezeichnet! Zurück zur Natur — das ists ja, was ich immer fordere. Betrachten Sie den Bau des menschlichen Körpers, seine Sinne, seine natürlichen Fähigkeiten — hat unsere ganze Entwicklung nicht eine

Richtung genommen, die ebenso unvernünftig wie gefährlich ist?"

„Herr Truges meint also," spottete der Blasse, „wenn die gesamte Menschheit morgen statt der gebratenen Hammelkeulen nur Kohlrüben äße, wäre die Vollkommenheit erreicht!"

Truges sprang auf und Dierk sah, daß ihm das Haar ungeschnitten über den Nacken hing. Bevor er sich aber noch gegen den Spötter wenden konnte, wurde dieser von einem anderen jungen Menschen mit scharfgeschnittenen, geistreichen Zügen, dessen dunkle Augen wie Kohlen brannten, angegriffen.

„Sie haben leicht spotten, Herr Wessel," rief er, „Sie, der nur beschaulich seine Gelder verzehrt. Was wissen Sie von einer Sehnsucht? So einfach wie Herr Truges glaubt, ist die Frage freilich nicht gelöst — aber Fräulein Inge hat ganz sicher Recht — es klafft ein tiefer und gewaltiger Riß in der Menschengeschichte. Nicht nur der einzelne Mensch, ganze Volksmassen sind geknechtet! O, sie haben die stärksten Fäuste, aber haben sie nur einen Fetzen Macht im Staate? Sie schaffen und arbeiten — aber ernten sie je die Früchte dieser Arbeit? Nein! Wie Maulwürfe wühlen sie unter der Erde mit krummen Rücken, wie Lasttiere quälen sie sich im Schweiße ihres Angesichts —! Die Sonne scheint — aber sie haben keine Zeit, sich über ihr Licht zu freuen — Tag für Tag, von ihrer armseligen Kindheit an bis zum Grabe arbeiten, quälen, schuften, schleppen sie als die Unterdrückten, Entrechteten und Enterbten —

sie, die Unzähligen, die Millionen, die Sklaven! Aber wehe, wenn sie sich einmal aufraffen, ihre Sehnsucht zu erfüllen!"

Er hatte das letzte, zu dem blassen Wessel gewandt, leidenschaftlich herausgeschleudert, seine Augen glühten in ihren Höhlen, und seine rechte Hand fuhr bei jedem Satz wie ein Schwert durch die Luft.

Dierk war hingerissen von der Glut und Begeisterung dieses jungen Mannes, der doch kaum älter war als er selber; um so mehr verwunderte er sich, als der, an den die Worte gerichtet waren, kaum von ihnen berührt wurde.

„Sehr gut gesprochen, lieber Dörner," sagte er nur, „ich zweifle nicht, daß Ihnen die Massen begeistert Beifall brüllen würden. Aber wie kommt es, daß dieses Gefühl der Leere in unserm Leben, diese Sehnsucht nach irgend etwas noch Fehlendem, wie kommt es, daß diese Sehnsucht gar nicht einmal so stark bei dem gewöhnlichen Arbeiter, vielmehr gerade bei solchen Menschen auftritt, die Zeit, Geld und alle Dinge ihr eigen nennen?"

„Was wissen Sie von der Seele des Volkes?" fuhr Dörner auf, aber Dr. Heller rief dazwischen: „Gut, wir wollen also nur annehmen, daß beide Teile, die Knechte und die Herren, von ihrem Dasein unbefriedigt sind. Dann aber muß das Fehlende doch auf einem ganz anderen Gebiet liegen."

Ein junges Mädchen, das Dierk bisher gar nicht beachtet hatte, bog sich vor. Das erste, das an ihr auffiel, waren ein Paar große, warme Augen,

die ihr rundes Gesicht noch kindlich erscheinen ließen, trotzdem sie sicher etwa fünfundzwanzig Jahre zählte. „Die Antwort ist sehr leicht," sagte sie, „nennen Sie dies Fehlende, das, was wir doch alle suchen, einfach Gott."

Alle schwiegen einen Augenblick verblüfft. Dierk hatte erwartet, daß sie wohl spöttisch oder überlegen abgefertigt würde, aber nichts dergleichen geschah. Es war eine so einfache Äußerung, daß sie eben durch ihre schlichte Einfalt die scharfen Denker entwaffnete.

Aber nur einen Augenblick, dann meinte Wessel lächelnd, fast nachsichtig zustimmend: „Gut, nennen wirs also Gott, auf den Namen kommts ja nicht an. Und kehren wir im Kreis zurück zu unserer ersten Frage: „Wer ist das, dieser Gott, der uns fehlt — und was ist das — ein Gedanke nur, oder irgend etwas Faßbares?"

„Der Glaube," sagte das Mädchen.

„Nein, die Natur," rief Truges.

„Die Freiheit!" schnitt Dörner beide ab, „die wirtschaftliche und staatliche Umwälzung!"

Inge Corneli hatte schweigend zugehört und ihre ruhigen Augen auf Dierk haften lassen. Jetzt fragte sie: „Herr Folkers — was wollten Sie sagen?"

Von ihrer unvermittelten Anrede aus seinem Grübeln geweckt, fuhr Dierk auf. Und plötzlich formte sich seine innerliche Unrast, seine Sehnsucht zu einem bestimmten Gedanken zusammen: „Die Tat!" sagte er. Und jäh fuhr er fort: „Ja — das meine ich,

eine Tat, ein Werk, eine Arbeit, die meine ganzen Kräfte, mein Wissen und meine Fäuste, braucht — danach sehn' ich mich!"

Truges, der bärtige Jüngling, sprang stürmisch auf und schlang die Arme begeistert um Dierks Schultern: „Freund, Bruder — das ist das Richtige! Die Tat! Und ich habe sie, ich werde sie vollbringen!"

„Lieber Truges, machen Sie keine Dummheiten," rief Wessel, und während Truges Dierk losließ und sich rasch gegen den Spötter wandte, rief Dörner: „Ja, es ist wahr — was nützen alle Reden, schreiten wir zur Tat! Und wenns Blut kosten sollte, nur die Tat kann uns retten."

Dr. Heller wandte sich heftig gegen ihn.

„Die Tat — die Tat!" eiferte Truges, „O, ich habe sie im Kopfe, ich werde ein Reich aufrichten, ein Friedensreich — das Zukunftsreich — Sie sollen sehen!"

„Ich bin sehr neugierig!"

„Müssen Sie denn alles bezweifeln und verspotten?" fragte das stille Mädchen.

„Mein Fluch, Fräulein Ruth," sagte Wessel und verbeugte sich vor ihr.

„So ist Ihnen gar nichts heilig?"

„O doch, aber das verschärft meinen Fluch, denn in dem einzigen Falle, da mein Gefühl anbetet, reißt mein Verstand schonungslos das Gefühl in Fetzen." Ein leidenschaftlicher Blick umfaßte sie.

Ruth sah ihn unsicher an, aber in diesem Augenblick war sein Gesicht schon wieder verwandelt. Tief-

ernst sah er ihr in die Augen, errötend wandte sie sich ab. Alle sprachen erregt durcheinander. Die Hausfrau erhob sich, füllte die Teetassen, und Ruth half ihr beim Herumreichen der kleinen Teller mit belegten Schnittchen.

Einen Augenblick war Dierk sich selbst überlassen, da gewahrte er Inge Cornelis prüfende Augen. Sie stand nicht auf, um der Hausfrau zu helfen, unbeweglich und nachdenklich saß sie still auf ihrem Stuhl. Dierk trat zu ihr: „Sie hatten eine andere Antwort erwartet?“

„Vielleicht — ich weiß nicht. Aber ich wußte, daß Sie etwas zu sagen hatten.“

„Warum glaubten Sie das?“

„Ich sah es Ihnen an. Und vielleicht — vielleicht haben Sie recht. Vielleicht ist es nur die Tat, die uns fehlt, die wir nicht wagen.“

„Warum nicht wagen?“

„Es kommt darauf an, was gemeint ist. Sie selbst denken an Ihre Arbeit, an irgendein Werk; Herr Truges und Herr Dörner denken an etwas ganz anderes.“

„Und Sie selbst?“

„Ich habe mein ganz bestimmtes Ziel, ich lerne Chemie. Es war nicht leicht für mich, das durchzusetzen. Und trotzdem, zuweilen fühle ich, wie leer das eigentlich ist. Und daß dies alles so widernatürlich und dumm ist.“

„Das verstehe ich nicht.“

Sie zuckte die Schultern.

Und diese Bewegung, dies leichte Zucken der Schultern, erinnerte ihn jäh an ein anderes Mädchen, an seine erste schmerzliche Liebesgeschichte, da er noch ein halber Junge war.

Welch ein Unterschied zwischen jenem Mädchen und diesem. Und doch hatte diese einzige anmutige Bewegung verraten, daß sie etwas Gemeinsames hatten, daß sie Schwestern waren, vielleicht mit denselben heimlichen Wünschen und Gedanken. Und Dierk empfand plötzlich, welch ein schönes Mädchen hier vor ihm saß. Und daß irgendein verhaltenes Feuer in diesen Augen glühte.

„Sie sind noch nicht lange in Leipzig?" fragte sie.

„Nein, erst einige Wochen."

„Es ist überall dasselbe," sagte sie fast verächtlich. „Ich war auch in München und Berlin — haben Sie je wirklich ursprüngliche Menschen gefunden?"

„Ich habe mich nie um die andern bekümmert," sagte er, ich habe immer viel arbeiten müssen."

„Oder arbeiten wollen?"

„Ja, auch das."

Eine Weile schwieg sie, dann sagte sie rasch:

„Sie sollten immer zu diesen Abenden kommen. Es sind wenigstens keine Dutzendmenschen; ich glaube, Dr. Heller nennt uns sogar heimlich seine Menagerie."

„Menagerie? Was sollte das bedeuten?" fragte Dierk.

„Ich finde den Ausdruck außerordentlich treffend," meinte Inge Corneli leicht, „bilden wir nicht in der

Tat eine ganz sehenswerte Sammlung der verschiedenen Tiergattungen?" Als Dierk noch einigermaßen verblüfft über den Sinn nachdachte, fuhr sie fort: „Jeder verkörpert irgendeine Besonderheit — wie er glaubt, einen großen Gedanken, in Wahrheit vielleicht nur eine Leidenschaft oder eine Verrücktheit." Dierk lächelte: „Sie sind entweder sehr boshaft oder sehr bitter."

Sie zuckte die Achseln: „Es ist jedenfalls recht unterhaltend und zugleich lehrreich, die verschiedenen Arten zu betrachten. Man gewinnt sie sogar lieb dabei.

Sehen Sie Herrn Dörner an. Er ist Buchdrucker und hat nie eine Hochschule besucht. Ist er nicht hinreißend in seiner Begeisterung, in seiner Art, seine ganze Arbeit, ja sein ganzes Dasein, nur für dies einzige feste Ziel einzusetzen? Ach — ich beneide ihn!

Oder Herrn Truges. Alle verlachen ihn, wenn er auf der Straße geht. Aber er hat seine Überzeugung, er wagt es, danach zu handeln, und es kümmert ihn nicht, was die ganze Welt über ihn denkt. Er hat wenigstens Mut — und wer Mut hat, kann alles."

„Gibt es nicht Dinge, die trotz allem über die Grenzen unserer Kraft hinausgehen?"

„Wer von den Grenzen seiner Kraft spricht, ist ein Feigling, die Kraft des Mutigen ist immer grenzenlos." Sie hatte es herbe gesagt und sah nun mit festgeschlossenen Lippen und zusammengezogenen Brauen geradeaus.

„Vielleicht mögen Sie recht haben," meinte Dierk, „aber haben Sie selbst einen solchen Mut?"

„Lassen wir das," sagte sie und stand auf. „Vielleicht werde ich ihn später einmal haben."

Eine weitere Unterhaltung war zur Zeit unmöglich, denn inzwischen hatte sich ein solcher Lärm erhoben, daß man kein Wort mehr verstand. Dörner und Truges, Wessel und ein langer Jüngling stritten leidenschaftlich und laut gegeneinander, jeder von einigen anderen unterstützt.

Da brauste ein mächtiger Ton durchs Zimmer. „Passen Sie auf," raunte Inge Dierk zu, „Dr. Heller zeigt sich als Tierbändiger."

Dieser hatte den Flügel geöffnet und machtvoll angeschlagen, Fräulein Ruth fiel mit einer Geige ein, und als die Hausfrau Wessel ein Cello gereicht hatte und selbst noch mit einer Geige einsetzte, wurde es allmählich still.

Und nun kannte man die Menschen nicht wieder. Sie saßen oder standen an den Wänden und lauschten hingerissen dem meisterhaften Spiel. Der süße Strom weicher Melodien zwang die Erregung nieder und wiegte sie ein in den wunderbaren Frieden der Kunst.

Als Dierk am Abend nach Haus ging, war er vollgültiges Mitglied der „Gesellschaft der Suchenden" geworden und hatte versprochen, regelmäßig wieder zu kommen.

Nun stand er oben in seinem einsamen Zimmer und sah die aufgeschlagenen Lehrbücher, die tech-

nischen Werke und seine angefangenen Zeichnungen und Berechnungen. Jahr um Jahr hatte er sich dahinein vergraben gehabt, nichts anderes gedacht und getan als diese seine Arbeit — war er wirklich nur ein paar Stunden fort gewesen? Hatte er nicht heute an einem Abend mehr erlebt als in den letzten fünf, sechs Jahren überhaupt? Wie unendlich reich konnte das Leben sein!

Mechanisch nahm er den Bleistift in die Hand und versuchte an der angefangenen Arbeit fortzufahren. Es ging nicht. Da warf er den Stift hin und stellte sich ans Fenster.

War er denn überhaupt auf dem rechten Wege? Alle seine besten Jugendjahre setzte er daran, zu lernen und sich vorzubereiten, keine Minute hatte er für irgend etwas übrig gehabt. Ja, er hatte kaum gewußt, daß es noch etwas anderes auf der Welt gab. Und nun hatte er heute abend zum ersten Mal einen Schritt getan in den Wirbel des Lebens. War es denn nicht kleinlich und engherzig, so an allem vorbei zu gehen und nur sein eigenes winziges Dasein zu verfolgen? Hatte er überhaupt je an die anderen gedacht, an alle die Tausende um ihn herum? Er hörte Dörners leidenschaftliche Sätze, Dr. Hellers kluge Reden, sah den ganzen bunten Kreis Menschen andächtig lauschen auf wundersame Melodien und fühlte Inge Cornelis ruhige Augen ihn merkwürdig verträumt ansehen —. Was für ein Mädchen war das — klug und schön —. Ach, das Leben war so reich!.

Er sah über die Dächer der Riesenstadt und reckte weit die Arme, als müßte er etwas greifen und festhalten. Da knisterte ein Papier in seiner Brusttasche — der Brief seiner Mutter! Er zog ihn hervor und besah ihre festen großen Buchstaben und las ihren hoffnungsstarken Satz: „Ich vertraue auf dich!"

Da schob er die bunten Gedanken mit Gewalt von sich und ging schlafen. — —

Er ging hastiger zur Arbeit als sonst, es war ihm, als müßte er Versäumtes nachholen. Vor Arbeitsbeginn stand er schon in der Fabrik an seinem Tisch und wartete ungeduldig auf den Augenblick, wenn das Summen und Sausen der Räder und Riemen einsetzen würde. Die Arbeiter mochten ihn nicht und hielten ihn für hochmütig; hatte er je zu einem ein anderes Wort gesprochen, als wenn er ihn zurechtwies? Die Kameraden zogen sich von ihm zurück, nachdem sie vergeblich versucht hatten, sich ihm zu nähern. Für sie war er nur der Streber, und weil er immer noch etwas unbeholfen und bäurisch auftrat, der Bauer.

Die Fabrik war groß, Tausende arbeiteten mit ihm, aber er war einsamer als damals, da er als Kind auf der Heide spielte.

Er arbeitete. Er arbeitete nächtelang zu Haus, er wollte das Unerhörte fertig bringen und die Ingenieurprüfung bestehen. So weit hatte er sich mit der Mutter Sparpfennigen hindurch gedarbt — jetzt galt es die letzten Arbeiten zu schaffen. Und

dann — konnte die Mutter ausruhen, dann sorgte er für sie!

Aber jetzt kam es vor, wenn er abends zu Haus hinter seinem Reißbrett saß, daß er mit dem Zirkel gedankenlos Kreise schlug, daß er, wenn er auf eine Lösung sann, minutenlang weitergrübelte und plötzlich ärgerlich über sich selbst den Kopf schüttelte, weil er längst die Zahlen vergessen hatte. Immer liefen seine Gedanken um die Abende bei Dr. Heller. Alle Menschen, die er dort traf, zwangen ihn zum Nachdenken; das hielt ihn von der Arbeit ab. Er beschloß, nicht wieder hinzugehen.

Am nächsten Donnerstag aber war er doch wieder dort.

Er stritt gegen Dörners Grundsätze an und mußte ihm innerlich doch recht geben, er gab dem überlegen lächelnden Wessel auf seine Bemerkungen grobe Antworten, er wollte Dr. Hellers Schlüsse aus Geschichte und Entwicklungslehre nicht gelten lassen, er verspottete Truges, der seine Pläne in die Tat umsetzte, er mußte selbst den schlichten Glauben der stillen Ruth angreifen — aus einem unerklärlichen Widerspruchsgeist heraus. Bis er Inge Cornelis kühle Augen mit einem sonderbaren Ausdruck auf sich gerichtet sah — da schwieg er verbissen still.

Als Wessel und die Hausfrau dann wieder spielten, empfand er fast Angst vor den erschütternden Klängen, er wehrte sich gegen eine fremde Gewalt, die ihn doch bezwang und ihn willenlos lauschen ließ, wäh-

rend süßer Wohllaut alles in ihm zerschmolz und löste, was starr bleiben sollte.

Draußen vorm Haus, als er sich hastig verabschieden wollte, trat Inge Corneli zu ihm: „Wir haben übrigens denselben Weg, Herr Folkers, wollen Sie mich mitnehmen?“

„Bitte,“ sagte er nur.

Die letzte Straßenbahn war fort, sie hatten einen langen Weg vor sich. Eine ganze Weile gingen sie schweigend nebeneinander, endlich sagte sie: „Sie haben eine schwere Jugend durchgemacht, nicht wahr?“

Er lachte kurz auf: „Im Gegenteil, eine sehr glückliche sogar — können Sie das glauben?“

„Nein,“ sagte sie.

„Ja, eine sehr glückliche!“ Er nahm den Hut ab und trug die kantige Stirn hoch und frei im Wind. Plötzlich warf er den Kopf ganz in den Nacken und sah zwischen den hohen Häuserreihen in den Sternenhimmel hinein. „Wie kläglich das ist, dieser schmale Streifen! Und als Kind hatt' ich die ganze ungeheure Kuppel über mir, rundum tauchten die Sterne ins Moor, und das stille Haus, in dem ich geboren bin, stand ganz allein mitten in der Welt unter diesem großen dunkeln Mantel, und all die tausend Lichter glühten nur für mich. — — Ach — als Kind —!“

Die Augen zum Himmel gerichtet ging er weiter, auf seiner erhobenen Stirn leuchtete der Glanz der Sterne.

Inge verwandte keinen Blick von seinem scharf-

geschnittenen Gesicht; sie sah, wie seine Lippen und die schmalen Nasenflügel bebten.

„Erzählen Sie mehr," bat sie.

Da strömten ihm die Lippen über, und er erzählte ihr von den seligen Kinderjahren zwischen Heide und Moor, da die Bäume seine Spielkameraden waren und die ziehenden Wolken, da die toten Dinge für ihn lebendig waren, und er mit ihnen sprach wie mit Freunden. Und erzählte ihr von den Schauern des wilden Moors, über dem tags der Sonnenglanz flimmerte und am Abend die Nebel in gespenstischen Schwaden wogten. Und erzählte von seinem eigenen kleinen armseligen — nein, so unendlich reichen Leben in der tiefen, verborgenen Stille der Heimat.

Und während er neben ihr ging, immer den Blick nach den Sternen gerichtet, empfand sie, wie eine gewaltige Sehnsucht ihn durchwühlte, wie er unlösbar mit seiner Heimat verwachsen war, und wie nur ein eiserner Wille ihn hier seinen Weg forttrieb. Es lockte sie, hinter seinem schroffen und herben Wesen ein weiches Kinderherz, unter dieser harten Stirn traumtiefe Augen zu sehen. Es lockte sie — der ganze Mensch neben ihr reizte und lockte sie.

Als Dierk schwieg, ward er inne, daß Inge seine Hand hielt. Hatte er sie ergriffen? Er wurde verlegen und mochte sie nicht lösen. Schweigend gingen sie nebeneinander weiter. Seit seiner ersten kurzen Liebe hatte er nie eine Mädchenhand wieder berührt, jetzt fühlte er sie weich, schlank und zart in seinen Fingern, und etwas, was ihm bisher fremd

gewesen war, strömte zu ihm hinüber. Sie sah ihn mit seltsam flimmernden Augen an.

„Sie sollten nicht jede Nacht arbeiten," sagte sie unvermittelt.

Er wunderte sich nicht einmal, daß sie das wußte.

„Ich muß!" antwortete er.

„Man muß nur, was man will."

„Ich will im Frühjahr meine Prüfung ablegen."

„Und dann?"

„Ja — dann — dann bin ich fertig!"

„Nein, das sind Sie nie. Dann werden Sie weiter hoffen, irgendwas anderes, eine andere Arbeit vornehmen, bis — " sie vollendete nicht.

„Bis?" fragte er.

„Bis es zu spät ist," sagte sie langsam.

„Wofür zu spät?"

„Zu allem! Zu spät, einen anderen Schritt zu tun, zu spät, etwas zu wagen, was man heimlich doch möchte."

„Haben Sie nicht auch Ihre Arbeit?"

„Ja, gerade deshalb weiß ichs."

Ihre Finger zuckten in seiner Hand.

Er lachte gezwungen auf: „Also, was soll man tun?"

„Nicht nur arbeiten!"

„Und das sagen Sie? Machen Sie es denn anders?"

Sie warf die Lippen auf: „Was wissen Sie von mir? Und wenn ich schon notgedrungen arbeite, arbeite und arbeite, wer sagt denn, daß ich nicht

tausendmal lieber — ach, was wissen Sie von mir."

„Was wollten Sie lieber?" fragte er, aber sie antwortete nicht. Sie machte einen Versuch, ihre Hand aus seiner zu ziehen, aber er umkrampfte sie fest.

Sie schwiegen beide und gingen nebeneinander durch die dunkeln Straßen. Ihre Finger sogen sich ineinander. Erst war es wie ein heimliches Ringen zwischen ihnen, sie wehrte sich, dann fühlte er, wie sie nachgab, stillhielt und ihre Hand in seine drängte. Ein schweres Schweigen lag zwischen ihnen.

Plötzlich blieb sie stehen: „Hier bin ich zu Haus."

Er hielt ihre Hand noch fest: „Fräulein Inge —"

„Gute Nacht," sagte sie und wollte fort, aber er ließ sie nicht los.

„Sie müssen mir noch erzählen — Sie haben recht, ich weiß nichts von Ihnen." „Wozu?" fragte sie hart — „Sie haben ja Ihre Arbeit." Er suchte sie zu halten. „Fräulein Inge, ich bitte Sie —"

„Jetzt nicht", sagte sie und trat zurück. „Aber, wenn Sie einmal frei sind — ganz frei — — — dann — besuchen Sie mich hier — ich warte auf Sie."

Er sah ihr nach, bis sie im Tor verschwunden war. Dann sah er das Licht im Treppenhaus aufglühen und wieder verlöschen. Da besann er sich, drehte sich langsam um und ging schwerfällig nach Haus.

An diesem selben Abend, unter diesem Himmel voll blühender Sterne, die wie die Lichter eines

Weihnachtsbaumes funkelten, begleitete Wessel die stille Ruth nach Haus. Während er vorhin spielte, spielte er nur für sie. Aber während sein Cello schluchzte und jubelte aus einer wirren Sehnsucht heraus, sah er ihre Augen ruhig und heiter leuchten — die Augen eines Kindes, das arglos über Abgründen spielt. Ging sie so sicher an allen Leidenschaften vorüber? Er fieberte. „Fräulein Ruth," fragte er, „haben Sie nie Furcht vor mir empfunden?"

„Vor Menschen habe ich keine Furcht, vor Ihnen am wenigsten!"

„Und doch bin ich in Ihren Augen der Ungläubige, der Heide, der Sünder, der Verworfene —"

„Warum machen Sie sich selbst immer schlecht?"

„Ich bins auch —! Sehen Sie, ich hasse diesen Ihren Glauben, diese unbewegliche Macht, die mir wie ein Klotz im Weg liegt; ich hasse und bekämpfe sie, weil sie schädlich ist, rückständig, und die freie Entwicklung hemmt."

„Kämpfen Sie nur, der Glaube wird stärker sein als Sie!"

„O, der Glaube, dieser Glaube — was machen Sie mit Ihrem Glauben aus dem Menschen. Aus diesem freigeborenen, wilden, prächtigen Tier — das Königstiger sein könnte oder Löwe — geschmeidig, stahlhart, wutbrüllend, königlich in allem, was für eine erbärmlich kriechende, winselnde Natur machen Sie daraus, immer sich duckend und beugend —. Und gerade das Beste, das Königlichste,

die starken Urkräfte, die jähen Leidenschaften — Zorn, Haß, Liebe — all dies gezähmt, kläglich und kümmerlich — "

„Sie glauben an das Tierische im Menschen, ich an das Göttliche — das ist wohl der Unterschied. Und doch haben auch Sie selbst das Göttliche in sich, mehr als andere. Während Sie vorhin spielten — klang es nicht aus jedem Ton heraus?"

Er lachte jäh auf: „Das Göttliche?"

Dann griff er ihre Hand und bog sich zu ihr nieder: „Während ich spielte — das war das Tier in mir, was da aufschrie — der Urtrieb — die Leidenschaft zum Weib, zu Ihnen. Ja —" er riß ihre Hand an seine Lippen und stammelte: „zu dir — ja, du — ich wollte dich an mich reißen, dich küssen, umarmen, — was Gott oder Tier — Mensch sein, nur Mensch — Ruth, nur küssen, küssen wollte ich dich — du —"

Er hielt sie umschlungen und küßte mit fiebernden Lippen ihren Mund, ihre Augen, ihre Stirn.

Erschrocken, wehrlos vor Überraschung, lag sie an seiner Brust — totenblaß. Sie zitterte unter seinen Küssen, Schauer durchrieselten sie, eine wogende Flut jagte durch ihren Körper, eine heiße Angst und eine wundersame, bebende Glut —. Da kam sie zu sich und fühlte seinen durstigen Mund auf ihren Lippen — sie stieß ihn zurück, taumelte gegen eine Wand und schluchzte, daß es ihren ganzen Körper schüttelte.

Er stand vor ihr, heiße Worte flüsternd, Wangen und Hände streichelnd, bebend in einer Leidenschaft,

die forderte und verlangte. Er fühlte, wie ihre Brust sich hob, wie ein Feuer sich entfachen wollte in ihrem Körper. Er schlang den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich. Da riß sie sich los und rannte davon wie gehetzt, in wilder Flucht die Straße hinunter, ohne sich umzusehen.

Er starrte ihr nach, bis sie im Dunkel verschwand. Dann warf er den Kopf hoch. Die Sterne funkelten in ruhiger Pracht am Himmel. Er reckte die Arme, noch geschwellt von dem heftiger strömenden Blut in seinen Adern, und mit leuchtenden Augen wanderte er aus der Stadt in das Dunkel des Waldes hinaus. Gott oder Tier? Er wußte es nicht mehr. Aber er wußte, daß er siegen würde.

Der Brief seiner Mutter lag auf Dierks Tisch. Er befestigte ihn mit Heftzwecken auf seinem Zeichenbrett, um ihn stets vor Augen zu haben. Er zwang sich Abend für Abend zu arbeiten, aber was ihm früher so leicht fiel, wollte ihm jetzt nicht gelingen. Er kam nicht vorwärts, aber er mußte, er mußte doch!

Zum ersten Mal blieb er dem Klub der Suchenden fern — er hatte keine Zeit mehr für andere Dinge. Aber immer hörte er Inge Cornelis Stimme: „Ich warte auf Sie.“ Was wollte sie von ihm? Und was wollte er? Was ging ihn dies alles an? Dann wieder glaubte er ihre kühlen Finger in seiner Hand zu fühlen, ballte die Faust und sprang auf. Aber wenn er fortlaufen wollte und sich über den Tisch beugte,

um die Lampe zu löschen, bannte ihn das Wort der Mutter fest. Eisern zwang er sich wieder in seine Arbeit.

Bis er eines Abends die Unruhe nicht mehr ertrug und ins Freie lief. Er stand vor ihrem Haus und sah hinauf, er wußte, da oben in ihrem Zimmer wartete sie auf ihn, er brauchte nur hinaufzugehen, so würde sie ihre Finger, ihre schlanken Finger in seine Hand legen, ihre Augen würden flimmern — Aber dann — konnte er dann noch arbeiten? Nein, er durfte nicht. Mit festen Schritten ging er davon, planlos fort, nur nicht nach Haus jetzt. Ohne Ziel wanderte er durch die Straßen. Am Saum der Stadt, am Rand des großen Parkes, leuchtete ihm von der Stirn eines Landhauses ein Riesenschild entgegen: „Friedenshaus" las er und blieb verwundert stehen. Da wurde er angerufen: „Nur immer herein, Herr Folkers, Sie sind schon recht hier."

Es war Truges, der ihn begrüßte und freudig ins Haus zog. Drinnen wurde geklopft und gehämmert.

„Wir zimmern uns eine neue Welt," sagte Truges und stellte ihm seine Freunde vor. Ein Dutzend Jünglinge, alle mit langem Haar und flaumigen Bärten, Sandalen an den nackten Füßen. Alles an ihnen war frei, kühn und offen. Dann führte er ihn durch die Zimmer und zeigte ihm die Einrichtung. Er hatte das ganze Haus billig gemietet, weil es leer gestanden hatte. Jetzt wollten sie von hier

aus die Welt umgestalten. Zurück zur Natur! — war ihre Losung.

„Was ist aus dem Menschen geworden? Ein unzufriedenes und verweichlichtes Geschöpf, das tausend verrückte Sehnsüchte hat. Weg mit allem Plunder, weg mit allem eiteln Streben und aller unnützen Arbeit. Eine neue Zeit kommt, der ewige Frieden bricht an.“ Truges' blaue Augen strahlten.

Für jeden Insassen war ein Zimmer eingerichtet. Nur ein Lattengestell mit wollenen Decken zum Schlafen, eine Bank und ein Tisch, mehr wurde nicht geduldet. Im Keller standen große Kisten, Truges hatte Obst, Nüsse, Feigen und Datteln zentnerweise aus Hamburg kommen lassen. Reine Pflanzennahrung sollte den Leib ernähren und ihn frei halten von schlechten Neigungen. Wie einfach das Leben doch war und wie billig —.

„Und Sie?“ sagte Truges zu Dierk, „Sie vergraben sich in ein Zimmer, quälen Ihren Geist, martern Ihren Verstand mit Dingen, die für Ihr körperliches Wohl vollständig unnütz sind. Etwas erreichen, streben — weiterkommen — o diese Mörder der Menschheit! Nein! Alles, was uns hetzte und jagte, streifen wir ab an der Schwelle dieses Hauses, rein und wunschlos tauchen wir in den göttlichen Frieden, in die himmlische Ruhe des Daseins.“

Er stand da, glücklich lachend, unbekümmert um alle Welt. Frieden — Ruhe — Dierk seufzte tief auf. Der ungeheure Wille, der ihn durch diese langen Jahre vom Schlosserlehrling bis in das fast abge-

schlossene Studium geführt hatte, wankte jäh. Ach, einmal Mensch sein dürfen, nur Mensch, nichts verlangen und hoffen, nur ausruhen und leben —.

Eine Hausglocke schellte und rief alle Hausbewohner zum gemeinsamen Essen in den großen Versammlungsraum. Dierk ließ sich mitziehen und saß zwischen den jungen Leuten. Er aß von dem prachtvollen Tafelobst, er knackte Nüsse und sog süße Trauben. Dabei betrachtete er die Jünglinge, die harmlos und fröhlich plauderten. Lauter Handwerksgesellen, Kaufleute und kleine Beamte — und doch zufrieden und glücklich. Verdienten sie nicht weit mehr Geld, als sie hier je gebrauchen konnten? Hatten sie nicht recht, daß sie in fröhlicher Gemeinschaft ihre Jugend genossen, anstatt ohne Rast zu streben nach Stellung und Reichtum? Ach, wozu brauchten sie das, da sie glücklich waren? Köstliche, sorglose Jugend, und was hatte er daraus gemacht? Einen harten Kampf ums Dasein, ein einziges eisernes Streben, das ihn rastlos weiter trieb. Er war müde, so müde! Da schreckte er auf, Truges schlug ihn lachend auf die Schulter: „Und Sie, wollen Sie immer noch weiterzappeln im Strudel, lockt es Sie nicht, hier Anker zu werfen im Hafen des Friedens?“

„Ja — ja!“ sagte er nachdenklich, „Sie haben wohl recht.“

„Also wollen Sie?“ rief Truges erfreut, „Sie sollen das beste Zimmer haben, und wie eine Mutter will ich für Sie sorgen.“

Mutter — da sprang Dierk auf. Daß er die hatte vergessen können!

„Lieber Truges — ich darf nicht — ich habe Pflichten."

„Was Pflichten — Rechte hat der Mensch, nur Rechte. Wer wollte ihn zwingen?"

„Ich selbst!" Und als Truges ihn fragend ansah, senkte er den Kopf: „Ja, ich selbst — — — ich muß!"

So verließ er das Friedenshaus und die Jugend.

In der Fabrik ging etwas vor.

Es war wie das heimliche Grollen in der Tiefe des Meeres vor dem Sturm. Das Werk hatte gewaltige Aufträge, neue Abteilungen wurden eingerichtet, und Dierk, der bisher einem älteren Ingenieur zur Hilfe zugeteilt war, bekam jetzt selbst eine leitende Stelle. Das machte ihn stolz. Er trug den Kopf wieder hoch, und auch die Arbeiten zu Haus glückten ihm mehr und mehr. Er lächelte über Truges, den er gelegentlich traf und der begeistert vom Friedenshaus berichtete — er konnte wieder arbeiten. Und wie er zu Hause unermüdlich an seinen Zeichnungen saß, so gönnte er sich auch in der vielseitigen Arbeit am Tage keine Ruhe. Wie wohl tat ihm die Musik der Räder und Riemen — das war sein Element.

Der Werkmeister, dem er die Entwürfe und Arbeitszeichnungen auseinandersetzte, hatte Achtung vor seinem Können; aber er schüttelte oft den Kopf über ihn, wenn er Leistungen von den Arbeitern ver-

langte, die kaum zu erreichen waren. War das denn noch ein Mensch, dieser junge Kerl? Nichts als Arbeit und wieder Arbeit hatte der im Kopf.

Und dabei summte und surrte es heimlich in der Fabrik — aber ein anderes Summen und Surren als das der Räder war es. Die Leute steckten die Köpfe zusammen. Als Dierk einmal dem Werkmeister für eine eilige Arbeit eine sehr kurze Zeit bis zur Lieferung nannte, zuckte der die Schultern: „Das wird nicht gehen!“ „Warum nicht?“ begehrte Dierk auf, und rechnete ihm vor, wie es gerade noch zu schaffen wäre, wenn jeder Arbeiter nur angestrengt am Werk sei.

„Ja,“ sagte der Alte, „wenn, aber ich fürchte —“

„Da ist nichts zu fürchten,“ schnitt Dierk ihm das Wort ab, „das ist selbstverständliche Pflicht.“

Der Meister sah ihn an, wiegte den grauen Kopf und ging schweigend an seine Arbeit. Er wußte, was dies heimliche Flüstern, dies verstohlene Beraten, dies ganze Raunen und Grollen in der Fabrik zu bedeuten hatte. Er wußte, da war eine Macht am Werk, die alle Lieferungsfristen umwerfen würde, wenn sie überhand nahm.

Eines Abends bekam Dierk Besuch. Dörner stürmte ins Zimmer, warf sich nach der ersten Begrüßung finster in einen Stuhl neben Dierks Zeichentisch und sah ihn feindselig an.

„Dachte ich mirs doch —“ sagte er, „da sitzen Sie und zeichnen, jetzt, heute, in diesem Augenblick, da sich unser Schicksal entscheidet!“

Dierk sah ihn verständnislos an. Dörner schlug mit der Faust auf den Tisch: „Sie wissen nicht einmal? Ja, sind Sie denn blind gewesen?“

„Was ist los?“ fragte Dierk ruhig.

„Heute Abend fällt die Entscheidung, in einer Stunde ist sie da!“

„Welche Entscheidung?“

„Der Streik!“

„Was geht mich Ihr Streik an, ich arbeite!“

Da sprang Dörner auf und faßte ihn am Arm: „Sie werden nicht arbeiten! Täuschen Sie sich nicht. Die ganze Arbeiterschaft erhebt sich — die gesamte ungeheure Masse. Alle Fabriken stehen morgen still — alle!“

„Unsere nicht!“

„Auch die — die gerade. Die soll den Ausschlag geben!“

„Das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein!“

„Aber es wird wahr! Und Sie — Sie müssen uns helfen!“

„Das ist ja Wahnsinn!“ Er wehrte ab, aber Dörner sprach weiter: „Sie gehören zu uns! Sie kommen nicht los von der Masse — Sie waren ja selbst Arbeiter. Ihre Brüder sind das — Ihr Blut ist das, diese getretene und verachtete Masse —. O, arbeiten Sie sich nur herauf, quälen Sie, schuften Sie, — Sie kommen doch nicht los! Oder können Sie vergessen, daß man Ihre besten Jahre vergraben hat in Fabrikmauern, daß Ihre Jugend, Ihre Freude am Leben da gemordet ist —? O, Sie waren ein-

mal Kind, können Sie vergessen, daß die Fabrik Ihre Jugend verschlungen hat, daß Sie einmal frei waren, frei! Ah — wissen Sie denn überhaupt noch, was das ist, frei sein?"

Er hielt Dierk noch immer am Arm, er hämmerte ihm die Sätze gleichsam ins Gesicht, er rüttelte seine Erinnerungen wach, peitschte sein Gewissen auf und stand vor ihm, von Leidenschaft durchbebt und mit glühenden Augen, als Rächer.

Dierk wollte sich wehren, er hatte längst den Arbeiter abgestreift, er fühlte sich überlegen und sah die Sache vom Standpunkt des Unternehmers an. Aber Dörner grub mit seinen Worten tiefer, riß alle alten Wunden wieder auf und legte seine geheimste Sehnsucht bloß. Er malte die seligen Kinderträume, und Dierk war es, als sähe er den Himmel blau und unendlich über der Heide leuchten. Er malte mit grausamen Farben das Leben der Armen in engen Hinterhäusern, das graue Elend der Masse, — und Dierk sah seine Mutter stehen, müde, alt, vertrieben von der Heimat —, den betrunkenen Vater — all das Erbärmliche, Niedrige, Elende, er schauerte zusammen.

Ja, seine ganze Jugend hatte er geopfert, sich herauszuarbeiten — und jetzt? Und seine Mutter?

Dörner sah, wie es in Dierk arbeitete, da faßte er seine Hände und preßte sie leidenschaftlich. „O, Sie wollten sich herausreißen, loskommen, aber wie feige ist diese Flucht. Nein, kämpfen sollen Sie wie wir alle! Das Recht ist auf dem Marsch, die

Freiheit unterwegs —. Aufgerüttelt hab ich sie, zusammengeschlossen zu einem Ganzen, die Macht haben wir! Ein Wort und alle Räder stehen still! Aber Führer brauchen wir, Führer, die mehr können als andere — die leiten können — und dazu muß ich Sie haben, gerade Sie!"

„Ich? was könnte ich tun?"

„Die Tat, sagten Sie einmal, nur die Tat kann uns helfen! Und heute — ist sie da, die erlösende Tat! Kommen Sie nur!"

Dierk sah sich um, er fand sich nicht so schnell hinein in die glühende Leidenschaft Dörners. Aber der wies verächtlich auf seine aufgespannte Zeichnung: „Das da? das hat wohl Zeit — oder sind Sie zu feige?"

Da rang sich etwas los in Dierk. Es war ihm, als fiele eine ungeheure Last von ihm ab. „Feige?" brüllte er und sprang hoch.

„Nun denn!" sagte Dörner und riß schon die Tür auf: „Also vorwärts!"

Im Riesensaal des großen Volkshauses stand die Menge Kopf an Kopf gedrängt. Das Unerhörte malte sich in ihren Augen — war es nicht furchtbar, was sie vorhatten? Die Ordnung der Welt wollten sie niederreißen, Herr und Knecht, das alte heilige Verhältnis, sollte zusammenstürzen, — nicht mehr bitten wollte man, nein, verlangen und fordern, und das Recht, das man den Bettelnden verweigerte, mit kühnen Fäusten greifen. Unermüdlich hatte Dör-

ner im Stillen gearbeitet. In sämtlichen Fabriken waren Ausschüsse gewählt, die alle Forderungen, welche man stellen wollte, beraten hatten — mehr Lohn und kürzere Arbeitszeit. Aber Dörner hatte verächtlich gelacht, damit wäre nichts gewonnen. Und dann hatte er geredet, und seine glühende Begeisterung zeigte ihnen die lockende Zukunft. Hatten sie mit ihrer Hände Arbeit nicht erst allen Reichtum geschaffen? Wer gab jenen das Recht, mehr zu besitzen als andere? Alle Schätze der Natur und des Bodens — die Erde selbst — gehörten sie nicht allen gemeinsam, gerade so wie die blaue Kuppel des Himmels? Er malte ihnen ein lockendes Paradies — Arbeit, nun ja, die war nötig — aber würde sie nicht eine Erholung sein, wenn jeder sein eigener Herr war? Es sollte nicht reich und arm mehr geben, Brüder, nur noch Brüder!

Und sein Feuer sprang über zu der lauschenden Menge, seine Glut entzündete den schlummernden Funken in ihrer Brust, seine Leidenschaft riß sie im Sturm mit sich fort.

Die Führer der Gewerkschaften traten ihm entgegen, das wollten sie nicht, das nicht! Besseren Lohn, ja, kürzere Arbeitszeit und das Recht, sich zusammenzuschließen. Aber vernünftig bleiben, nur verlangen, was zu erreichen war und was die Fabrik leisten konnte. Und nun riß dieser junge Mensch ihnen die Führung aus der Hand. Sie wurden überschrieen. Was Vernunft — war man nicht vernünftig gewesen ein ganzes Leben lang?

Was Ruhe — hatten sie nicht das Maul halten müssen von klein auf?

Dörner sprang auf die Bühne, seine dunkeln Augen glühten, er reckte die Arme weit auseinander: „Brüder!“ schrie er, „Brüder!“

Da riß er die Massen an sich, die Fäuste flogen in die Luft, und ein wilder Schrei gellte durch den Saal.

Die Führer waren geschlagen. Der mühsam aufgebaute Verband, das klug bereitete Werk jahrelanger, stiller und emsiger Arbeit, versagte und entglitt ihren Händen, in die Luft geblasen von der lodernden Rede eines Einzigen.

Heute mußte es sich entscheiden. Zum letzten Beschluß war die Menge versammelt. Aus allen Fabriken drängten sich die Massen heran, füllten den Saal, die Gänge, den Garten und die Straßen, Kopf an Kopf.

Ein alter Gewerkschaftsführer stand auf der Bühne, verzweifelt sprach er auf die Menge ein; klar, überzeugend und eindringlich wies er nach, daß nur in strengster Ordnung, nur mit größter Mäßigung etwas zu erreichen sei. Die Kassen würden bald leer sein, die Unternehmer anderer Städte, ja, ganz Deutschlands, würden die hiesigen unterstützen, wenn man solch maßlose Forderungen aufstelle.

Er sprach gut. Klingend und klar waren seine Sätze, scharf seine Worte. Der Verband war sein Lebenswerk, er wußte ihn zu verteidigen. Zwei Schreiben lagen vor ihm, eins enthielt die von ihm

selbst aufgestellten Forderungen, das andere die schrankenlosen des jungen Dörner. Punkt für Punkt zergliederte er.

Die Leute wurden unruhig, die Zahl der Verständigen wuchs. Natürlich, man mußte bescheiden sein, nur das verlangen, was auch durchzusetzen war. Andere, jüngere, wehrten unwillig ab und machten trotzige Gesichter.

Nichts da, nichts von Vergleich und Bettelkram — Sturm und Umsturz verlangten sie. Sie riefen dazwischen, wurden zur Ruhe verwiesen und sahen sich um nach Dörner. Wo blieb der heute?

Da, da war er. Er drängte durch die Reihen, man machte Platz, schob ihn nach vorn. Aber er war nicht allein, wen zog er mit sich? Ah, den kannte man, einer der Ingenieure wars. Was wollte der hier? Vielleicht noch vermitteln? Spottreden flogen — gerade der — das war der richtige — nicht einmal von der Hochschule war der. Sonderbar, daß die Menge, die ihn deswegen bewundern, zum mindesten aber achten sollte, ihn nicht für voll ansah, weil nur er aus ihren eigenen Reihen stammte.

Dierk hörte sie reden, hörte, wie mißtrauisch, erbärmlich, kleinlich diese Menge war. Aber es empörte ihn nicht, beleidigte ihn nicht einmal. Nur, wie traurig, wie demütigend war das. So klein hatte das Leben alle diese Menschen gemacht, so niedrig, daß sie ganz unbewußt und selbstverständlich den Gebildeten als anderen Menschen ansahen, der

nichts mit ihnen gemein haben durfte. So niedrig, so hoffnungslos niedrig macht die Not die Menschen.

Und jäh erfaßte ihn ein heißes Mitleid. Was war sein Vater gewesen, solange er Bauer war — und was hatte die Fabrik aus ihm gemacht? Ein heiliger Zorn wallte in ihm auf. Plötzlich fühlte er sich selbst als Sohn dieses Volkes, fühlte, wie auch er gelitten hatte diese ganzen Jahre hindurch. Wie schwer, fast unmöglich war das, aufzusteigen zu den Höhen der anderen — zwei Welten und eine meilentiefe Kluft.

Sie standen auf der Bühne. Dörner sprach, und Dierk sah, wie tausend Köpfe sich hoben und lauschten. Er lehnte an einem Versatzstück, an einem dieser dünnen Leinwandgestelle, das in greller Malerei ein glänzendes Schloß mit einem reichen Park darstellen sollte.

Bitter empfand er einen Vergleich: So wie das Volk sich begnügt hatte, Schloß und Park in schlechten Bildern auf der Bühne zu sehen und sie doch mit seinen Träumen belebte, so hatte es auch vom wirklich reichen Leben nur einen schlechten Abklatsch genossen, nur von fern zugesehen, wie wenige andere schwelgten, und hatte sich mit seinen Träumen begnügt.

Dörner, der in leidenschaftlichen Sätzen seinen Geist jedem einzelnen dieser Menge in die Seele goß, trat mitten in seiner Rede mit großer Bewegung auf der Bühne zu Dierk heran.

„Wer sagt, daß sich die gesamte bürgerliche Welt gegen uns zusammenschließen wird? Auch aus den

Reihen der Gebildeten werden sie uns zuströmen, wenn wir unser Banner der Freiheit entrollen. Herr Ingenieur Folkers, der sich heraufgearbeitet hat vom gewöhnlichen Arbeiter" — wie da die Stimmung im Saal umschlug — „er wird Euch sagen, daß unsere Sache gerecht ist, daß er bereit ist, uns zu führen. Und Ihr selbst wolltet feige sein? Wer sich beugt, der verdient seine Ketten, wer Sklave ist, will der sich wundern, wenn man ihn peitscht?"

Wilde Rufe gellten durch den Saal, geballte Fäuste reckten sich hoch. Dörner faßte Dierks Hand und zog ihn nach vorn: „Jetzt — jetzt!" raunte er ihm zu, „Ihre Stunde ist da!"

Dierk sah herab auf dies Meer von roten erregten Gesichtern, das ihn umbrandete — sah all diese Augen, die ihn anstarrten in zitternder Hoffnung. Nie hatte er empfunden, daß es so viele waren, daß der Strom, der die Menschheit Tag für Tag in die dunkeln Tore der Fabriken trieb, so viele tausend Schicksale in seine schmutzigen Wirbel zog.

In jedem dieser Menschen sah er plötzlich das Elend seines Vaters, das er rächen mußte. Und das trostlose Leben der Mutter, sein eigenes zerarbeitetes Leben — das Blut schoß ihm zum Herzen — die große, gewaltige Tat, die er gesucht hatte — hier war sie! Rächen und befreien!

Da fühlte er eine ungeheure Kraft in sich und eine jubelnde Sicherheit.

Er trat ganz vor an die Rampe, er reckte die Arme hinein in diese Menge, und die Worte strömten ihm

von selbst aus der Brust. War das seine eigene Stimme, die donnernd bis in die fernsten Winkel drang?

„Mut! das ist es, was uns gefehlt hat. Mut, einmal die Fäuste zu ballen, Mut, mit den Füßen zu stampfen und zu fordern, statt immer zu betteln! Die Macht haben wir, weil wir die Menge sind, die ungeheure Menge, die man vertrieben hat von der weiten, schönen, grünen Erde und hineintrieb in dunkle Mauern und Höfe. Haben wir nun auch den Willen, unser Recht zurückzufordern! Und haben wir Mut, Freunde —" er reckte beschwörend die Hände, „haben wir den Mut!"

Ein Sturm brach los, der Beifall brüllte und pflanzte sich fort durch dicht gedrängte Gänge bis in Garten und Straße. Die Menge, denen er eben noch ein Gleichgültiger, ja ein Feind gewesen war, bewunderte ihn im jähen Umschlag der Stimmung und jubelte ihm zu. Die draußen standen, drängten herein, alles wogte und wirbelte durcheinander, bis durch den Lärm Dörners scharfe Stimme erklang: „Abstimmen!"

Wer widersprach, wurde niedergeschrieen. Dörner stellte die Fragen, und fast einstimmig nahm man seine Forderungen an.

Dierk, nach der ungeheuren Anspannung erschlafft, wußte kaum, was da eigentlich beschlossen wurde. Er fühlte nur, er hatte gesiegt. Hände reckten sich ihm entgegen, die er lächelnd drückte, dann zerrte man ihn herunter von der Bühne, hob ihn mit ner-

vigen Fäusten hoch in die Luft und trug ihn jubelnd durch den Saal. In wohligem Taumel empfand er die Dankbarkeit, das grenzenlose Vertrauen dieses Volkes und fühlte, wie zum ersten Mal in seinem Leben ein tiefes, reines Glücksgefühl seinen ganzen Körper durchdrang.

Tief und traumlos schlief er in dieser Nacht.

Alle großen Maschinenfabriken standen still.

Die Fabriken hatten schroff jede Verhandlung abgelehnt. Festsetzung der Löhne und der Arbeitszeit ausschließlich durch die Arbeiter selbst, Leitung der Fabrik durch Vertrauensleute, die durch die Arbeiter gewählt werden sollten, restlose Verteilung des Gewinns an alle Werksangehörigen — nie zuvor waren solche Bedingungen aufgestellt worden.

Dierk hatte mit drei gewählten Arbeitern den Direktor seiner Fabrik aufgesucht, aber man hatte ihn nicht einmal vorgelassen. Als er die leeren Hallen, die stillstehenden Räder, die unbeweglich hängenden Treibriemen sah, gab es ihm einen Stich ins Herz. Aber er warf den Kopf in den Nacken, ein freieres, glücklicheres Geschlecht würde hier demnächst schaffen. Und als er in einer Versammlung am Nachmittag wieder die Menge der Menschen sah, diese unübersehbare Menge, die nur einen Willen hatte, da wußte er, daß sie siegen würde. Wenn diese Masse zusammenhielt, wer wollte ihr widerstehen?

Streikposten wurden ausgestellt, aber sie standen umsonst; niemand fand sich, der die verlassene Ar-

beit fortgesetzt hätte. Die Kessel waren gelöscht, die Tore blieben geschlossen — eine unheimliche Ruhe lag über den Riesenwerken.

Dierk hatte die ganzen Tage über viel zu tun. Er schrieb Aufsätze für die Zeitungen, kurze, kühle, sachliche und andere, die begeistert das Recht der unterdrückten Menschheit verfochten. Dazwischen waren täglich Versammlungen. Listen wurden aufgestellt, mit den anderen Führern mußte verhandelt werden — vom Morgen bis Abend war er rastlos tätig.

Die Zeitungen hatten sich der Sache bemächtigt, scheinbar sachlich, aber zwischen den Zeilen wurden die Arbeiter verdächtigt. Kleine Versammlungen auf der Straße wurden zu großen Unruhen aufgebauscht. — Dierks Aufsätze hatte niemand gedruckt. Er suchte die Schriftleitungen auf, man empfing ihn höflich, versprach, sie zu bringen, aber am nächsten Tage standen andere Aufsätze da, die offen gegen die Arbeiter gerichtet waren. Als ein paar Betrunkene, die sicherlich nichts mit dem Streik zu tun hatten, irgendwo einige Fensterscheiben zerschlugen, brachten die Zeitungen lange Berichte und forderten Schutz durch die Soldaten gegen die Aufrührer.

Dierk war empört, er verlangte eine Berichtigung, aber sie erschien nicht. Er beschwerte sich bei den Schriftleitungen, man zuckte die Achseln.

Da begegnete ihm auf der Straße der Ingenieur, unter dessen Leitung er anfangs in der Fabrik ge-

arbeitet hatte. Dierk trat ihm rasch entgegen, aber der sah kalt an ihm vorbei und tat, als hätte er ihn nie gekannt. Dierk blieb stehen und sah ihm nach. Zuerst bodenlos bestürzt, dann lachte er laut und gellend auf. Also so war das? Gut, so wollte er kämpfen. Und er reckte sich auf, kraftvoll und entschlossen. Jetzt wußte er, daß es nicht leicht sein würde — aber jetzt wollte er erst recht seine ganze Kraft einsetzen. Nun gerade!

In der Unruhe dieser Tage hatte er zu Haus kaum arbeiten können. Wozu auch noch? War es nicht in Wahrheit eine feige Flucht, wenn er die Sache der Arbeiter verlassen und sich hinüberretten wollte in den sogenannten Stand der Gebildeten? Er stand vor seinem Reißbrett; noch immer war der Brief der Mutter darauf befestigt. Er las ihren festen Satz: „Ich vertraue auf dich!" Mit einem Male durchzuckte es ihn heiß — meinte sie es so? „Ja, Mutter, ja! Kampf und keine Flucht, ich kämpfe ja für dich, für die ganze geknechtete Menschheit — du darfst mir vertrauen, Mutter!"

Ein neuer Geist kam über ihn.

Er sah aus seinem Fenster über die Dächer, der Wind trug Märzenluft herein; Märzenluft, die selbst in die Großstadt einen herben Hauch frischer Ackererde trug. Die Knospen der großen Kastanie, deren Krone über alle Dächer hinaufragte, glänzten saftgeschwollen. Er atmete tief auf. Zum ersten Mal fühlte er wieder, daß es Frühling werden wollte; vor lauter Arbeit hatte er in den letzten

Jahren keine Zeit gehabt, darauf zu achten. Keine Zeit — nein, keine Zeit zu leben — was hatte er alles versäumt! Und eine grenzenlose Sehnsucht zu leben und zu genießen ergriff ihn. Keine Zeit — plötzlich fiel ihm Inge Corneli ein: „Wenn Sie einmal Zeit haben —," jetzt hatte er Zeit! Und er riß den Hut vom Nagel und rannte hinaus.

Inge Cornelis Hand, die gerade aus einer Säureflasche gelbe Tropfen in eine Retorte zählte, zitterte, als auf das Herein statt der Aufwartefrau plötzlich Dierk Folkers in der Tür stand. Ihr Gesicht war blaß, ihre Augen wurden unnatürlich groß, als sie ihn ansah.

Er trat rasch auf sie zu, fest und fröhlich. All das Verschlossene und Verbissene, das er sonst wohl an sich hatte, schien von ihm abgefallen.

„Da bin ich, Fräulein Inge," sagte er und streckte ihr beide Hände entgegen, „was sagen Sie nun?"

Ihre Lippen zuckten, als er ihre Hände faßte. „Endlich," sagte sie nur und verriet, wie sehr sie auf ihn gewartet hatte. Aber sogleich faßte sie sich, und indem sie auf Tisch und Borten wies, die ganz mit Flaschen, Gläsern und Retorten bedeckt waren, sagte sie: „Mein Arbeitsraum. Aber wenn Sie nur einen Augenblick warten, mach' ich es uns schon gemütlich."

„Es ist Märzenluft draußen," sagte er und sah sie fröhlich an, „wie wärs, wenn ich Sie eine Stunde aus Ihrer Giftbude entführte?"

Sie schien zu überlegen, als wäre sie enttäuscht. „Auch gut," sagte sie dann und schob ihm einen Stuhl hin, „ich bin in zwei Minuten fertig." Rasch streifte sie den leinenen Arbeitskittel ab und verschwand durch eine schmale Seitentür.

Er sah sich um. Ungemütlich und kalt war das Zimmer — er hatte sich den Raum, in dem dies feine Mädchen arbeitete, behaglicher gedacht. Freilich, kühl und sachlich war sie selbst, aber hinter ihren flimmernden Augen hatte er noch etwas anderes erträumt.

Da trat sie schon wieder ein, ganz vornehme Dame im dunkeln Tuchmantel, und er wunderte sich, wie schön sie war.

„Wohin?" fragte sie.

„Nach draußen," antwortete er. Und dann gingen sie nebeneinander mit raschen Schritten aus der Stadt, auf die Landstraße hinaus. Anfangs schwiegen sie beide, aber als sie im gepflegten Stadtpark allein waren, fragte sie plötzlich: „Wie kommt es, daß Sie heute zu mir fanden?"

Da erzählte er ihr, wie er jetzt sein Leben ganz umgestaltet habe, und daß er an die Spitze der streikenden Arbeiter getreten sei.

Sie erschrak: „Und Ihr Studium?" fragte sie.

„Ist vorläufig aufgesteckt."

„Also aus!"

„Das habe ich nicht gesagt."

„Aber es ist so. Sie können nicht wieder zurück."

„Wer will denn zurück. Vorwärts geht unser Weg!"

„Man läßt Sie nicht wieder hinein! Jetzt haben Sie ganz umsonst gearbeitet."

Er lachte sorglos und reckte die Arme: „Ich habe meine Fäuste, ich werde die Ellenbogen gebrauchen und mir Platz schaffen."

Sie schüttelte den Kopf: „Das ist alles umsonst! Ich kenne das — ich hab' das auch einmal erlebt."

„Sie?"

„Ja — als ich noch zu Haus war. Mein Vater ist Geheimrat. O — er ist ein angesehener Mann, das können Sie glauben. Wir durften nur in ersten Kreisen verkehren, meine Schwester und ich. Bis ich auch einmal streikte."

„Was heißt das?"

„Nun, ich entwickelte Ansichten, die man in diesem Kreis nicht haben durfte. Und schlimmer noch — ich lebte danach. Damit machte ich mich unmöglich. Ich war noch sehr jung, man wollte mich unschädlich machen durch eine Heirat — da brannte ich ihnen durch. Damit hatte ich sie auf den Tod beleidigt. Jede Rückkehr ist ausgeschlossen — wie bei Ihnen!" — Sie schüttelte den Kopf „man kommt nicht mehr zurück."

„Haben Sie es versucht?" fragte er.

Sie schwieg eine Weile: „Ich wollte auch nicht," sagte sie dann hart. „Zuerst versuchte man noch, mich durch Hunger mürbe zu machen, aber ich hab mich durchgeschlagen."

„Und jetzt?"

„Jetzt gebe ich den ganzen Tag Stunden. Und

lerne nebenbei — Nacht für Nacht. Es geht ganz gut."

Da dachte er an seine eigenen harten Lehrjahre und faßte ihre Hand. „Fräulein Inge — dann läuft das Leben jetzt auch an Ihnen vorbei?"

Sie warf den Kopf hoch: „Was ich brauche vom Leben, das — das werde ich mir nehmen, so oder so!"

Er verstand sie nicht, aber sie lachte plötzlich auf.

„Was reden wir —" sie sog die Luft ein — „ich glaube, man riecht wahrhaftig schon den Frühling."

„Ja, es wirbelt einem im Blut. Dieses Frische, Werdende, Umstürzlerische, was so ein Frühling hat, dies Drängen von Saft und Kraft — Herrgott, das fühl ich wirklich alles jetzt zum ersten Mal! Haben Sie denn je einen richtigen Frühling erlebt?"

„In meiner Jugend gingen wir immer in den Schloßpark — weiße Kleider, helle Schuhe, immer auf diesem sauberen, glatten Kiesweg entlang; und auf jeder Rasenfläche ein Schild: „Betreten verboten!" Das hängt einem an, davon kommt man sein ganzes Leben lang nicht los — ja keinen Schritt vom Weg!" Sie blieb stehen, stampfte mit dem Fuß und ballte die Fäuste: „Keinen Schritt vom Weg — warum wagt man das nicht — warum laufen wir selbst jetzt noch hier wie Trotteln geradeaus — und springen nicht mit beiden Füßen ins Grüne, laufen querfeldein!"

Da sprang Dierk mit einem Satz über die zierliche Einfassung hinweg auf den gepflegten Rasen. „Kommen Sie," rief er, „jetzt wollen wirs wagen!"

Er streckte ihr die Arme entgegen, um sie aufzufangen. Da sprang sie ihm nach und sprang ihm zugleich an den Hals.

„Ja — ja," schrie sie, und preßte ihre zuckenden Lippen auf seine.

Wie er sie festhielt!

Eine Welle siegreicher Kraft durchflutete ihn, alle Muskeln schwollen, er hob sie auf seine Arme und lief jubelnd mit ihr davon. Bis sie heruntersprang und hochatmend stehen blieb.

Sie sah sich um: „Gut, daß es dunkel ist — siehst du, so feige ist man geworden, daß mans nur bei Nacht einmal wagt, so feige und erbärmlich, ist das nicht traurig?"

„Jetzt wagen wirs auch bei Tage," sagte er, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich nicht — ich bin feige, ich weiß es."

„Hattest du eben nicht mehr Mut als ich?"

„Glaub das nicht," sagte sie und sah ihn sonderbar an — aber dann warf sie sich jäh wieder an seine Brust —: „Küß' mich, du —, ich will heute nichts denken."

Der Mond ging auf und spann silbernen Dunst über den Park und die Wiesen. Die Bäume waren noch kahl, die schwarzen Äste griffen gespenstisch aus, aber an den äußersten Spitzen glänzten die Knospen wie schimmernde Tropfen.

Dierk klopfte einem alten Stamm an die verschrammte Rinde. „Du alter Knacken," sagte er, „wieviel tausend Augen öffnest du dem Frühling! So sich vollsaugen können — so sich öffnen können und im Wind sich wiegen und im Licht entfalten — das ist Leben."

Er legte das Ohr an den Stamm und lauschte. „Ich höre sein Blut rauschen, es braust wie meines. Ich höre sein Herz klopfen — es klopft wie meines. Jetzt versteh ich deine Sehnsucht, alter Baum, du liebst — du liebst den Frühling, du willst fassen und umfangen, darum greifst du in den Himmel — so wie ich fasse und umfange, um zu leben." Und er zog die blühende Inge an sich. Selig wanderten sie dahin.

Es war kühl geworden und sie schauerte zusammen. „Wir wollen heimgehen," sagte sie. „Morgen hab' ich dich wieder," sagte er, „morgen, jeden Tag — bis wir uns ein Nest bereitet haben!" Ihm schwindelte vor Glück. Aber sie antwortete nicht.

Als sie endlich vor ihrem Hause standen und er Abschied nahm, behielt sie seine Hand in der ihren. „Wie wärs, wenn wir noch eine Tasse Tee zusammen tränken?"

Da stieg er die Treppe mit ihr hinauf, ganz Glück und dankbare Liebe. Wie unendlich sie ihm vertraute.

In ihrem Arbeitsraum mußte er warten, während sie nebenan den Tee bereitete. Vorhin war es ihm hier kahl und ungemütlich erschienen, jetzt fühlte

er alles von ihrem Hauch durchweht, hier lebte und arbeitete sie — sie, der von jetzt an sein Leben gehörte. Er räumte die Flaschen auf dem Tisch beiseite und schuf Platz für sie beide zum Sitzen.

Endlich öffnete sie die Tür, aber sie trat nicht herein, sie winkte ihm, zu kommen. Da stand sie an der Schwelle ihres kleinen Zimmerchens, das in rotes Lampenlicht getaucht war. Mit einem Blick überflog er die ganze Zierlichkeit — ein schmales Sofa hinter dem runden Tisch mit der summenden Teemaschine, am Fenster ein Nähtischchen mit einem Korbsessel davor, das war alles. Nur ein winziger Platz, denn ein roter Vorhang schloß einen Teil des Zimmers anscheinend als Schlafraum ab. Aber Blumen und Bilder schmückten Tisch und Wände, und neben dem kalten Arbeitsraum wirkte dies winzige Stübchen im roten Licht wie ein heimliches Märchennest. Und Inge selbst war verwandelt; ein loses Hauskleid umhüllte ihren Körper. Sie hob die Arme, von denen die weiten Ärmel zurückglitten, und legte sie um seinen Nacken. Er sah ihr Gesicht vor sich, weich und hingebend, kindlich süß. Ihre Augen waren weit und groß, selig sah sie ihn an.

„Komm herein," sagte sie, „jetzt hab ich den Mut, über den Rasen zu laufen." Und lächelnd zog sie ihn über ihre Schwelle.

Das war der Vorfrühling! Der März schenkte Sonnentage; das trunkene Auge lachte zu den segelnden Wolken im Blau hinauf und sah mit Lust

den silbrigen Dunst der Ferne in der glasklaren Luft sich heben und Bäume und Dächer aufleuchten, wo trübe Winternebel sonst den Blick in Grau erstickten.

Dierk war ein anderer Mensch geworden.

Morgen für Morgen stand er vor der tausendköpfigen Schar im großen Saal auf der Bühne und sprach. Dörner, dessen düstere Glut die Menge erschreckte, überließ ihm willig die Führung. Er war das lichte Feuer, das alle durchstrahlte und hinriß zu restloser Hingabe an die große Sache. Mußte er nicht ausstrahlen und überströmen von dem großen Glück, das ihn erfüllte, von dem Glück und Licht seiner Liebe, die ihn mit Reichtum überschüttete?

Alle sollten glücklich werden, alle hatten ein Recht am Leben. Darum stürmte er begeistert gegen die Ordnung der Welt, weil sie das Elend zuließ und die Armut in ihrer Mitte duldete.

Und alle Widerstände schreckten ihn nicht.

Sie schreckten ihn selbst dann nicht, als Dörner ihm eines Tages, ingrimmig vor Wut, gestehen mußte: „Das Geld ist alle."

„Was tut es?" sagte er, „wir schaffen neues."

„Die Gewerkschaften ziehen sich zurück, wir bekommen keine Unterstützung mehr von auswärts."

„So halten wir desto fester zusammen."

Dörner sah finster vor sich hin: „Sie haben den Sinn nicht erfaßt! Wenn sie hungern sollen, fallen sie ab."

„Unke," schrie Dierk zornig, „sie halten zusammen, sag ich, sie werden hungern und kämpfen, sie werden sterben, wenn es sein muß, aber feige — das sind sie nicht."

„Wissen Sie, daß das Militär verstärkt ist?"

„Der Gedanke ist schärfer als das Schwert."

„Hoffen wirs," sagte Dörner, bleich mit zusammengekniffenen Lippen.

„Ich glaube, Sie haben Angst," lachte Dierk.

„Vor dem Hunger — ja."

„Sie werden nicht hungern," sagte Dierk und ließ ihn stehen.

Nein, sie sollten nicht hungern. Brot mußte beschafft werden. Nur noch ein paar Wochen mußten sie durchhalten, dann würden die Fabriken nachgeben, dann mußten sie nachgeben. Unermeßlichen Schaden hatten sie jetzt, da alles still lag, das wußte er selbst am besten. Wollten sie sich nicht mit Gewalt zu Grunde richten, so mußten sie einlenken, und das bald. Nur durchhalten mußte man noch.

Er wollte mit Inge darüber sprechen, aber die wehrte ab. „Nichts davon, Liebster."

Sie wollte von allem nichts hören. Nur ihn, ihn selbst wollte sie, sonst nichts. Er wurde nicht klug aus ihr. Keine Stunde am Tage hatte sie für ihn über, sie setzte ihr Studium fort und arbeitete genau wie bisher. Nur die Nächte waren sein. Er bettelte um einen Nachmittag, aber sie blieb fest. Als er dennoch kam, hatte sie sich eingeschlossen.

Er begann an ihr zu zweifeln, aber wenn er ihr

Vorhaltungen machte, sah sie ihn stolz an: „Schenk ich dir nicht genug?“ Dann mußte er schweigen — sie schenkte königlich.

Er wurde nicht müde, ihr die Zukunft auszumalen und das Heim, in dem sie wohnen wollten. Aber was ihn unendlich beglückte, berührte sie nicht einmal. Wenn er, selig sein Glück ausspinnend, von der künftigen Häuslichkeit sprach und wie ein Kind sie ausschmückte bis ins kleinste, beugte sie sich über ihn: „Du träumst,“ sagte sie nur, „küß mich lieber.“ Dann erschrak er mitunter vor ihrer Glut.

Es kam kein Geld mehr heran. Die Unterstützungen konnten nicht mehr ausbezahlt werden; die Leute darbten, aber sie hielten zusammen. „Nur noch kurze Zeit,“ tröstete Dierk, und sie glaubten ihm. Von neuem versuchte er, mit den Fabriken zu verhandeln — sie lehnten schroffer ab als zuerst. Bedingungslose Unterwerfung, erst die Arbeit wieder aufnehmen, dann wollte man sehen, ob vielleicht der Lohn erhöht werden konnte. Als Dierk der Versammlung den Bescheid brachte, brach ein Sturm los, Flüche und Verwünschungen gellten: „Schlagt sie nieder,“ schrie einer und sprang auf den Tisch; Pfeifen und Johlen schrillte durch den Saal. Mit Mühe beruhigte Dierk die Enttäuschten. Gottlob, noch hielten sie zusammen.

Die Tage schlichen hin. Ingrimmig verzehrten die Leute ihre letzten Spargroschen, bei manchem war kein Stück Brot mehr im Haus. Dierk wußte, seine Fabrik hatte Lieferungsfristen mit hoher Strafe,

wenn die Frist nicht eingehalten wurde. Sie mußte ihre Tore öffnen oder untergehen. Und sie öffnete ihre Tore. Aber nur ein Haufen Ausländer war es, den sie einließ.

Jetzt qualmten die Schornsteine und die Räder liefen. Im Nu wußten es alle. Eine ungeheure Menge drängte sich abends vor den Toren, mit Knüppeln bewaffnet, unheimlich in ihrer finsteren, schweigenden Entschlossenheit. Sie standen bis in die Nacht, Rache zu nehmen an den Dieben, die ihnen die Arbeit stahlen; aber sie standen umsonst, niemand kam heraus. Bis man es plötzlich wußte: sie schlafen in der Fabrik, sie kommen überhaupt nicht heraus, sie arbeiten nur! Da stieg ein Wutgebrüll auf, krachend stieß man die Torflügel ein und stockte dann jäh: — Befehlsrufe schallten, zwei schnurgerade Reihen von Gewehrläufen blinkten auf dem Hof — ohnmächtig knirschend, verzweifelt, wälzte sich die Menge rückwärts. Von hinten flogen Steine und Knüppel auf die Soldaten, ein neuer Befehl, stählern und hart knackten die Gewehrschlösser; da warf Entsetzen die Masse zurück in wilde Flucht.

Und die Schornsteine qualmten weiter.

Bis in die Arbeiterviertel hinein hörte man das dumpfe, höhnische, schütternde Summen und Surren der Räder.

Unerträglich wars, das zu hören; unerträglich, dabei müßig zu gehen und kein Brot zu haben — — kein Brot!

Dierk gab das allerletzte hin, was er besaß — für die Tausende war es ein Tropfen.

Er tröstete, beruhigte, wo er nur konnte; man hörte ihm noch zu, stumm, halb hoffend und halb zweifelnd.

Aber wie eine dumpfe Schwüle lag es in der Luft, heimlich grollte und gärte es in der Tiefe. Es war wie das atembeklemmende, erste zitternde Ahnen eines Sturmes, der die Wellen aufwühlen mußte bis auf den tiefsten Grund. Dierk spürte es, und er wartete, selbst von einer dumpfen Verzweiflung gefaßt.

Und der Sturm kam.

Er schlief in diesem Saal voll ausgehungerter, leergehoffter und betrogener Menschen, die noch einmal wieder, wie am ersten Tage, sich bis in Gänge und Straßen drängten, Kopf an Kopf.

Noch sprach keiner, ein scheues Flüstern nur rauschte unter gesenkten Köpfen.

Dierk trat in den Saal. Stumm wurde er empfangen, stumm gab man Raum, daß er die Bühne erreichte.

Und nun stand er oben und sah herab auf all die tausend Menschen. Da war kein Herz, das sich ihm nicht aufgetan hatte in gläubigem Vertrauen, kein Mund, der ihm nicht zugejubelt und keine Stirn, die sich nicht kühner und freier erhoben hatte, als er ihnen das Lied der Freiheit sang aus seiner eigenen heißen Sehnsucht heraus.

Er war ihr Bruder und ihr Führer. Wie oft hatte

er hier oben gestanden und gesprochen — jetzt wollte er beginnen und fand nicht das rechte Wort. Was ihm sonst mühelos wie ein rauschender Bach zuströmte, das mußte er jetzt künstlich formen aus dem Verstand heraus. Und es hallte leer durch den Saal. Sonst fielen die blinkenden Körner seiner Rede in weichen Ackerboden, der sie begierig aufnahm, jetzt glitten sie ab, wehten darüberhin wie Schneeflocken über eine Eisdecke. Er fühlte dies stille Abwehren, diesen Hauch von Kälte, der über den Herzen lag. Er wollte ihn durchdringen, er formte die Sätze kunstvoller und schärfer, er gab sich Mühe, und der Schweiß trat ihm in großen Tropfen auf die Stirn.

Lautlos hörten die Menschen ihm zu.

Und mitten in die Stille hinein, während er gerade einen neuen Gedanken umprägte, sagte plötzlich einer ganz laut: „Das mag alles wahr sein, aber wer gibt uns jetzt Brot?“

Dierk wollte weiter sprechen, da rief dieselbe Stimme noch einmal: „Sag uns lieber, wer gibt uns jetzt Brot?“

Er stockte und trat, unsicher gemacht durch die Unterbrechung, ganz vorn an die Rampe, um zu sehen, wer der Sprecher war. Alle Menschen wurden unruhig, drehten die Köpfe und drängten nach vorn.

Das Meer von Gesichtern bewegte sich und brandete zu ihm heran, er suchte unter all diesen Augen nach einem einzigen Paar, das warm und vertrauend zu ihm aufsah — aber wie kalt sie ihm jetzt alle vorkamen. Was hatte er denn mit diesen

Menschen gemein? Kühl sah er über sie weg. Da zuckte er zusammen. In einer der ersten Reihen stand eine alte Frau. Unverwandt sah sie ihn an, funkelnd und böse, jede Falte ihres Gesichts in Haß getaucht. Und plötzlich wußte er, daß die ganze Menge ihn haßte, daß sie alle, wie diese Frau, geduldig lauerten, bis ihre Zeit da war. Bis ihr Haß auflodern würde in einer ungeheuren Flamme, um ihn zu verschlingen. Er erschrak nicht, er schwieg still und wartete darauf.

Und als die Menschen ihn nicht mehr sprechen hörten, drängten sie noch mehr nach vorn. Sie riefen ihm etwas zu, immer lauter und ungeduldiger, zorniger und drohender. Er sah ihre geballten Fäuste sich aufrecken, hörte sie trampeln und brüllen, aber er achtete auf das alles nicht. Er sah nur immer die Frau an, dies aschfahle, ausgehungerte, elende Gesicht mit den blutleeren Lippen und den brennenden Augen. Und er sah, wie sich ihr Ausdruck langsam wandelte und immer höhnischer, wilder und rachsüchtiger wurde. Jetzt öffnete sie den Mund, ihre Finger spreizten sich und griffen suchend umher — sie reckte sich auf — da gellte jäh ihr zitternder Schrei durch den Saal, ein Gegenstand wirbelte durch die Luft und Dierk fühlte einen heftigen Schmerz an der Stirn. Warmes Blut rann ihm übers Gesicht; er sah nichts mehr, hörte nur ein wüstes Poltern und Dröhnen; Gläser, Flaschen, Stühle schmetterten auf die Bühne. Er stand ganz still, das war das Gericht! Es war so natürlich, er dachte gar nicht daran,

sich zu wehren, dachte gar nicht an Flucht; es mußte ja so kommen.

Da sauste der Vorhang nieder und trennte ihn plötzlich von der Menge. Dörner, der die Schnüre zerschnitten hatte, faßte seinen Arm und riß ihn mit fort. Ruhig ging Dierk mit, langsam stieg er ein paar Stufen hinab und gelangte durch eine Hintertür ins Freie. Draußen blieb Dörner stehen, unheimlich glühten seine Augen aus dem bleichen Gesicht, er reckte den hageren Arm in die Höhe, krampfhaft zuckten die schmalen Finger, und über seine blutleeren Lippen rang es sich heiser, schluchzend, mit verzweifelter Hoffnung: „Und doch!“ Aber Dierk hörte es nicht.

Für diesen Abend hatte Dr. Heller den Klub der Suchenden zusammengerufen. Er fand weder Ruth noch Inge, weder Dierk Folkers noch Dörner oder Truges, nur Wessel saß mit einem bösen Lächeln im Sessel.

Verwundert sah der Hausherr sich in seinem leeren Zimmer um.

„Wo sind unsere Freunde?“ fragte er, „wo sind alle die stolzen Geister geblieben?“

„Sie sind zerschmettert!“ sagte Wessel.

„Wo ist Dierk Folkers, der Mann der Tat, der die Menschheit befreien will?“

„Er war ein Narr,“ sagte Wessel, „man hat ihn gesteinigt.“

„Und Dörner, der Prophet?“

„Er predigte falsch und ist in die Wüste gejagt!“

„Und wo ist Truges, der Mann des Friedens, der keiner Fliege ein Leid tat?“

„Das Leben ist Kampf. Auch das Friedenshaus stürzt ineinander.“

„Und wo blieb Ruth, die selbstlos Helfende und Fromme, mit ihrem heiligen Glauben!“

„Sie war ein Weib,“ sagte Wessel und lächelte kalt.

„Wenn alles stürzt ringsum, — was steht fest?“

„Ich!“

„Ja, Sie — der Verneiner, der niemals Liebende, niemals Glaubende, niemals sich Erwärmende.“ Heller war traurig.

„Was wollen Sie,“ sagte Wessel und lächelt zufrieden dem blauen Gewölk der Zigarre nach. „Ich bin Mensch!“

* * *

Blutend, mit zerfetzten Kleidern, irrte Dierk durch die Nacht. Er fühlte nicht die Beulen und Schrammen an seinen Gliedern, er fühlte auch nicht Zorn oder Rachsucht gegen die Menschen, die in ihrer blinden Wut über ihn hergefallen waren — sie, für die er doch selbstlos genug gekämpft hatte. Eine ungeheure Leere war in ihm. Als wäre er betäubt, so unfähig war er zu denken.

Die Nacht war dunkel und weich. Er ging planlos auf Wegen, über Rasenflächen und durchs Gesträuch. Feucht und schwer war die Luft; er dachte

nicht daran, sich zu setzen, bis er vor Müdigkeit niederfiel. Da blieb er liegen. Und nun lag er, armselig und zerschunden, wie ein müdes und wundes Tier, im Gesträuch auf der Erde. Er dachte nichts, plante nichts, wollte nichts — willenlos kauerte er am Boden — ein müdes Geschöpf, zusammengebrochen, um zu sterben.

Lange lag er still, ohne sich zu rühren, ohne die Nacht und die Erde, überhaupt irgend etwas zu empfinden; nicht wachend und nicht schlafend und ohne Traum. Bis endlich ein leiser Ton, ein unaufhörliches, gleichmäßiges Rieseln langsam in sein Bewußtsein drang. Es dauerte lange, bis er wirklich empfand, daß etwas außer ihm war, daß dies Klingen ein Ton der Außenwelt war, den sein Ohr aufnahm. Endlich hob er den Kopf und lauschte. Irgendein Wasser tropfte und rauschte leise unterm Gras, rann und rieselte in tiefen Schächten um Stein und Wurzeln mit silbernem Glucksen, unaufhörlich, ruhig und ohne Hast.

So wieder zum Leben erwacht, empfand er fiebernden Durst. Aber sein Wille war noch zu träge, er selbst noch zu schwach, aufzustehen, um die Labung zu suchen. Und nun lauschte er und fühlte tief dies geheimnisvolle Rieseln in unterirdischen Adern, fühlte, wie die große, gütige Erde die Wurzeln in ihrem Schoß nährte, wie alles Wachsende in tiefen, ruhigen Zügen trank und sich still und langsam vollsog. Und seine Sinne, halb erst lebendig geworden, empfanden unmittelbar das geheimnis-

volle Wirken, dies Saugen, Aufquellen und Wachsen, empfanden, wie die Pflanzen sich dehnten und reckten und die saftgeschwollenen Knospen zersprangen, und wie alle, alle die großen und kleinen Gebilde die Kraft zu ihrem Gedeihen aus der gütigen Erde empfingen.

Da legte er sich zurück und sah sonderbar klar alle Zusammenhänge der letzten Tage.

Warum hatte er sich dahinein verirrt und verrannt, in diese Gedanken, neue Lebensformen zu schaffen? Es gab nur einen Weg zum wirklichen Leben, den zur Natur, zur Erde zurück! Nicht wie Truges wollte, der das Wesentliche verkannte, und nicht wie Dörner predigte, dem die Natur fremd war, nein, zurück zur Scholle, zur Arbeit in und auf der Erde. Nur in innigster Berührung mit dem heiligen Boden lag Gesundung und Frieden, lag Glück und Erfüllung.

Eine tiefe Klarheit durchdrang ihn; erquickt und ruhig fühlte er auch sich selbst mit der Erde verwachsen. Und aus den Trümmern seines Lebens grünte neue Hoffnung herauf. Wunderbar getröstet lauschte er den leisen Stimmen der Erde, dem Rauschen und Raunen und dem silbernen Glucksen und Rieseln in der Tiefe. Lächelnd, ruhig und zufrieden, sank er in erquickenden Schlaf.

Als er erwachte, schmetterte über ihm heller Vogelsang, und die Sonne schien ihm ins Gesicht.

Er sprang auf und reckte sich. Wüst genug sah er aus, aber das kümmerte ihn wenig. Auf Nebenwegen ging er in die Stadt.

Seine Wirtin war entsetzt, als er zerlumpt und zerfetzt wie ein Strolch in seine Wohnung trat. Ein Schutzmann war dagewesen und hatte nach ihm gefragt. Sie wußte alles, was gestern abend geschehen war und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Er schob sie aus seinem Zimmer, kleidete sich um, packte seine Sachen und verließ das Haus Nun zu Inge!

Bisher hatte er für die anderen gekämpft, jetzt kämpfte er für sich, für sich und seine Liebe. Ein neues Leben sollte beginnen, bescheiden und ärmlich, aber innerlich reich und glücklich. Konnten sie nicht überall in der weiten Welt sich ein Heim aufbauen?

Inge war unwillig, daß er am Vormittag kam, aber er achtete es nicht. „Inge," sagte er, „ich habe dir viel zu erzählen." Und er wollte ihr von dem Sturz gestern abend berichten und von der Einkehr in der Nacht im Wald. Sie wehrte ab: „Ich weiß bereits alles." Und als er staunte, fuhr sie fort: „Dörner war hier und hat mir erzählt. Es war töricht von dir, dich mit der ganzen Sache einzulassen, doppelt töricht, dich so bloßzustellen."

Er war ernüchtert von ihrem kühlen Ton. „Inge, und sonst — sonst hast du kein Wort für mich?" Sie sah ihn nicht an und schwieg. Endlich fragte sie: „Denkst du im Ernst noch daran, deine Prüfung zu machen? Glaubst du wirklich, daß dich je eine Fabrik wieder anstellen wird?"

„Ich habe meine gesunden Arme," zuversichtlich

reckte er sich, „als Schlosser finde ich überall mein Brot.“

„Als Schlosser — ja!“

Er stutzte. Aber dann quoll es bei ihrem Anblick noch einmal warm in ihm auf. Und nun berichtete er von der Offenbarung dieser Nacht. Was hatten sie beide, was hatte ihre Liebe mit all dem anderen zu tun — irgendwo mußte es einen Platz geben, und sei er noch so klein, wo sie auf der Erde wurzeln konnten zu einem bescheidenen Dasein — zusammen, unendlich reich und glücklich.

„Du träumst,“ sagte sie herbe.

Verständnislos sah er sie an.

„Inge — “ bat er weich. Sie zuckte die Achseln und arbeitete ruhig zwischen ihren Gefäßen weiter.

„Ich kann hier nicht aus meiner Bahn heraus — und wills auch nicht!“

Eine Ahnung dämmerte ihm auf, ein Erkennen, das ihn furchtbar dünkte. Sie hatten sich angehört, waren Eheleute, mit heiligem Erschauern hatte er das empfunden — sie gehörten zusammen für alle Ewigkeit. Einen Augenblick stand er starr, dann sprang er auf sie zu und faßte sie hart um das feine Handgelenk.

„Bitte laß los — Dierk, ich habe zu tun.“

Aber er ließ sie nicht. Dicht vor ihrem Ohr flüsterte er: „Du — wir sind doch Mann und Frau — haben uns lieb — das kann doch kein Mensch auseinanderreißen, als wäre nichts geschehen, — Inge, verstehst

du das nicht, daß ich jetzt, gerade jetzt, Hilfe brauche — Trost — in unserer Liebe — Inge, bei Dir."

Sie wandte den Kopf von ihm ab: „Sei doch vernünftig — einmal, nun ja — einmal hat man das Verlangen, muß man über den Rasen laufen — aber dann — auf die Dauer geht doch jeder geradeaus, auf der Straße entlang, und — kurz und gut, ich will nicht!"

„Inge!" er faßte ihren Arm, daß sie aufschrie.

„Du! das ist roh, — besinne dich!" da ließ er sie los.

Langsam fuhr er sich mit der Hand über die blasse Stirn. — Die Wunde hatte sich wieder geöffnet, ganz schmal sickerten ein paar rote Blutstropfen über sein blasses Gesicht.

Eine Weile stand er stumm und sah zu, wie sie arbeitete.

„Ich bin verrückt," flüsterte er dann, „ja, ich bin verrückt. Oder träume ich nur?" Er streckte die Hand nach ihr aus: „Inge, liebe Inge — sag nur ein Wort — ein Wort nur, nicht wahr — wir hatten uns doch so lieb —."

Und als sie schwieg, bettelte er weiter: „Inge —"

Da wandte sie sich zu ihm herum: „Ja doch — ja! Wir hatten uns lieb — aber das ist doch vorbei — mein Gott, hast du nicht so viel Gefühl, du siehst doch, ich will nicht — will nicht mehr!"

Da senkte er den Kopf, wie gestern abend, als die Masse ihn umtobte. Jetzt war er von neuem gestürzt und geschlagen, tiefer als zuvor. Ein grenzen-

loser Schmerz quälte ihn, ein wunderliches Wehgefühl preßte sein Herz zusammen.

Daß alle ihn verließen, das hatte er überwunden; daß diese eine ihn verließ, konnte sein armer Sinn nicht fassen.

Inge sah ihn stehen, schweigend, verstört und bleich — mit dem schmalen Blutgerinnsel auf der blassen Stirn. Er war ihr unheimlich.

„Geh nun," sagte sie. Zögernd streckte sie ihm die Hand hin: „Leb wohl, Dierk."

Er nahm ihre Hand und betrachtete sie. Diese feinen, schlanken Finger hatten ihn in süßem Liebesspiel gestreichelt, dieser weiße Arm hatte ihn umschlungen — jäh lachte er auf, bitter und grell, und schleuderte die Hand heftig von sich. Ohne Gruß ging er aus der Tür.

Als er in seine Wohnung trat, sagte ihm die Wirtin, daß sein Zimmer wieder vermietet sei. Leute, die mit der Polizei zu tun hatten, waren in ihren Augen Verbrecher; sie wollte ihn los sein und forderte die Miete. Er nickte nur und suchte mechanisch in seinen Taschen — aber er hatte nichts, gar nichts mehr. Da ließ er ihr seinen Mantel und ging fort, leer und arm. Wohin nun? Das Friedenshaus schoß ihm durch den Sinn, da wollte er sich verkriechen.

Er ging aus der Stadt in den stillen Vorort und fand Truges mutterseelenallein zu Haus. Trübselig saß er in einem kahlen Zimmer.

Als er Dierk erkannte, sprang er auf: „Eine Seele doch, die Trost bringt; sei willkommen, Bruder."

„Nicht bringt, aber sucht," sagte Dierk müde.

„Bruder, du auch?" rief Truges und bemerkte nun erst, wie elend Dierk aussah. Da wusch er ihm das Blut von der Stirn und brachte ihm frisches Obst.

Es tat Dierk wohl, ein wenig umsorgt zu werden. Dann saßen sie nebeneinander auf dem schmalen Feldbett und ließen die Köpfe hängen. Dierk berichtete, aber von Inge sagte er nichts.

Truges bedauerte ihn: „Du hättest hier wohnen können, mein bestes Zimmer hätt' ich dir gegeben, aber das Friedenshaus ist tot — aufgelöst, nicht mehr da."

„Was ist geschehen?" fragte Dierk.

„Ich habe eine Entdeckung gemacht, o, eine große Entdeckung!" sagte Truges. „Ich habe eine Wahrheit entdeckt. Siehst du Bruder: Was ist das Leben? Ich dachte: Frieden! Nur Frieden — und gründete das Friedenshaus."

Er sprang vom Bett und schlug sich mit der Faust vor den Kopf: „Ich war ein Narr! Ein ausgemachter Narr! Das Leben ist Kampf, sage ich dir. Und wer nicht kämpft, hat das Nachsehen, wie ich! Siehst du, hier sitz ich allein zwischen den leeren Mauern, und die anderen sind fort, mit ihr, und kämpfen weiter."

„Mit wem?"

„Ach so, du weißt nicht. Ich will von vorn berichten. Also: Das Wort Friedenshaus ist Hohn! Krieg ist hier gewesen vom ersten Tage an. Zwölf

Mann waren wir. Die eine Hälfte trank Milch, die andere hielt das für ein Greuel und duldete nur Wasser. Ich selbst, nun ich bin kein Weichling, aber meine Knochen schmerzten vom Schlafen auf den harten Brettern, und ich kaufte ein Bund Stroh — ach, was hat dies Bund Stroh für ein Feuer entfesselt! Lüstling ward ich genannt, ich, ich selbst!" Er schlug mit den mageren Händen gegen die behaarte Brust. „Und dann der Krieg mit den Nachbarn. Wir nahmen Sonnenbäder, da entsetzten sich alle Tanten ringsum und witterten sittliche Verderbnis. Was hatten sie herzusehen? Wir fühlten uns rein — aber die Polizei entschied gegen uns — ach ja, die Polizei. Aber dies alles war Frieden gegen die Zeit, als sie bei uns wohnte — sie, das Weib. Hella hieß sie, eine Malerin aus München. Sie verlangte Aufnahme in unsern Bund. Erst wollte keiner, dann alle, und dann gerieten sie sich in die Haare. Sie zog ein, und jetzt war jede Minute nur noch Kampf und Krieg. Wir waren frei, aber sie, sie war noch freier — nun ja, wer aus München kommt —." Er seufzte: „Was soll ich dir alles erzählen? Einer wollte sie heiraten, aber sie hielt die freie Liebe für die allein sittliche Form der Ehe, sie wollte wählen, frei wählen unter uns. Jetzt kamen schreckliche Tage — die Eifersucht weißt du, keiner traute dem anderen. Wem sie zulächelte, und sie lächelte immer, dies Teufelsweib, der wurde von allen gehaßt und geprügelt. Bis ich ein Ende machte. Wähle! sagte ich. So oder so — nur Gewißheit.

Und da wählte sie — mich!" Er ließ den Kopf hängen und seufzte tief auf. „Mich, das heißt, ich glaubte es. Aber später behauptete jeder, sie hätte ihn gewählt. Schrecklich! Wir belauerten uns, haßten uns — ach was ich sag, bekämpften uns bis aufs Blut um dies Weib. Bis das Friedenshaus in die Luft flog, auseinanderstob wie eine Pulvermine, zerkrachte. In alle Winde sind sie gerannt — nur ich, ich bin noch hier."

„Nun," sagte Dierk, „so hast du doch deinen Frieden."

„Frieden?" schrie Truges wild, „was soll mir der? Kampf will ich! Soll ich sie einem anderen gönnen? Nie, sage ich Dir, nie!"

„Und warum bliebst du dann hier?"

Da ließ er kläglich den Kopf hängen: „Ich kann ja nicht fort, Bruder. Ich hafte für alles, ich ganz allein, für das Haus und die Miete — aber morgen, morgen kommt der Gerichtsvollzieher zu siegeln, dann bin ich frei. Und dann — ihr nach!"

Diese Nacht lag Dierk im leeren Friedenshaus auf dem Fußboden. Truges hatte ihm großmütig seine wollene Decke überlassen, aber er fand keinen Schlaf.

Vergeblich horchte er auf die heimlichen Stimmen des Lebens, auf das Rauschen und Rieseln in der Erde, das ihn erquickt hatte, als er zerschlagen draußen lag. Ein tiefes Heimweh ergriff ihn, nicht nach Haus zu der Mutter — nein, nach seiner Kindheit, nach der schweren Arbeit an dem Acker auf der

Heide, nach der Erde, seiner Heimaterde. Nur da konnte er wieder genesen. Heim mußte er — heim!

Im Morgengrauen stand er auf und öffnete leise das Fenster. Noch lag die große Stadt im tiefen Schlaf. Drüben in den Anlagen aber lärmten schon die Vögel, und das Morgenrot stand golden über den Bäumen. Irgendwo — weit, weit von hier — schauerten jetzt die weißen Birken auf der Heide, regten die Blätter im Wind und warteten auf den ersten Sonnenstrahl.

Er sah das niedrige Haus — die große Tür öffnete sich, und er trat mit dem Vater hinaus in den leuchtenden Morgen, der so licht und feierlich seiner harrte.

Hastig schrieb er ein paar Zeilen und legte das Blatt neben dem schlafenden Truges auf den Fußboden, dann nahm er sein Bündel und verließ das Haus. Draußen atmete er tief auf. Seine Taschen waren leer, weit, weit im Norden lagen Heide und Moor — aber hatte er nicht gesunde Füße? Getrost schritt er aus und ging der Sonne entgegen.

ieser Weg, den Dierk Folkers von der Höhe seines Lebens rückwärts wanderte in das Land seiner Kindheit, dieser Weg führte ihn durch Mühsal und Schmerzen und alle Tiefen des Daseins.

O, man steigt schnell hinab in die Gründe des Elends.

Er hungerte, weil er nichts besaß, um sich etwas kaufen zu können. Er verkroch sich des Nachts wie ein Tier im Gesträuch, fiel totmüde in Schlaf und erwachte kälteschauernd, taunaß, mit steifen Gelenken und schmerzenden Gliedern. Mühsam schleppte er sich weiter, beschmutzt und abgerissen, hinkend, die wunden Füße mit dumpfem Willen weiter zwingend zu qualvollem Marsch.

Die Kinder liefen ihm nach und warfen den zerlumpten Strolch mit Steinen, die Hunde fielen ihn an und verjagten den Vagabunden von den Wohnstätten der Menschen.

Ihn kümmerte es nicht. Die Welt war dunkel für ihn geworden, nur die Heimat lächelte fern in einem schönen, stillen Licht.

In seinem fiebernden Hirn war nur der eine Gedanke: Heim! Nach Haus! Dies Haus aber stand auf der Heide; und die Mutter wohnte nicht in der Stadt, sie war eine Bäuerin, nahm ihn an die Hand und ging mit ihm hin auf den Acker, wo der Vater arbeitete.

Dieser Gedanke, immer mächtiger und klarer ihn

erfüllend, verdrängte die Wirklichkeit und gebot dem elenden Körper, der umsinken wollte, sich weiter zu schleppen.

Auch das Elend hat seine Genossen. Als er entkräftet am Straßenrand lag, zerlumpt, abgezehrt und bleich, mit fieberglänzenden Augen, wichen die Wanderer scheu dem ganz Verkommenen aus. Wirre Bilder quälten ihn, sollte er hier umkommen, im Graben verrecken wie ein Tier? Er hatte nicht Kraft und Willen mehr, sich aufzuraffen. Da neigte sich ein struppiges Gesicht über ihn und sprach ihm zu, eine Flasche gab Labung — berauschend und belebend durchströmte ihn der Trank.

Der Strolch erbarmte sich des Vagabunden und nahm ihn mit. Er lehrte ihn, seinen Hunger zu stillen durch Betteln, warme Schlafstellen in gefüllten Scheunen zu erschleichen und soviel zusammenzufechten, daß sie hin und wieder in einer Herberge übernachten, immer aber die Flasche mit dem berauschenden, köstlichen Wasser wieder füllen konnten.

Wochenlang wanderten sie zusammen, bis ein Landjäger sie stellte und ihre Papiere verlangte. Der hilfreiche Kamerad machte tausend Einwendungen, aber Dierk gab ihm, was er damals zufällig beigesteckt hatte. Unwillkürlich duckte er sich zusammen — groß, breit und blank stand der Mann mit dem blitzenden Helm vor ihm.

„Sie sind Schlosser? Warum arbeiten Sie nicht?“

Dierk schüttelte den Kopf.

„Wo wollen Sie hin?"

„Nach Haus."

„Das Mütterchen wird Freude haben an ihrem Sohn."

Verächtlich gab er ihm die Ausweise zurück — er hatte nichts Strafbares gefunden. „Marsch!" sagte er kurz.

Aber den Kameraden behielt er.

Da nahmen die Strolche rührenden Abschied und Dierk war wieder allein. Doch jetzt half er sich besser. Er schlug mit den Fingerknöcheln der linken Hand in der Herberge den Kundengruß auf den Tisch, er verstand die bunte Sprache der Vagabunden und kannte die Merkmale der Bettler, die einander gefällig die guten und bösen Höfe bezeichneten.

Und endlich atmete er die Luft seiner Heimat, die Luft, die geschwängert war vom herben Duft der Ackererde, der harzigen Kraft der Kiefern und der süßen Milde der Heide.

Heimatlaute umklangen ihn, gierig lauschte er der vertrauten Sprache seiner Kindheit.

Da mied er die Dörfer und schlug sich durch die Felder bis dahin, wo er geboren war.

Und jetzt stand er mit zitternden Knieen vor dem Paradies seiner Jugend, krampfte die Hände um den Torpfosten und starrte, ein zerlumpter Bettler, über den Zaun — — — .

Das Haus, das alles Glück seines Lebens umheimelte, war zerfallen, der Garten, den seine Mutter gepflegt hatte, stand wild überwuchert; die Äcker,

die soviel Schweiß getrunken, waren versandet und verkommen.

Er schritt auf den heiligen Boden, er warf sich lang auf den Acker, grub tief die Nägel in die Erde hinein und klammerte sich verzweifelt fest an der verlorenen Heimat.

O — hier arbeiten dürfen!

Er strich durch die Gegend und neidete jedem Knecht, der hinterm Pflug ging, seine Arbeit. Aber wo er sich auch anbot bei allen Bauern ringsum, da wies man den verwilderten Strolch ab; und wenn er sprach, wenn seine plattdeutsche Zunge ihn als Landsmann verriet, dann las er das grenzenlose Erstaunen in ihren Augen. Stumm gab man dem Verkommenen zu essen, aber Arbeit — ein Strolch und arbeiten? Kopfschüttelnd sah man ihm nach.

Er lag am Rande des Moores.

War es nicht am besten, wenn der Sumpf ihn verschluckte, das schwankende Moor sein verpfuschtes Leben hinabzog, sein Dasein auslöschte und vertilgte ohne Spur?

Er raffte sich auf und ging in die Einöde hinein, um zu sterben.

Er wußte, irgendwo würde sich die trügerische Decke unter seinen Füßen öffnen, würde die dunkle Tiefe sich auftun und ihn lautlos verschlucken.

Der Boden schwankte, bei jedem Schritt hörte er das Gurgeln des Schlammes unter sich — da schloß er die Augen und ging geradeaus.

Sank er noch nicht? Jetzt! Nein, nur ein Schaukeln und Schwanken.

Immer weiter noch trug ihn das Moor, immer weiter. Er ging und wartete auf den Tod.

Da stolperte er über eine Eisenschiene — ein fester Damm führte mitten ins Moor, ein Trupp Arbeiter schob auf schmalem Feldbahngeleise einen Wagen Torf vorüber.

Einer sprach ihn an: „Bist du verrückt, hier übers Moor zu laufen? Wenn du arbeiten willst, hättest du dich ja auch drüben melden können. Jetzt komm mit!“

Willenlos folgte er. In einer Baracke bekam er einen Napf Essen und eine Schlafstelle angewiesen und wurde als Arbeiter eingestellt, ohne daß man viel nach seinem Namen fragte. Er ließ es geschehen, gleichgültig, halb verwundert über sich selbst.

Mitten im Moor stand eine Lokomobile, da arbeitete er nun mit einem Dutzend fremder Menschen zusammen. Mechanisch nahm er einen Soden um den andern von dem Brett der Torfgrabemaschine und schichtete sie zu lose aufgebauten Haufen. Wenn Wind und Sonne sie dann getrocknet und gefestigt hatten, wurden sie auf Feldbahnwagen gepackt und abgefahren.

Tag für Tag dieselbe eintönige Arbeit in der tiefen Einsamkeit mit wortkargen und schweigenden Menschen zusammen. Tagelang stand er an der Maschine und machte dieselbe Bewegung — hinlangen, fortnehmen, hinlangen, fortnehmen, von Morgen

bis Abend — gleichgültig, ohne Gedanken — kein Mensch mehr, selber nur eine Maschine.

Bis eines Tages mit einem Ruck die Lokomobile stand. Der Maschinist fluchte und wetterte, riß und zerrte am Schwungrad, drehte an Schrauben und Verschlüssen, klopfte und hämmerte, aber das Rad stand still — unbeweglich. Da schleuderte der Maschinist wütend Hammer und Schraubenschlüssel von sich: „Verfluchtes Teufelsding," schrie er, „quäl sich wer Lust hat mit dir ab."

Das Werkzeug flog vor Dierks Füße, er nahm es auf und wog es in der Hand.

Ein Werkzeug — es war ihm etwas Heiliges. Behutsam, fast zärtlich, strich er darüber hin. Langsam trat er an die Lokomobile, untersuchte und lächelte ,— so einfach war das zu beheben. Nur vollständig verdreckt war das Ding. Und nun schrob er auseinander, reinigte gründlich und setzte zusammen — dann warf er das Rad an — es lief!

Brummend schob ihn der Maschinist beiseite und nahm seinen Posten wieder ein. Und Dierk schichtete wieder Soden, einen nach dem andern, Stück für Stück — hinlangen — fortlegen, hinlangen, fortlegen — wie immer.

Aber nicht mehr gedankenlos. Er verfolgte die vierkantigen Messer der Grabemaschine, wie sie an der Zugkette unter dem langen eisernen Kasten entlangglitten, jetzt hinabtauchten in den braunen, zähen, nassen Schlick — der quirlte und gurgelte, klammerte sich fest mit tausend Fasern im Moor — ein

Ruck der rasselnden Kette, ein letztes Planschen und Reißen, da tauchten die Messer auf mit dem losgerissenen Brocken und schoben ihn vor sich her den Laufkasten hinauf, indessen unten schon die nächsten eisern und unerbittlich mit gierigen Zähnen einen neuen Fetzen losrissen aus dem saugenden Grund.

Und ein Brocken nach dem andern, triefend von braunem Saft, glitt herauf, kippte in den kurzen, dicken, eisernen Trichter und wurde vom Schneckenmesser gefaßt, zu einer formlosen Masse zerrissen und zerquetscht, zusammengepreßt, bis endlich das kantige, wassertriefende Maul sie ausspie als nasse Soden.

Wie das Moor sich wehrte, wie zäh es sich festsaugte und klammerte, wie es unten im gurgelnden Grund die Messer umwickelte mit unzerreißbaren Fasern — ein Ruck an der Kette — ein Poltern und Klirren — stand sie? Die Lokomobile stöhnte, ein eisernes Rasseln — ein neuer Ruck — da tauchten die Messer auf mit der triefenden Beute — das Moor plantschte auf und schlug zurück, sich gegen die nächsten Messer zu wehren.

Mitunter aber siegte das Moor, dann reichte die Kraft der Lokomobile nicht aus, die im zähen Grund verfitzten eisernen Zähne zu lösen, und nur mit unmenschlicher Mühe gelang es, die faserumschlungenen Messer zu befreien.

Solch eine Stockung aber reizte den Ingenieur, der in Strolchkleidern Soden schichtete. Er durchdachte und gliederte die Maschine. Welch ein arm-

seliges Ding in Grunde genommen — umständlich und unbeholfen und langsam. Noch dazu gebunden an die schwerfällige Lokomobile. Er grübelte über Verbesserungen, und als wären alle Kräfte nach wochenlangem Schlaf um so mächtiger erwacht, entwarf er die kühnsten Pläne. Er baute im Geist eine Maschine, die das zehnfache, ja zwanzigfache zu leisten vermochte.

Unendlich war hier das Moor — welch eine unendliche Möglichkeit, es auszuschöpfen! Gewaltige, ja ungeheure Mengen Torf konnte man herstellen, ein riesenhafter Schatz schlummerte hier und wartete nur auf den, der den Geist hatte, ihn zu heben. Und er, der armselige Strolch und Vagabund, der Ausgestoßene, hier an der Grenze der Menschheit im nassen Moor stumpfsinnig Soden aufschichtend — entwarf einen Plan, der ihn schwindeln machte vor seiner Größe.

Freilich, dann kamen die Bedenken. Diese Berge von Torf — wer sollte die kaufen? Hier in der Nähe war kein Bedarf. Die Bahnfracht nach den großen Städten hin war zu teuer. Ein Kanal müßte gegraben werden nach Weser oder Ems — aber das erforderte Millionen — wer sollte die geben? Und dann, selbst wenn der Kanal vorhanden wäre, würde der leichtere, viel Raum einnehmende Torf die Kohle verdrängen können, wenn er erst weithin verschifft werden mußte?

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten.

Aber das reizte ihn. Und während seine Hände

unbewußt einen Soden nach dem andern fortnahmen und aufschichteten, arbeitete sein Geist in einer fieberhaften Spannung.

Eines Nachts fuhr er jäh von seinem Strohlager auf, blitzartig durchschoß ihn der Gedanke: hier am Ort muß der Torf umgesetzt werden in Kraft! Mitten im Moor ein Werk, das die ungeheuren Summen des billigen Brennstoffes ausnutzt, sie umwandelt, etwa wie der Wasserdruck einer Talsperre umgesetzt wird in elektrische Kraft, die weithin im Land alle Werke und Anlagen versorgt. Aber — wo waren hier die Werke und Anlagen, die diese Kraft gebrauchten? Rundherum war flaches Land, fast ohne Gewerke. Bauernhof reihte sich an Bauernhof und dazwischen nur Dörfer und kleine Städte. Und dennoch — die Hunderttausende kleiner Bauern und Handwerker, die jetzt mühselig ackerten und werkten — war es nicht ein Segen für sie alle, wenn eine billige Kraft ihre einfachen Maschinen bewegte und ihre Räder drehte? Und konnten nicht Millionen von Glühlampen Licht bringen bis in die fernsten und dunkelsten Räume in Dorf und Stadt? Welch ein Geschenk des Himmels konnte ein solches Werk werden gerade für die Armen und Kleinen.

Immer gewaltiger wuchs der Plan vor seinen inneren Augen auf, da hielt ers nicht mehr aus im Dunst der engen Baracke, zwischen den schlafenden und schnarchenden ruppigen Genossen

Er schlich hinaus aufs Moor.

Das lag im silbernen Mondlicht, blassen Nebelglanz gebreitet über dunkeln Grund. Weiße Schwaden brauten über den Sümpfen und trieben, vom Wind getragen, feierlich und ernst vorüber — weiße Geheimnisse, die schon seine Kindheit mit heimlichen Schauern umsponnen und seine Seele gefüllt hatten mit Rätseln und Märchen. Er stand lange und schaute schweigend über die Öde. Unendlich still, tot und einsam schlief das Moor unter dem schimmernden Dunst — eine verwunschene Prinzessin, in tausendjährigen Schlummer versunken. Er dachte an das Märchen der Mutter. Da leuchtete eine ernste Freude aus seinen Augen: sein Kuß sollte die Prinzessin lösen aus ihrem Schlaf, seine Kraft sie befreien und wecken zum rauschenden Leben.

In dieser Minute wuchs Dierk Folkers empor vom Landstreicher zum Schöpfer und Führer.

Noch einmal stand er als Strolch auf dem Moor an der Torfgrabemaschine. Da kamen auf dem Damm, der in die Einsamkeit führte, zwei Menschen daher, ein großer, aufrechter Mann und ein junges Mädchen. Die Torfgräber hoben die Köpfe, um sie rasch zu senken und eifriger zu arbeiten als zuvor, der Herr und Besitzer kam, um nach seinem Werk zu sehen. Dem also gehörten alle die ungeheuren Schätze, dies Land der Zukunft. Dierk fragte einen nach seinem Namen, aber der zuckte die Schultern, was fragte ein Heimatloser, in wessen Diensten er stand?

Dierk aber faßte ihn fester ins Auge und erschrak. Den Mann kannte er, — so ging nur einer, aufrecht und stolz und herrisch — der Voßbauer! Der Voßbauer, von dem eine dunkle Ahnung ihm sagte, daß er sein Feind war, der heimliche Widersacher seiner Mutter, der Mann, der sie in die Fremde getrieben und sein Heimathaus an sich gebracht hatte, um es verfallen zu lassen. Blitzartig durchschossen ihn alte Andeutungen der Mutter, die er als Kind unverstanden gehört hatte — ja, dieser Mann war sein Feind.

Und jetzt trat er von neuem in sein Leben und ihm war es, als wüßte er seine kühnen Pläne und käme ins Moor zu dem einzigen Zweck, ihn zurückzuschleudern ins Nichts, durch seine bloße Gegenwart zu zeigen: ich bin der Herr, mir gehört dies alles, was willst du Strolch hier auf meinem Grund und Boden?

Der Soden, den er fortlegen wollte, zerbrach in seiner Faust, der Haufen, den er schichten sollte, polterte zusammen — heftig fuhr der Vorarbeiter ihn an. Der Voßbauer war an die Maschine getreten und warf einen mißbilligenden Blick auf den ungeschickten Arbeiter. Der lag auf den Knieen im nassen Moor und raffte den umgefallenen Haufen wieder zusammen. Als er endlich aufsah, traf ihn der Blick des jungen Mädchens. Jäh erkannte er sie — des Voßbauern Tochter, dieselbe, die zweimal freundlich gewesen war zu dem unbeholfenen Jungen. Groß, schön und schlank stand sie da, das

Haar noch so hell wie früher, und obwohl sich ihre Augen nur eine Sekunde lang trafen, glaubte er zu sehen, wie sie leise erstaunte.

Da empfand er, wie ungeheuer tief er gestürzt war — er, der Sohn seiner stolzen Mutter — daß er dem Voßbauern Knechtsdienste leistete als ein vom Wege aufgelesener Landstreicher. O, welche Schmach tat er damit seiner Mutter an! Tränen der Wut näßten ihm die Augen.

„He, Hollah!" schrie plötzlich der Voßbauer, „kannst du nicht aufpassen?"

Dierk mußte an die Maschine springen, wo sich die Soden stauten; seine Zähne knirschten, ein Blutstropfen sickerte über die zerbissene Lippe, seine Arme, seine Fäuste krampften sich eisern — aber mit ungeheurem Willen zwang er den aufbäumenden Körper in seine Gewalt.

Und ein Entschluß brannte in seiner Seele: „Abwaschen will ich die Schmach dieser Minute — kämpfen mit dir um dies Moor — aufsehen sollst du zu mir, ja, aufsehen zu mir als zu deinem Meister, der mehr kann und größer ist als du!"

Als der Voßbauer und seine Tochter fortgingen und er ihnen tiefatmend mit brennenden Augen nachsah, machte einer der Arbeiter mit spöttischem Lachen die andern aufmerksam und rief ein schmutziges Wort über ihn und das Mädchen. Er schleuderte ihm den Soden, den er gerade in der Hand hielt, an den Kopf und reckte sich auf, so drohend und unheimlich mit seinem blassen Gesicht, daß den andern

jäh das Lachen verging. Sie grollten, aber sie ließen den ungemütlichen Gesellen in Frieden.

In der nächsten Nacht war er verschwunden, ohne seinen Lohn gefordert zu haben. Wer fragte danach — viele kamen, arbeiteten ein paar Tage und gingen — Zugvögel der Landstraße, die heimatlos bleiben und ruhelos schweifen, bis sie irgendwo am Wege verderben.

Dierk aber, da er das Moor verließ, war ein anderer geworden, als da er kam.

Wohl noch ein Strolch in zerrissenen Kleidern mit leeren Taschen, aber zitternd unter der Last des Reichtums in seiner Brust. Er hatte gefunden, was mehr war als alles andere — die große Aufgabe seines Lebens — das Werk, das er schaffen wollte mit seiner ganzen Kraft.

Und nun stand er vor der Tür seiner Mutter und legte die Hand auf die Klinke.

Lange Wochen hatten sie beide nichts voneinander gehört, sie wußte nichts von ihres Sohnes Kampf und Sturz und langer Wanderung — sie glaubte ihn fern bei seinen Prüfungsarbeiten. Und jetzt kam er so wieder zurück! Er sah an sich herunter und das Elend wollte ihm als ein Knäuel in die Kehle steigen — aber dann biß er die Zähne zusammen und öffnete die Tür.

O wie grau war der Kopf, der sich da übers Bügeleisen beugte — arme Mutter!

Nun richtete sie sich auf und sah fragend nach der

Tür — müde waren ihre Augen geworden und tiefe Falten lagen um den Mund.

Da reckte der Strolch die Arme nach ihr und schrie auf: „Mutter!“

Sie hielt sich am Tisch und starrte ihn an wie ein Gespenst, unbeweglich. Ein Entsetzen kam in ihre Augen, er trat ihr näher: „Mutter!“

Da hob sie abwehrend die Hand und stieß einen Schrei aus, einen Wehelaut, so erschütternd, daß es den Sohn zurückschleuderte von ihr.

Dann taumelte sie und sank kraftlos zusammen — sie, die aufrecht gestanden hatte die langen, schweren Jahre hindurch — sie warf die Arme über den Tisch, ließ den Kopf sinken und weinte bitterlich über die verlorene, letzte Hoffnung ihres Lebens.

In diesem Augenblick lief es wie Feuer durch den Körper des Sohnes und brannte seinen Willen stahlhart. O, er hatte hier ein Erbe anzutreten — ein Erbe an Kraft, das die Mutter mit unmenschlicher Tapferkeit getragen hatte, für ihn — und unter dessen Last sie jetzt zusammenbrach. Eine brennende Scham durchglühte sein Herz, und ein heißes Verlangen, sie zu umfassen, seine grenzenlose Liebe in wilder Zärtlichkeit zu verströmen, riß ihn zu ihr hin. Er stürzte neben ihr nieder, er legte die Hände um den armen Kopf — sie fuhr zusammen, als er sie berührte, aber sie ließ es geschehen und hielt ganz still, als seine zitternden Finger über ihr Haar fuhren — ganz still, als sein Kopf sich an den ihren schmiegte und sein Mund nur immer das eine

Wort flüsterte, bittend, flehend und unendlich zärtlich: „Mutter — Mutter!“

Da wurde ihr Schluchzen ruhiger, und sie weinte still und lautlos vor sich hin. Endlich raffte sie sich auf und ging in die Kammer, er wollte ihr folgen, aber sie wies ihn stumm ab. Dann kam sie wieder, müde, gebrochen, und ihm war, als hätte alle Kraft sie in dieser Minute verlassen. Sie trat an den Tisch und schüttete ein kleines Geldbeutelchen aus — ein Goldstück und ein paar Taler rollten über die Platte: „Nimm!“ sagte sie mit zitternder Stimme: „mehr hab ich nicht.“

„Nimm!“ das war das erste Wort, das sie zu ihrem Sohn sagte. Keinen Vorwurf und keine Frage, nur: nimm — wie er immer genommen hatte von ihr.

Das erschütterte ihn. Er fühlte, sie hatte den Sohn aufgegeben, ihre Hoffnung war tot. Für den sie alles geopfert hatte, den ihr Stolz auf die Höhe des Lebens stellen wollte, der kam wieder als Bettler — und dem Bettler gab man ein Almosen. O, das brannte tief.

Er umklammerte ihre Hand. Sie wollte sich wehren, eigensinnig, aber er hielt sie fest. Und nun berichtete er mit fliegenden Worten. Von dem großen Streik und wie er zusammenbrach, von seiner Wanderung durchs Elend bis zur tiefsten Erniedrigung. Sie hatte das Gesicht abgewandt, und er wußte nicht, ob seine Worte sie überhaupt berührten. Nur als er sagte, wie er aufs Moor ging, um zu

sterben, zitterte ihre Hand in der seinen. Dann sprach er von seinem Plan, erst zögernd, aber bald vergaß er die Mutter und setzte fachmännisch auseinander, entwickelte und baute auf, selbst entflammt von dem großen Gedanken. Und merkte im eigenen Feuer nicht, daß die Mutter den Kopf hob und lauschte, daß ihre Finger sich fester um seine schlossen. Nun erwog er die Schwierigkeiten und stellte den Voßbauern hin als den Feind, der ihm im Wege stand, den er bezwingen wollte mit der Macht seines Geistes und seiner Tatkraft — da richtete sie sich auf und stand da, gierig lauschend, mit zitternden Nasenflügeln und halbgeöffnetem Munde.

Er sah auf und erschrak vor dem hingerissenen Ausdruck in ihren Augen.

„Mutter," schrie er, „kannst du mir noch glauben?"

Sie sah ihn an, fest und durchdringend, lange, und er fühlte ihre forschende Qual, fühlte, wie es in ihrem Herzen zuckte, sich an seine Brust zu werfen, und stand erwartungsvoll still. Aber sie kam nicht, stumm verharrte sie und sank in sich zusammen, das Feuer in ihren Augen erlosch.

„Vielleicht," sagte sie müde, wandte sich ab und griff nach dem Bügeleisen. „Glauben kann ich dir vielleicht — aber hoffen — noch wieder hoffen? —" Langsam schüttelte sie den Kopf und begann zu plätten. Und in ihren Bewegungen war jetzt etwas so Hilfloses, Müdes und Gequältes, daß es ihn tief erschütterte. Sie hoffte nicht mehr auf ihren Sohn.

Jetzt war es an ihm, sie aufzurichten und die Hoffnung ihres Lebens weiter zu tragen.

Da besann sie sich, daß er hungrig sein würde, hielt mit Plätten inne und holte ihm zu essen. Eine Ecke des Tisches machte sie frei; da saß er nun, wie er so oft in seiner Lehrzeit getan hatte, und sah ihr zu. Hin und her glitt das Eisen, die Wäsche dampfte, es war alles wie sonst. Er sah nach dem Wecker auf der kleinen Borte und wurde unruhig: „Wo ist Vater?" fragte er. „Tot!" sagte sie leise und sah nicht auf.

Er sprang auf: „Tot? Vater tot? Und ich — ich hab nichts erfahren?"

„Ich hatte dir geschrieben, aber es kam keine Antwort — ich glaubte, du hättest wohl keine Zeit, wegen der Prüfung — da hab ich denn alles allein fertig gebracht — den Sarg und das Grab — es ist alles in Ordnung."

Da kam ihm doch der Jammer hoch, und er umschlang sie mit Inbrunst. „Mutter — arme Mutter!"

Sie ließ es geschehen, daß er sie zu sich niederzog und saß still auf seinem Schoß, während seine Hände sie streichelten.

„Erzähl mir," bat er, „erzähl mir alles!"

„Wozu, Dierk?" sagte sie, „er hat seinen Frieden. Es war wohl nicht recht, daß ich ihn antrieb, vom Lande fortzugehen — vielleicht hätten wir uns doch heraufgearbeitet. Du weißt ja, wie es war, zuletzt wurde es immer schlimmer mit ihm, bis er in der Trunkenheit einen bösen Fall tat. Sie brach-

ten ihn mir ins Haus, und ich hab ihn noch acht Tage pflegen können." Sie hielt inne, faltete die Hände und fuhr dann mit ganz leiser Stimme fort: „Es war unsere schönste Zeit. Er war wieder wie damals, als du geboren wurdest, und wollte mich gar nicht von sich lassen. Da hab ich denn an seinem Bett gesessen und seine Hand gehalten und mußte ihm erzählen. Immer von dir mußte ich erzählen und ihm alle deine Briefe wieder vorlesen. Ja, er hat dich doch — sehr lieb gehabt, trotz alledem, und hätte dir so gern alles abgebeten — das sollte ich dir sagen. Wir haben auf dich gewartet, jeden Tag — weil wir doch glaubten, daß du wohl deine Prüfung machtest — ja — bis zuletzt haben wir — gewartet."

Wieviel Bitterkeit mußte er schlucken. Während sein sterbender Vater nach ihm verlangte, um ihm noch einmal nahe zu kommen im Leben, während die Mutter ihn in gläubigem Vertrauen schon am Ziel wähnte und in ihren schwersten Stunden geduldig sein Schweigen ertrug, war er Landstreicher geworden, heimatloser Strolch und Vagabund und betrog den Vater um die Versöhnung, die Mutter um die Frucht ihrer ganzen Lebensarbeit.

Und sich selbst — hatte er sich selbst nicht auch betrogen? Ein leiser Trotz glomm in seinem Herzen auf. Nein, erst in der tiefsten Tiefe hatte er sich wiedergefunden. Erst als er den ganzen Wust von unreifen Gedanken, die Menschheit zu beglücken,

abgestreift hatte, als er selbst auf der niedersten Stufe angelangt war, an der Grenze des Menschlichen überhaupt, erst da fand er den Sinn des Daseins, den goldenen Kern des Lebens — arbeiten und schaffen! Schaffen das große Werk, das die Kräfte der Tiefe heraufziehen und ihren Segen ausstreuen sollte über die Menschen. Ein Werk, das wert war, Vater und Mutter darüber zu vergessen.

„Und jetzt," fragte endlich die Mutter, „was willst du jetzt anfangen?"

Ja, was wollte er anfangen? Keine Fabrik in Deutschland würde ihn als Ingenieur wieder einstellen. Noch einmal anfangen als Schlosser? Wann käme er dann an seine Aufgabe — nein, er wollte keine Zeit mehr verlieren.

„Fied Kassen hat mir geschrieben," sagte er — „ich werde zunächst mit ihm hinübergehen, mir dort die Verhältnisse ansehen und inzwischen die Vorarbeiten machen."

Sie sah nicht auf, und er wußte nicht, ob er ihr nicht einen neuen Schlag versetzt hatte. Aber sie blieb ganz ruhig.

„Er war gestern hier und hat nach dir gefragt," sagte sie, „er fährt schon in der nächsten Woche fort."

„Um so besser," murmelte er.

„Und das Reisegeld?" Da biß er sich auf die Lippen, und während ihm die Schamröte ins Gesicht stieg, sagte er: „Fied wird es solange auslegen, bis ich es drüben verdient habe."

Sie nickte nur. Aber dann stand sie von seinem

Schoß auf und begann wieder zu plätten. Und schweigend saß er neben ihr und sah ihren Händen zu, die so unendlich arbeiten mußten.

Als er am andern Morgen aufwachte, stand die Mutter an seinem Bett, zum Ausgehen angekleidet, und hing ihm einen saubern Anzug über die Stuhllehne. „Es ist Vaters Sonntagsrock, ich hab ihn nur wenig ändern brauchen und denke, daß er jetzt paßt."

Seine eigenen Lumpen waren verschwunden, auch geputzte Schuhe standen vor dem Bett. „Das Frühstück steht auf dem Tisch, ich hab allerlei zu besorgen," sagte sie, „warte nicht auf mich." Dann ging sie fort, und er stand mit einem wunderlichen Gefühl auf.

Als er den Rock anzog, merkte er, daß sie schon mitten in der Nacht aufgestanden sein mußte, um dies alles für ihn zurecht zu machen. Er mochte ihr nicht wieder unter die Augen treten und wäre am liebsten jetzt heimlich fortgeschlichen, aber dann wollte er doch nicht ohne ein gutes Wort von ihr so weit fortgehen und blieb, bis sie wiederkam.

Es war Mittag, als sie endlich zurückkehrte.

„So," sagte sie, „ich hab' das Reisegeld zusammen, du sollst nicht mit Schulden anfangen!"

„Und du, Mutter? Niemals nehme ich das — ich wär ja ein Lump, wenn ichs täte."

Mit steinernem Gesicht zählte sie das Geld auf den Tisch, er hielt ihre Hand fest und umklammerte sie, aber sie schob ihn fort und zählte weiter: „Es

ist ehrlich erworben — ich hab nur ein paar Sachen verkauft — Vaters Bett, das Sofa und den großen Schrank. Die brauch ich jetzt nicht mehr."

Er schob das Geld weit von sich. „Mutter," stieß er heraus, „laß das, ich müßte mich schämen vor Dir."

Aber sie schob es ihm wieder hin und schlug hart mit der Hand darauf: „Du sollst dich nicht vor andern Menschen schämen müssen, nimm!"

Da fiel er ihr um den Hals: „Mutter — und vor dir?" Er mußte sich bücken, um sein Gesicht an ihrer Brust verstecken zu können. Sie hielt seinen Kopf fest und fuhr ihm mit der abgearbeiteten Hand übers Haar — ganz weich: „Ach Dierk — Dierk." Und sie fühlte sein Schluchzen an ihrer Brust.

Dann hob sie jäh seinen Kopf hoch und sah ihm fest in die Augen: „Du sollst mir alles zurückzahlen — alles — denk an deine Arbeit — das Moor — der Voßbauer —"

Da schrie er auf: „Mutter — du glaubst mir? Glaubst mir doch?"

„Ja — ich wills, Dierk! Ich muß ja, ich muß! Ich könnte sonst nicht leben."

Er faßte ihre Hand, sie sahen sich tief und ernst in die Augen, wortlos tat er ihr ein heiliges Gelübde. Wortlos nahm sie es an, nur ihre Augen leuchteten auf.

Dann schob sie ihn fort: „So, jetzt geh zu Fied Kassen." Aber als er fortgehen wollte, zog sie ihn noch einmal an sich, nahm seinen Kopf in beide

Hände und küßte ihn, „armer Dierk," flüsterte sie — „was hast du wohl leiden müssen."

Da riß er sich aus ihrem Arm und ging rasch hinaus, ihr Mitleid ertrug er nicht.

Fied Kassen wohnte bei seiner Mutter. Er tanzte ausgelassen in der Stube herum, als er hörte, daß Dierk mit wollte. „Mensch — wir wollen es zeigen, was die alte Weidenstraße kann, was?"

An den neu angeschafften Möbeln sah Dierk, was Fied bisher schon gekonnt hatte, und er biß die Zähne zusammen, wenn er daran dachte, daß in seiner Mutter Stube jetzt Schrank und Sofa fehlen würden.

In der nächsten Woche schon sollte die Fahrt losgehen, Fied wollte alles besorgen, was nötig war. Er hatte noch eine Reihe von Geschäften zu erledigen und mußte morgen vorausfahren, dann wollten sie sich in Hamburg treffen. Diesen ganzen Abend aber saßen sie zusammen und Dierk ließ sich über die Verhältnisse berichten. Er hatte bald heraus, um was es sich handelte, was dort von ihm verlangt werden würde und dachte befriedigt: „Das kannst du leisten."

Am anderen Tage, als Fied fort war, fuhr auch er los. Zuerst wollte er den Ingenieur Sommer aufsuchen, der ihm früher geholfen hatte und der jetzt in einem der ersten Werke Deutschlands arbeitete. Hin und wieder hatten sie einen Brief gewechselt, und Dierk wußte, daß es ihm ging wie früher, daß er trotz seiner glänzenden Gedanken und Erfin-

dungen noch immer der arme Kerl war, weil er nie den unternehmenden Mut gefunden hatte, sie auch selbst auszubeuten.

Er suchte ihn in seiner Wohnung auf. Sommer kannte seinen Schützling kaum wieder, aber dann sah er ihm scharf ins Gesicht und schüttelte seinen feinen Kopf: „Schiffbruch gelitten, junger Freund?“

„Ja,“ sagte Dierk, „aber durchgebissen!“

„Also immer noch der alte Dickschädel,“ lachte Sommer. „Gut, daß Sie kommen, ich habe manchmal Anwandlungen von Trübsal gehabt, die wollen wir heute mit einem Glas Wein hinunterspülen und dabei von alten Zeiten plaudern.“ Und er schob ihm einen bequemen Lehnstuhl zurecht. Aber Dierk lehnte den tiefen Sessel ab und nahm einen Stuhl: „Nicht von alten, von neuen Zeiten wollt' ich reden — ich bringe einen Plan mit und Sie müssen mir helfen!“

„Einen Plan?“ Sommer seufzte, „ich habe viele Pläne geboren und wieder begraben, und wenn sie leben blieben, haben sie sich als undankbare Kinder erwiesen und ihren Vater verleugnet.“

Dann stellte er Wein und Zigarren auf den Tisch: „Beides gute Ware — von meinem letzten Herrn, als ich durch eine kleine Änderung an seinem Motor die Konkurrenz ins Grab legte. Ein feiner Tropfen, hatte nur einen bitteren Beigeschmack für mich.“ Er schenkte ein und lehnte sich behaglich zurück. „So, und jetzt schießen Sie los.“

„Eine Frage,“ sagte Dierk, „haben Sie nicht ein-

mal an den Plänen für ein großes Elektrizitätswerk mitgearbeitet, das von einer Talsperre gespeist werden sollte?"

„Allerdings — aber die Sache zerschlug sich."

„Halten Sie es für möglich, daß ein solches Werk hier in unserem Flachland bestehen könnte, wenn man ihm statt der fehlenden Wasserkraft, sagen wir einmal, die Heizung fast umsonst zur Verfügung stellte?"

„Sie haben wohl mitten in Ihrer Heide eine Kohlengrube entdeckt?" lachte Sommer auf.

„Bitte," sagte Dierk, „es ist mir Ernst — könnte ein Werk dann bestehen?"

„Ich weiß nicht, was Sie wollen, aber wenn man die Kessel fast umsonst heizen könnte, das müßte sogar einen Riesengewinn geben."

„Es ginge also. Nun noch eins: können Sie sich eine Heizungsanlage denken, die den Brennstoff so ausnutzt, daß man statt mit Kohlen sogar mit zusammengepreßtem Torf den nötigen Dampfdruck erzielt?"

Sommer dachte einen Augenblick nach, dann meinte er zögernd: „Das ginge vielleicht. Aber Sie vergessen die ungeheuren Kosten, diesen Torf mit der Bahn heranzukriegen."

Dierk sah ihn an und sagte langsam: „Und wenn solch ein Werk nun mitten in seinem eigenen Brennstoff, also mitten im Moor aufgebaut würde?"

Sommer wiegte den Kopf hin und her und tat einen langen Pfiff durch die Zähne. Dann sprang

er auf und schlug auf den Tisch: „Donnerwetter — Sie foppen mich! Wer hat den Auftrag bekommen?“

Lachend schlug auch Dierk auf den Tisch: „Sie — und ich!“

„Was?“ schrie Sommer.

„Sie — und ich,“ wiederholte Dierk.

Da packte Sommer ihn an den Schultern und schüttelte ihn: „Mensch — machen Sie mich nicht verrückt — wer — wo — was? Wer hat das zu vergeben?“

„Ich!“ lachte Dierk.

„Ach — Sie uzen mich — haben Sie Geld?“ Er sah an ihm herunter.

„Nein — aber Mut!“ sagte Dierk. „Und jetzt frag' ich weiter — haben auch Sie den Mut, Ihre Nächte daran zu setzen — ein, zwei Jahre lang die Vorarbeiten zu machen und dann, wenns klappt, mit mir zusammen, unter unserm eigenen Namen, die Sache zu bauen?“

„Als — als Leitender?“

„Natürlich!“

Sommer riß eine Tür auf und rief laut: „Trude, komm mal her.“ Eine junge Frau im weiten Hauskleid erschien in der Tür, Sommer zog sie herein, machte sie rasch bekannt und sagte: „Hier dieser junge Freund bietet mir ein Königtum. Aber die Krone liegt noch tief im Moor — soll ich sie herausbuddeln?“ Sie lächelte und richtete ein Paar braune Kinderaugen fragend auf den Gast. Da erzählte

Dierk ausführlich seinen Plan und wog Hoffnungen und Schwierigkeiten ehrlich gegeneinander ab.

Sommers Augen leuchteten auf, je weiter Dierk sprach. Er sprang vom Stuhl, ging mit großen Schritten auf und ab, und man merkte, wie es in ihm arbeitete. Als Dierk fertig war, reckte er die Arme zum Himmel: „Mensch, Mensch, ist das ein Plan. Technisch gehts — alles — auch die Heizung. Und dann, man müßte mit den Gemeinden verhandeln, könnte vielleicht mit ein paar Städten Lieferungsverträge machen — alles, alles geht —. Aber — das Geld!“ Er seufzte tief auf und ließ die Arme hängen. „Es wird wieder so kommen wie immer — eine Riesenfirma bekommt die Sache in die Finger, hat Ruhm und Ehre, und wir armen Tagelöhner dürfen ein wenig helfen dabei.“

„Das soll es nicht,“ sagte Dierk. „Davor wollen wir uns sichern. Deshalb müssen wir in der Stille arbeiten, bis alles in den letzten Einzelheiten fertig vorliegt. — Sie hier und ich drüben in Amerika —“

„Sie wollen fort?“

„Ja, ich muß. Ich muß einmal heraus und will Geld verdienen.“

„Ach das Geld, — daran wird alles scheitern,“ seufzte Sommer und strich über den braunen Scheitel seiner Frau.

Da stand die junge Frau und faßte ihres Mannes Hand: „Und wenn du es nun doch wagtest? Es wird wohl viel Arbeit sein, die vielleicht auch umsonst ist. Aber zeichnest du nicht jetzt auch jeden Abend,

nur für andere? Warum willst du es nicht einmal für dich selbst — für dich — und —" sie stockte und errötete ein wenig.

„Und das Kommende," sagte er und zog sie zart an sich.

„Ich würde bei dir sitzen, wenn du arbeitest, und wir hätten immer eine Hoffnung — es ist so schön, zu hoffen. Und vielleicht glückt es, und du würdest frei und selbständig — denke nur! Dein eigener Herr!"

„Ein schöner Traum."

„Warum nur ein Traum," sagte Dierk, „wenn Sie nur den Mut haben —"

„Den Mut — ach — ich glaube, ich bin mein Lebenlang ein Esel gewesen — aber jetzt — ja, ich wills!" Er streckte ihm die Hand hin, und Dierk schlug kräftig ein.

Und dann gab auch die junge Frau ihm die Hand und sah ihm warm in die Augen. „Ich weiß nicht, ob es recht ist, aber ich meine, ich müßte Ihnen vertrauen."

„O," sagte Dierk, „für dies Wort danke ich Ihnen! Es werden sicher Tage kommen, wo alles mißlingen zu wollen scheint, — wenn Sie auch dann ein wenig vertrauen wollen —"

Frau Trude nickte, und Sommer meinte lächelnd: „Sie können sich was einbilden, junger Freund. Es ist eine Seltenheit, daß ihr ein Mensch und eine Sache gefallen, aber wenn sie einmal an irgend etwas glaubt, das steht fest wie ein Evangelium."

„Dies Werk ist mein Evangelium," sagte Dierk fast feierlich, „ich hab' mein ganzes Leben darauf gesetzt."

„Nun denn," sagte Sommer und warf seinen Skizzenblock auf den Tisch — „an die Arbeit!"

Und mit heißen Schöpferherzen warfen sie die ersten Richtlinien aufs Papier und vergaßen, was um sie war.

Einmal, als Dierk aufblickte, sah er die junge Frau mit einer Näharbeit in der Ecke sitzen, eine stille Freude im Gesicht. Da fühlte er einen Neid in sich aufsteigen und dachte einen Augenblick an Inge und sein eigenes verlorenes Glück — aber er hatte keine Zeit zu träumen — Linien und Zahlen verlangten seinen Sinn, und über dem neuen Leben vergaß er das alte.

Am anderen Tage fuhr er mit Sommer hinaus aufs Land.

„Ich muß einen Anhalt haben," sagte Sommer, „ich muß Land und Menschen sehen, damit alles lebendig wird beim Schaffen."

Sie sahen die Gegend an, überschlugen ungefähr die erforderlichen Vorarbeiten, und zuletzt führte Dierk ihn aufs Moor und zeigte ihm, wie er mit einer Maschine den Torf gewinnen wollte.

Als sie auf dem festen Damm zurückkamen, begegnete ihnen der Voßbauer. „Das ist der Feind, den wir besiegen müssen," sagte Dierk — „er darf um Gotteswillen nicht erfahren, was wir hier wol-

len!" Da bückte sich Sommer, riß ein paar der merkwürdigen blaßroten Pflänzchen aus, die hier massenhaft standen und vertiefte sich in Betrachtungen über die Eigenart der fleischigen Blätter, kleine Kerbtiere festzuhalten und auszusaugen. Der Voßbauer warf nur einen flüchtigen Blick auf die eifrigen Pflanzensammler und ließ sie unbehelligt vorüber.

„Ein forscher Kerl," meinte Sommer, als der Voßbauer fort war, „wird der uns das Moor überlassen?"

„Er muß!" sagte Dierk und warf den Kopf hoch, eiserne Entschlossenheit im Gesicht.

Sommer sah erst ihn, dann den fortschreitenden Voßbauern an.

„Sind Sie nicht auch in dieser Gegend geboren?"

„Dort drüben," sagte Dierk und wies nach dem niedrigen Dach, das weit über die Heide sah.

Da wiegte Sommer seinen Kopf und dachte: „Eine harte Sorte Menschen, die hier wächst. Das wird noch einen bösen Kampf geben."

Die wenigen Tage bis zur Abreise benutzte Dierk, um noch verschiedene Fabriken zu besuchen, die für Lieferungen nach Südamerika in Betracht kamen. Sommer konnte ihm raten, und als er endlich nach Hamburg abreiste, hatte er einen Vertrag mit einem tüchtigen Werk abgeschlossen.

Fied, mit dem er in Hamburg zusammentraf, war ganz verwundert, daß er schon Abbildungen und Preise aufweisen konnte über elektrische Anlagen und Maschinen, die fertig zum Versand standen und

die Summe hörte, die Dierk an jedem verkauften Stück verdienen würde.

„Mensch," sagte er in ehrlicher Bewunderung, „am Ende wirst du noch ein ganz guter Kaufmann — das Zeug dazu hast du wohl!"

Aber am letzten Abend hatten sie noch ein Erlebnis, nach dem er grollend versicherte, aus Dierk würde nie ein zielbewußter Kerl. Sie hatten alles eingekauft und verpackt, was nötig war, und ließen sich nun von der Menge auf den Straßen ohne Ziel treiben, um noch einmal das Hamburger Leben zu betrachten.

Wo ist man einsamer als in der Großstadt? Der Strom von Menschen glitt an ihnen vorüber, tausende von Gesichtern, jedes ein Schicksal, und doch alle fremd und unbekannt. Dierk war es, als stände er einsam am Ufer, und als rauschte da eine fremde Welt, die ihn nichts anginge, als wäre er losgelöst von allem und hätte nichts mit diesem lauten Leben zu tun. Das sichere Gefühl, daß keiner ihn hier kannte, machte ihn fast froh. Was verknüpfte ihn denn mit dieser Menschheit, die hastend und gelassen, leidend oder lachend, in bunten Wirbeln vorübertrieb? Nichts! Ungestört sann er inmitten der Tausende über seinem Plan.

Da hörte er plötzlich seinen Namen rufen. Erstaunt wandte er sich um. Aus der Menge löste sich ein Mädchen und streckte ihm die Hände entgegen, — verwundert sah er sie an. Ein schmales Gesicht, dunkle Ringe unter den Augen und ein paar scharfe

Linien um den feinen Mund — aber die Haut weiß und Wangen und Lippen rot. Er blieb stehen und starrte sie an, da zog Fied ihn am Arm: „Die ist ja bemalt, komm doch weiter.“ Verächtlich sagte er das und wandte sich ab. Aber das Mädchen hatte Dierks Hand ergriffen, angstvoll, als wollte sie ihn nicht entfliehen lassen: „Dierk — ach Dierk — endlich einmal ein Mensch von daheim —“

Da schrie er auf: „Hanna —!“ und erkannte seine erste Jugendliebe in ihr, die ihn so grausam betrogen hatte. Unwillig wollte Fied ihn fortziehen, aber sie hielt ihn fest: „Ach, lauf nicht gleich wieder weg, laßt mich doch nicht allein — bitte, bitte —“

Unschlüssig ging Dierk weiter, aber sie ließ seine Hand nicht los und blieb neben ihm. „Wie kommst du hierher?“ fragte er endlich.

„Ich bin hier doch schon lange, ein paar Jahre schon.“ „Und bist — ?“ Er sah sie an, ganz entsetzt, da senkte sie den Kopf und errötete.

„Ich hab keine Lust, so durch die Straßen zu ziehen —“ sagte Fied und blieb stehen, „entweder, oder.“

„Fied — es ist doch Hanna —“ sagte Dierk, aber Fied blieb fest: „Was wollt ihr also?“

„Wenn ihr doch nur eine einzige Stunde — —“ bat sie — „nur eine einzige Stunde — ich habe nie jemand wiedergesehen von daheim.“

Da faßte Dierk seinen Freund am Arm: „Komm!“ sagte er so befehlend, daß Fied sich fügte. So traten alle drei in eine der großen Wirtschaften. Hanna

sprach mit dem Kellner, der sie zu kennen schien, dann ging sie den anderen voraus eine Treppe hoch und führte sie in ein kleines Zimmer. Der Kellner stellte Wein und Gläser auf den Tisch und verschwand wieder.

Eine Weile schwiegen alle drei betreten still, bis Hanna plötzlich die Hände vors Gesicht schlug und bitterlich weinte.

Die anderen beiden rückten unruhig auf ihren Stühlen. Endlich legte Dierk ihr die Hand leicht auf die Schulter: „Hanna — ich weiß nicht, ob wir dir helfen können — aber — wie ist denn das alles gekommen?“

Sie warf den Kopf hoch und sah ihn wild an: „Du — du bist schuld! — O, Gott, was sag ich — ja — ja, aber es ist so — du bist schuld —!“

Ganz erschrocken nahm Dierk seine Hand von ihrer Schulter, aber sie griff mit beiden Händen zu und hielt sie fest. „Warum hast du mich nicht genommen, damals — dann wär ich wohl gut geblieben, trotzdem, ja! Warum mußte das gerade so ein Schuft tun?“

„Ich — ich dich nehmen?“ stotterte Dierk verlegen.

Sie nickte. „Ich hab dir doch genug gezeigt, daß ich dich mochte —, aber du — du warst zu dumm, und ich, das Tanzen — ich wollte, wollte —, ich hatte so eine Lust in mir, zu leben.“

Dierk schüttelte den Kopf und fand sich nicht zurecht — das war ja der größte Schmerz seiner Jugend

gewesen, daß dies Mädchen ihn betrog, und jetzt sollte er sie betrogen haben?

Sie krampfte ihre feinen Finger um seine Hand. „Dich hab ich doch lieb gehabt — aber nachher — ach, das war ja immer was anderes."

„Wie lange bist du schon in Hamburg," fragte Fied.

„Ich weiß nicht, schon lange, ich bin ihm gleich nachgereist — dem ersten."

Da schwiegen sie wieder. Dierk suchte in Gedanken ihr Gesicht von früher; lieblich und frisch war sie gewesen. Jetzt hatten die Tränen ihre geschminkten Backen verwaschen und die roten Lippen entfärbt, man sah die scharfen Linien um Mund und Nase, und dennoch war sie immer noch hübsch.

„Hanna — du mußt hier heraus," sagte er trübe.

Sie schwieg. Da sagte Fied: „Du hättest doch was anfangen können, irgendeine Arbeit."

Sie hob die Hand und strich das lockige Haar zurück. Dann setzte sie sich aufrecht hin: „Ich hätte — vielleicht — ich weiß nicht. Aber jetzt — ach erzählt doch von früher, von daheim, von der Weidenstraße. Weißt du noch, Fied, wie du einen Laden hattest, und wir kauften das Zeug für unsere Puppen bei dir?"

Fied nickte nur, aber sie hielt nicht auf mit Fragen und Erinnerungen, holte die gemeinsame Jugendzeit herauf, sprang von einem Erlebnis zum andern und erzählte und fragte so lustig, als wären sie alle noch harmlose Kinder.

Und allmählich riß sie die beiden andern mit. Sie schenkte ihnen von dem schweren Rotwein ein, sie stießen zusammen an und lachten wie gute alte Freunde, die sich nach langer Trennung endlich wiedergefunden hatten.

Und doch wußten sie alle drei, daß sie sich selbst betrogen mit diesem Lachen.

Es wurde später, und Fied sah nach der Uhr. Hanna fühlte, daß die beiden bald gehen würden. Eine heiße Angst kam in ihre Augen, und je stiller Dierk und Fied wurden, desto lustiger und lebhafter schien sie selbst zu werden.

Plötzlich sagte Dierk ernst: „Es hat gar keinen Zweck, Hanna, daß wir noch lachen — sag uns jetzt, wie wir dir helfen können."

Sie wehrte ab: „Morgen, Dierk, morgen — heute denk nicht daran. Trink lieber!" Und sie wollte wieder einschenken.

Aber Dierk schob sein Glas beiseite.

„Morgen fährt unser Schiff, dann sind wir nicht mehr hier!"

„Du willst fort?" Sie sprang auf, schlang beide Arme um seinen Hals und schluchzte: „Du darfst mich nicht verlassen, Dierk, du darfst nicht! O dies Leben — ich will heraus — ich ertrags nicht mehr — Dierk — hilf mir doch!"

Dierk war ratlos. Er konnte sie gar nicht wieder beruhigen und wußte nicht, was er tun sollte. Hilfesuchend sah er Fied an, der zuckte die Schultern, zog seine Börse und meinte: „Wenn du vielleicht

etwas brauchst?" Aber sie fuhr ihn an: „Geld — alles wollt ihr mit Geld abmachen — das hab ich selbst. Dich will ich, dich!" Und sie klammerte sich an Dierk und weinte.

Dierk hielt sie ganz still in seinen Armen und ließ sie ausweinen. „Hanna — arme, kleine Hanna, komm' jetzt," sagte er endlich.

Da ließ sie sich ruhig von ihnen nach Haus bringen. Sie hing sich auf der Straße in Dierks Arm und sagte nichts mehr. Aber als Fied einmal ein paar Schritte zurückblieb, bog sie sich nahe an Dierks Ohr und flüsterte leidenschaftlich: „Versprich mir, daß du mir helfen willst — Dierk, du darfst nicht fort — morgen, komme morgen, versprich mir das, willst du?"

Er sah ihr angstvolles Gesicht, da faßte ihn ein wilder Schmerz — was war aus dem lustigen Lockenkopf geworden — „du mußt mir helfen, Dierk, du mußt!" Er nickte schwer mit dem Kopf.

„Morgen kommst du also —," sagte sie selig und streichelte seine Hand.

Als er nachher mit Fied allein zurückging, meinte der: „Ich bin froh, daß wir Hamburg bald hinter uns haben. Morgen abend um diese Zeit sind wir schon in See." Dierk war zu müde und abgespannt, ihm jetzt zu widersprechen, aber er wußte, daß er Hanna nicht verlassen würde. Ein dumpfer Druck lag auf seinem Herzen. Fied freute sich auf seine Geschäfte drüben, da fragte Dierk: „Sag mal, hast du jemals Heimweh gehabt?"

„Heimweh?“ lachte Fied, „ja, wenn ich so ein paar Wochen still sitzen muß, wie jetzt eben, dann hab ich Heimweh nach meinem Geschäft.“

Da empfand Dierk, daß sie grundverschiedene Wesen waren, denn er selbst hatte sein ganzes Leben lang Heimweh gehabt —.

Am anderen Morgen hatte Fied anscheinend das ganze Erlebnis vergessen. Sie sollten noch vor Mittag abfahren, jetzt nutzte er die letzte Stunde noch zu einem Geschäftsbrief aus.

Dierk trat in Hut und Mantel vor ihn. „Hast du Reisefieber,“ lachte Fied, „wir haben noch über eine Stunde Zeit.“ Aber er verstummte, als er Dierks ernstes Gesicht sah.

„Fied“ — sagte Dierk und sah den Freund traurig an — „was soll mit Hanna werden?“

„Hanna? — was aus ihr werden soll —? Mensch — was geht uns das heute noch an?“

„Ich kann so nicht weg,“ sagte Dierk.

„Du hast wohl noch einen Jammer von gestern, setz dich her und trink eine Tasse Kaffee.“

„Fied, lache nicht darüber, ich hätte drüben keine ruhige Stunde mehr.“

Da sprang Fied auf: „Ich weiß nicht, was du hast; was willst du denn eigentlich?“

„Wir müssen Hanna mitnehmen!“

„Mitnehmen? Bist du — ?“ Fied pflanzte sich vor ihm auf — er war klein und mußte zu ihm hochsehen — „Erstens haben wir keinen Fahrschein — und dann — selbst wenn wir den noch bekämen —

haſt du eine Ahnung von drüben? Soll ſie da noch tiefer — ganz tief ſinken?“

„Wir könnten ſie ja vielleicht irgendwo unterbringen, oder bei uns behalten.“

Da drehte Fied ſich um: „Du biſt verrückt!“

„Fied,“ ſagte Dierk — „verſtehſt du das nicht — ich kann ſo nicht weg — ich habs ihr doch verſprochen —“

„Was haſt du ihr verſprochen?“

„Daß ich ihr helfen will.“

Fied war wütend und antwortete nicht mehr. Dierk ſtand unſchlüſſig. Er fühlte ſich ſchuldig, und das Verſprechen, das er Hanna gegeben hatte, drückte ihn, aber — konnte er das brechen?

„Fied,“ ſagte er — „könnten wir nicht einen andern Dampfer nehmen — einige Tage warten?“

Fied antwortete ihm gar nicht. Dierk wußte ja ſelbſt, daß es nicht ging, daß ihr Gepäck ſchon vorauf war, ihre Plätze belegt waren — und dennoch — er richtete ſich hoch auf: „Fied, dann — ich muß zu Hanna!“

Fied ſchwieg noch immer, da warf Dierk trotzig den Kopf in den Nacken und ging aus der Tür.

Mit der Straßenbahn fuhr er nach Hannas Wohnung. Er konnte nicht mehr klar denken, er hatte nur das eine, mächtige Gefühl, du mußt ihr helfen — alles andere ſchob er gewaltſam zurück.

Die Tür oben war verſchloſſen. Er trommelte ſo lange dagegen, bis endlich eine alte Frau erſchien und vorſichtig öffnete. „Das Fräulein iſt nicht da.“

Er schob sie beiseite und trat ein.

„Ich muß das Fräulein sofort sprechen, sagen Sie ihr, wer hier ist.“ Und er nannte der Alten seinen Namen. Die führte ihn mürrisch in ein Zimmer und verschwand wieder.

Dierk ging auf und ab und wartete. Aber er hatte keine Ruhe, die Minuten dehnten sich unerträglich, und er glaubte bald, schon eine Ewigkeit hier zu sein. Einige Male war es ihm, als hörte er Hannas Stimme, da hielt ers im Zimmer nicht mehr aus und lief auf den Flur. Die Alte trat ihm entgegen. „Ich muß sie sprechen, sofort — wo ist sie?“ herrschte er sie an.

Die Alte sah ihn feindselig an und sagte höhnisch: „Vor heut' Nachmittag nicht, sagt das Fräulein.“

Da stieg eine grenzenlose Wut in ihm auf, er schlug blindlings mit der Faust gegen eine Tür und schrie: „Hanna! Hanna!“

Die Tür flog auf, Hanna stand auf der Schwelle, er war froh, daß er sie sah und faßte rasch ihre Hand: „Hanna — willst du mit — nach Amerika?“ Sie sah ihn ganz verdutzt an. „Schnell!“ drängte er, „willst du mit?“

„Du bist verrückt!“ sagte sie zornig und riß ihre Hand los. „Geh doch jetzt.“

Er starrte sie an: „Hanna — du wolltest doch — Hilfe haben —“

„Du bist ein Narr!“ sagte sie — „komm heut Nachmittag wieder.“ Damit schlug sie die Tür vor ihm zu.

Einen Augenblick stand er und starrte die Tür an, dann lachte er gellend auf und stieg langsam die Treppe hinab.

Vorm Haus blieb er stehen und besann sich. Das Bild dieses Mädchens, jede Pflicht gegen sie, mit einem Ruck schüttelte er alles von sich ab. Jäh durchschoß ihn ein heißer Schreck — was hatte er jetzt aufs Spiel gesetzt? Er griff nach der Uhr. Da hörte er Fieds Stimme: „Dacht' ichs doch, daß du hier wärst — jetzt aber schnell." Dann wurde er von Fied in einen Kraftwagen gezogen. Hier fand er auch seinen Handkoffer und ein paar kleine Sachen, die er noch liegen gelassen hatte. Das Auto raste durch die Straßen, er sah Fieds ruhiges Gesicht, Gottlob, es war also noch nicht zu spät. Aufatmend lehnte er sich zurück.

„Junge," sagte Fied, „daß du noch im Ernst weglaufen würdest — das ahnte ich nicht. Ich hab wie auf Nadeln gestanden zu warten."

Dierk sah ihn an, als wenn er aus einem Traum erwacht wäre — „Es war eine Dummheit, Fied, aber dies Gefühl, daß ich ihr helfen müßte —"

„Gefühl — Gefühl!" fuhr Fied dazwischen. „Gefühl kenne ich nicht! Verstand gebraucht man. Und wenn du überhaupt irgend etwas erreichen willst drüben, dann tu mir den einzigen Gefallen und laß dein sogenanntes Gefühl zu Hause. Sonst hats gar keinen Zweck, rüber zu schwimmen. Ich denke doch, wir wollen arbeiten, nicht wahr?"

Da setzte Dierk sich gerade hin und sah den alten

Freund fest an. „Es war das letzte Mal," sagte er, „du wirst schon zufrieden sein."

Der Wagen hielt vorm Bahnhof. Sie sprangen heraus und schritten in die eiserne Halle. Zischend rollte ihr Zug heran. Da spannte Dierk im Gehen jäh die Muskeln der Arme — ein Kraftschauer durchrieselte ihn. Weg jetzt mit allem, was seine Bahn noch hindern konnte; entschlossen und mit ehernem Willen aufs Ziel. Ein Berg von Schwierigkeiten türmte sich noch davor auf.

Sein Weg hieß Arbeit, Arbeit!

Nordwärts donnerte der Zug über die Schienen, wo in offener See der Dampfer wartete; hart und eisern klapperten die Räder den Takt.

Hart und eisern hämmerte das Schicksal Dierk Folkers' allzu weiches Herz.

Arme deutsche Heide, wie bist du trostlos öde und dürftig.

Die Sonne, die eben mitleidig lächelnd beim Scheiden noch einen letzten Glanz um deine dürren Kiefern malte, spielt heiter fort über die graugrünen Fluten des Weltmeers, läßt ihre Strahlen hintanzen über die schäumenden Wogen, und wenn sie endlich, müde des unruhigen Spiels, im Westen das neue Land auftauchen sieht, nimmt sie all ihre Wärme und Innigkeit zusammen zum seligsten Kuß.

Was für ein wunderbares Land ist das, in dem Dierk Folkers nun schon zwei Jahre lebt.

In breiten, geraden Wellen schimmert der schwere Weizen, den der Boden hier, fast ohne Arbeit, willig reifen läßt. Unendlich weit dehnen sich segenschwere Äcker inmitten der fruchtbaren, viehreichen Steppe, daß Menschenkräfte nicht ausreichen, all die Ernte zu bergen. Argentinien ist das Land der Maschinen.

Dierk hatte ein tüchtiges Stück Arbeit hinter sich. Auf sechs großen Estancias hatte er seine Anlagen gebaut, und wenn er wollte, hatte er hier noch für manches Jahr Arbeit und Verdienst. Freilich, leicht war es ihm nicht geworden. Mit eisernem Fleiß hatte er die Landessprache erlernen müssen, wobei ihm Fied schon auf der Überfahrt ein ungeduldiger Lehrer gewesen war. Und ehe er den ersten Auftrag in der Tasche hatte, war er manchmal am Verzwei-

feln gewesen, denn so willig auch die großen Landbesitzer ihre kommende Ernte für guten Preis an den deutschen Kaufmann losschlugen, so mißtrauisch und vorsichtig waren sie doch, wenn sie selber kaufen sollten. Bis Fied dem bedrängten Freunde beisprang und nach ein paar Flaschen schweren Rotweins dem größten Besitzer in unermüdlicher Rede bewies, wie mangelhaft seine Einrichtungen eigentlich wären, und daß er sich selbst den größten Schaden zufügte, wenn er sich nicht die allerneuesten deutschen Maschinen anschaffte. Da hatte Dierk endlich mit heißem Kopf seinen ersten Auftrag verbuchen können.

Nach ein paar Monaten hatte er dann die schweren Kisten am La Plata aus dem Schiff winden sehen und sie endlich nach langer, beschwerlicher Fahrt an Ort und Stelle gehabt. Der Pflanzer hatte oft die Augen vergnüglich zusammengekniffen, wenn er mit Dierk sprach. Er traute der Sache nicht ganz, hatte auch keine Anzahlung geben wollen, und nur nach Fieds Bürgschaft hatte die deutsche Firma die Anlage abgesandt.

Aber als nun aus den unförmlichen Kisten in sorgfältiger Verpackung ein Stück nach dem andern auftauchte, als Dierk die Teile geordnet hatte und alles, alles bis auf die allerkleinste Schraube hinab zum Zusammensetzen fertig vorfand, da war der Mann zum fröhlichen Kind geworden und konnte sich gar nicht satt sehen an all den blanken Maschinenteilen. Sein größter Stolz war die große polierte

Marmortafel mit den Schaltknöpfen, und Dierk hatte genug zu tun, ihn vom ewigen Ein- und Ausschalten abzuhalten, um seine Anlage wenigstens unbeschädigt aufbauen zu können.

Die großen Dynamos sollten in einem einfachen Schuppen untergebracht werden, aber in seiner kindlichen Freude über die blanken Sachen konnte sich jetzt der Pflanzer nicht genug tun und ließ den ganzen Raum mit saubersten Fliesen und Wandkacheln auskleiden, so daß eine wirkliche Musteranlage entstand. Und als dann endlich eines Abends alle Dynamos surrten und Dierk vorsichtig den Strom einschaltete, als nun mit einem Schlage alle Lichter aufflammten in dem breitangelegten Herrschaftshaus, wie in allen Ställen und Schuppen, da schlug der Besitzer ihm die Hand auf die Schulter und schrie in ausgelassener Freude: „Es geht — es geht — Teufel — es geht wirklich!“

Er war ein vornehmer Criollo aus den alteingesessenen Familien des Landes, ein Abkömmling der ersten Spanier mit einem Schuß indianischen Blutes. Jetzt schämte er sich seines bisherigen Mißtrauens, betrachtete den deutschen Ingenieur als lieben Gast und zog ihn ganz in seine Familie. Vor allem aber blies er sein Lob den anderen Besitzern gegenüber und zeigte jedem Fremden mit Vorliebe seine prachtvolle Anlage.

So kam Dierk ins Geschäft, verdiente ein gutes Stück Geld und war in den Pausen, die ihm seine Arbeit ließ, der freudig aufgenommene Gast des alten Criollo.

Ein anderer hätte leicht das doppelte verdient, hätte jetzt, mit diesen Empfehlungen, vor allem die englische Einfuhr völlig aus dem Felde geschlagen und ein Netz von Vertretungen über das ganze Riesenreich ausbauen können. Aber Dierk war kein Kaufmann. Er war zufrieden mit dem, was ihm von selbst zuströmte und benutzte die monatelangen Pausen auf der Besitzung zu fleißiger Arbeit.

Dies Land mit all seinem goldenen Segen vermochte ihn nicht zu fesseln. Seine Gedanken und seine Liebe fuhren übers Meer nach seinem Jugendland, nach der weiten Öde der Heide und dem wilden Moor, das er aus seinem Zauberschlaf erlösen wollte durch sein Werk.

Pläne, Berechnungen und Zeichnungen entstanden und schritten rüstig fort, und die regelmäßigen Briefe, die er mit Sommer wechselte, ließen ihn oft heimlich aufjubeln, denn auch der arbeitete mit Lust und Freude. Die Vorarbeiten waren fast fertig — dann hieß es mit Macht ans Werk gehen und zupacken! Darauf freute er sich, obwohl er wußte, daß dann eigentlich erst der Kampf begann. Geld — Geld — woher wollte er das nehmen? Was halfen da die paar tausend Mark, die er hier inzwischen verdient und seiner Mutter geschickt hatte? Sie sollte sich ihre Möbel wiederkaufen, hatte er verlangt. Ob sie das getan hatte? Darauf hatte sie nie geantwortet, aber er wußte auch so, daß sie es nicht tun würde. Sie ging jetzt völlig auf in seinem Plan und oft wunderte er sich über ihre sachkundigen

Fragen. Ach — er wußte nicht, wie zähe sie sich in einsamen Nächten hineinquälte in die paar Lehrbücher, die er zu Haus hatte stehen lassen, wie ihr Geist, der unermüdlich schaffende, an seinem Werk mitarbeitete, und wie ihr Auge, wenn es müde werden wollte, sich noch ein Luftschloß formte über Wäschedampf und Bügeleisendunst. Wie hätte sie nur einen Pfennig anrühren können von ihres Sohnes heiligem Schatz?

Fied Kassens Mutter freilich, die zeigte mit ehrlichem Stolz, daß ihr Sohn es zu etwas gebracht hatte draußen in der weiten Welt, nahm ohne Bedenken die Zinsen ihrer guten Erziehung in Empfang und freute sich vielleicht ein klein wenig des Neides der guten Nachbarn.

Dierks Mutter aber war aus anderem Holz geschnitzt, sie mußte mitkämpfen und mithoffen — was war ihr sonst das Leben?

Von der breiten Vorhalle der Estancia sah man weit über die wogende Flut der Ähren. Schon lag ein gelber Schimmer über dem grünen Meer, in wenigen Wochen würde die Ernte beginnen können. Nun, die neuesten deutschen Maschinen standen bereit, und die großen Dreschsätze, die Dierk dem Criollo geliefert hatte, warteten breit und wuchtig in den offenen Schuppen auf ihre Arbeit. Monatelang, ununterbrochen Tag für Tag, würden ihre schüttelnden Mäuler die Halme fressen, den schweren Strom der Körner in die Säcke fließen lassen —

prall und gewichtig — o wie arm war dagegen seine Heimat. Jäh krampfte sich ihm das Herz zusammen, er sah die eigenen sandigen Äcker, die mit so viel bitterem Schweiß getränkt waren — wie armselig und erbärmlich waren sie gewesen gegen dies reiche Land. Und doch — und doch! Nur da war sein Leben, seine Aufgabe — seine Heimat! „O du arme, liebe, öde Heimat, selige Heimat — ich komme, ich komme!“ schrie sein Herz. Seine Finger krallten sich um die hölzerne Einfassung.

Da legte sich eine weiche Hand auf seinen Arm: „O, Señor Folkers — was für böse Augen sind das. Reiten Sie mit nach dem Dorfe hinüber? Ich wollte Vater abholen!“

Ungeschickt trat er einen Schritt von der Tochter seines Gastgebers zurück. „Verzeihen Sie, Señorita Luzie, ich habe noch zu arbeiten!“

Sie sah ihn an und senkte leicht errötend den Kopf. Da empfand er, wie wenig ritterlich er war, noch dazu in einem Lande, in dem die ruppigsten Gesellen jeder Frau mit großartiger Liebenswürdigkeit huldigen. Er wollte sich entschuldigen, aber sie unterbrach ihn lächelnd, schwang sich leicht aufs Pferd, das ein Diener an den Vorbau führte und ritt davon.

Er sah ihr mit einem wunderlichen Gefühl nach, wie sie leicht und sicher im Sattel saß — nie hatte er ein schöneres Mädchen gesehen. Ihr Gesicht war weich und kindlich, ihre dunkeln Augen hatten einen schwermütigen Glanz, sie war wie eine Königin

und dabei doch zutraulich und bescheiden. Der alte Criollo hütete sie wie seinen Augapfel vor den Männern des Landes; nur ihm selbst schenkte er anscheinend ein grenzenloses Vertrauen und hatte nie etwas dagegen gehabt, daß sie oft allein miteinander weite Ritte unternahmen in die Pampas hinein, wo die großen Viehherden liefen. Auf einem solchen Ritt hatte er ihr einmal von seiner Kindheit erzählt und von seiner Mutter, und hatte, ganz in sich selbst verloren, immer weiter gesprochen, bis ihr Schweigen ihm auffiel. Als er aufsah, standen ihre Augen voll Tränen, und als er bestürzt die Pferde anhielt, drückte sie ihm nur stumm die Hand. Das hatte ihm unendlich wohl getan, und doch, bei nächster Gelegenheit war er wieder hölzern und ungeschickt geworden, wie heute.

Er ärgerte sich und ging in sein Zimmer. Aber arbeiten konnte er nicht. Da sah er seine fertigen Zeichnungen an und ordnete sie. Was wollte er jetzt eigentlich noch hier? Eine mächtige Sehnsucht packte ihn plötzlich — er mußte heim! Alle Vorarbeiten waren fertig, das Werk konnte beginnen, — heim! Er setzte sich ans Fenster und schrieb an Sommer, versiegelte sorgfältig den Brief und das Päckchen mit den Plänen und rief den Pferdejungen; er wollte beides noch heute zur nächsten Poststelle bringen. Jeder Tag, den er hier verbrachte, dünkte ihm jetzt verloren.

Als er sich gerade in den Sattel schwingen wollte, ritt ein Reiter in scharfem Trab den Sandweg her-

auf. Er stutzte, das mußte ein Europäer sein; denn alles, was zur Farm gehörte, ritt Galopp, ob man es nun eilig hatte oder nicht.

Er wartete und ließ den Reiter herankommen. Es war in der Tat ein Europäer, wie er am Sattel und an der Kleidung des Fremden erkannte. Aber wer verirrte sich in diese weltferne Gegend? Da riß der Reiter den mächtigen Panama vom Kopf und schwenkte ihn grüßend in der Luft.

„Fied!“ schrie Dierk und rannte dem Freunde entgegen, der lachend auf den Hof sprengte.

Fied reichte ihm vom Pferd herab die Hand. „Hast du Zeit?“ fragte er nach der ersten Begrüßung. „Natürlich,“ rief Dierk, „so viel du nur willst, steig ab!“

Aber Fied schüttelte den Kopf. „Ich muß sofort zurück, daß ich das Dampfboot noch erwische, aber wenn du kannst, steig auf und begleite mich, ich habe allerlei Wichtiges mit dir zu besprechen.“

„Fied, einen einzigen Tag wirst du für mich über haben!“

„Ich habe Geschäfte, Junge —“

„Wann hättest du die nicht? Fied, einen einzigen Abend nur!“

Aber Fied wandte schon ungeduldig sein Pferd: „Du wirst in deinem Leben kein vernünftiger Kaufmann. Ich habe Geschäfte, sag ich dir. Und daß sie wichtig sind, siehst du daraus, daß ich drei Tage unterwegs bin, um sie mit dir zu besprechen. Also komm!“

Dierk sah ihm einen Augenblick ins Gesicht, das lachte zwar, trug aber einen so bestimmten und selbstsicheren Ausdruck, daß er kurz entschlossen seinen Fuß in den schweren Steigbügel seines eigenen Pferdes setzte und rasch aufsaß.

Dann sprengten sie nebeneinander den Weg nach der Hauptstraße dahin, dem Flusse zu, der etwa dreißig Kilometer entfernt seine mächtigen Wasser wälzte.

Solange sie noch die Besitzung in der Nähe hatten, jagte Fied scharf voraus, als sie aber allein zwischen den Weizenfeldern waren und weit und breit kein Lauscher zu fürchten war, ließ er sein Pferd endlich in Schritt fallen und sah sich um.

„Der Weizen steht hier gut, Junge, nicht wahr?“ sagte er.

„Bist du nur deshalb gekommen, um das festzustellen?“ fragte Dierk, der ungeduldig auf Fieds Erzählung wartete.

„Allerdings,“ sagte Fied trocken. „Und denkst du, daß die Ernte hier gut hereinkommt, ich meine, daß nicht irgendwelche Zwischenfälle zu befürchten sind?“

„Ich glaube nicht,“ sagte Dierk, „aber was hat das alles mit deinem Besuch zu tun?“

„Mehr als du denkst, Junge.“ Er wandte sich im Sattel voll dem Freunde zu und lachte übermütig: „Die alte Weidenstraße, die wird Augen machen, was?“

„Willst du mir nun endlich sagen, um was es sich handelt?“ fragte Dierk unwillig.

„Um unser Glück!“ Er hatte sein Pferd dicht an Dierks gedrängt und schlug dem Freunde kräftig auf die Schenkel. „Aber jetzt hör zu. Ich habe so verschiedene Beziehungen zu allen Weltteilen angeknüpft — ein guter Kaufmann muß seine Augen eben rund um den ganzen Erdball werfen. So ein Netz von Fäden über die ganze Welt — da sitzt man mitten drin wie die Spinne und lauert auf den fetten Bissen. Und jetzt — ich denke, jetzt kommt er angeflogen, und es ist an uns, ihn zu fangen.

„Ich verstehe dich nicht, willst du nicht etwas deutlicher werden?“

„Gleich. Vorgestern erhielt ich eine Depesche aus Australien, in Geheimschrift, weißt du, die mir meldet, daß die Weizenernte drüben so ziemlich von der Dürre vernichtet wird.“

„Und was soll das?“

„Hör erst mal weiter. In Kanada sind sehr trübe Ernteaussichten. Ich weiß nicht, ob du von dem Unwetter gelesen hast? Nein? Nun, ich habe desto besser aufgepaßt. Und in Rußland — nun, ich hab auch aus Rußland Nachrichten — also kurz und gut, es wird wenig Weizen geben im nächsten Jahr.“

„Und was hat das alles mit mir zu tun?“

„Ja, wenn du noch nichts merkst! Dann will ich dirs rund heraus sagen: Wir beide wollen ein Geschäft in Weizen machen. Ich besorge dir den Kredit und du kaufst, kaufst, kaufst, was du nur kriegen kannst!“ Verstehst du jetzt?“

„Ja — aber“

„Kein aber. Das sind Tipps, lieber Junge, die einem nur ein einziges Mal im Leben begegnen und wenn man die versäumt, bleibt man ewig ein armer Schlucker. Jetzt oder nie!“

„Und da soll ich — ?“

„Ja, du. Ich muß für mein Haus nach Mexiko hinauf, leider. Das wird ein paar Wochen oder auch Monate dauern und dann ists zu spät. Und außerdem — ich bin als Kaufmann bekannt, und wenn meine Herren Gegner nur den leisesten Wind bekommen, daß ich jetzt schon anfange zu kaufen, riechen sie sofort den Braten und verderben mir das Geschäft. Wir müssen eben allen zuvorkommen, so heimlich wie möglich. Jetzt aber muß gekauft werden, gerade jetzt.“

Dierk sah eine Zeitlang vor sich nieder. Dann sagte er ernst: „Ich denke, daß deine Firma dich bezahlt, um solche Geschäfte für sie und nicht für dich zu machen.“

Sorglos lachte Fied auf: „Für meine Firma mache ich ein ähnliches Geschäft in Mais — sie kommt nicht zu kurz. Aber dies Geschäft —“ er sah Dierk fest ins Gesicht — „dies Geschäft mach' ich für mich, mit meinem eigenen Geld. Allein kann ichs nicht, ich muß einen ehrlichen Genossen haben — einen ehrlichen, verstehst du wohl! Und wenn du der sein willst —“ Er hielt ihm die Hand hinüber: „Kurz und gut — willst du?“

Dierk hob den Kopf. „Sag mal, ist das nicht

Wucher, den armen Leuten auf diese Weise das Brot teuer zu machen?"

Da lachte Fied hell auf.

„Du, das ist ein ganz ehrlicher Kaufmannskniff. Es handelt sich sogar darum, diesen Weizen dem großen englisch-amerikanischen Verband abzujagen, der totsicher in ganz kurzer Zeit seine Finger ausstrecken wird, wenn er nicht jetzt schon an der Arbeit ist. Und dann, dann würde er erst teuer. Also ein gutes Werk noch dazu."

„Und was," fragte Dierk — „was wäre daran zu verdienen?"

„Für jeden von uns ein paar Hunderttausend."

Da schoß Dierk eine heiße Welle zum Herzen. Dann konnte er sein Werk bauen, konnte wenigstens das Moor kaufen — ein Taumel faßte ihn, daß er nicht sprechen konnte.

Fied deutete sein Schweigen anders.

Mit einem Ruck hielt er sein Pferd an und schrie wütend: „Und da besinnst du dich noch? Du bist doch wirklich — verrückt bist du, hörst du?" Er gab zornig seinem Gaul die Sporen und ritt los. Aber Dierk raffte sich auf und ritt ihm nach, fiel ihm in die Zügel und hielt die Pferde an.

„Ich kann solche Geschäfte nicht im Sattel abmachen, steig ab."

Fied sah nach der Uhr: „Eine halbe Stunde, gut, aber nachher heißts dann Galopp reiten."

Sie sprangen ab, koppelten rasch die Pferde zusammen und Dierk setzte sich auf eine Bodenwelle,

mit dem Rücken gegen einen mächtigen Baum gelehnt. „Jetzt sag mir, was ich tun soll."

Fied blieb vor ihm stehen und zog seine Geldtasche heraus: „Zunächst: wieviel Geld hast du zur Verfügung?

„Fünftausend."

„Das ist wenig. Aber immerhin —. Ich hab hier allerlei Sicherheiten, damit gehst du sofort nach Buenos Aires und hinterlegst alles auf der Nationalbank. Hast du einen guten Freund hier, ich meine einen eingesessenen reichen Farmer vielleicht?"

„Nur den Criollo von dieser Estancia."

„Herrlich — der kann also Auskunft über dich geben. Es kommt alles darauf an, daß die Leute Vertrauen zu uns haben. Dieser Punkt wäre also erledigt. Nun weiter: hier hast du ein Verzeichnis der großen Weizenbauer. Einige wirst du ja persönlich kennen, nicht wahr?"

Dierk kannte sogar mehrere, die gelegentlich bei dem alten Criollo zu Gast gewesen waren.

„Um so besser," sagte Fied. „Suche sie auf, so rasch wie irgend möglich, und kaufe ihnen die ganze Weizenernte ab. Nur die Leute nicht stutzig machen, du mußt immer reden, als wenn du ihnen noch einen Gefallen damit tätest. Aber kaufe um Gotteswillen alles, was du kriegen kannst."

„Und wenn das Geld alle ist?"

Da lachte Fied: „Mensch — du wirst in deinem Leben kein Kaufmann. Lies einmal diesen Kaufvertrag. Wir kaufen gegen Barzahlung bei der

Lieferung, aber jetzt paß auf, die Lieferung hat sofort bei Abruf zu erfolgen. Merkst dus jetzt?"

„Nein," sagte Dierk ehrlich.

„Dann hör weiter zu. Wir bezahlen den Weizen, wenn wir ihn abrufen, nicht wahr. Aber wir rufen ihn erst ab, wenn wir ihn selbst schon wieder weiterverkauft und bezahlt erhalten haben. Jetzt verstehst du mich hoffentlich."

„Ja, aber — ist das nicht leichtsinnig? Wenn wir ihn nun nicht zur rechten Zeit weiterverkaufen?"

„Dann rufen wir ihn eben noch nicht ab. Darüber aber mach dir keine Sorge, die großen Mühlen brauchen den Weizen und werden sich bald genug darum reißen. Das alles kannst du ruhig deinem Freunde Fied Kassen überlassen."

„Ist das nicht so etwas, was man sonst eine Schiebung nennt?"

„Na, jetzt hör aber auf. Das ist ein durchaus ehrliches Handelsgeschäft. Wir setzen beide unser Geld und unsern guten Namen ein — und unsern kaufmännischen Wagemut. Wenn wir diesmal besser vorausahen und klüger sind als die anderen, so haben wir uns den Gewinn ehrlich genug verdient. Und jetzt sei kein Miesepeter und gieb dem Glück keinen Fußtritt, wenn es dir einmal zu nahe kommt."

Da sprang Dierk auf: „Gut, ich wills machen, Fied — aber, ich hab eine Bedingung."

„Und die wäre?"

„Jetzt helfe ich dir bei deinem Geschäft. Aber

dann — dann hab ich selbst ein Geschäft, und dabei mußt du mir helfen, als Kaufmann."

„Willst du hier eine Fabrik einrichten —? Alle Achtung vor dir, Junge."

Aber Dierk wehrte ab: „Das ist es nicht, nein, aber —" er hielt unschlüssig inne. Er scheute sich, seinen großen Plan, sein heiliges Werk, zu offenbaren, doch wie ein Blitz hatte es ihn durchschossen: Fied wäre der rechte Mann dafür, die Gelder zu beschaffen, die ganzen Verhandlungen zu führen, überhaupt als Kaufmann die Sache zu leiten. Was verstanden er und Sommer von all diesen Dingen?

Da gab er sich einen Ruck und erzählte Fied sein Vorhaben, das große Moor in seiner Heimat auszuschöpfen und ein Riesenwerk zu schaffen, das Licht und Segen bringen sollte bis in die dunkelsten Hütten hinein.

Fied hörte ihm schweigend zu, aber je weiter Dierk sprach, desto gespannter lauschte er.

Endlich schrie er auf: „Mensch, Junge, du bist ja ein Teufelskerl. Aber hast du auch eine Ahnung, wieviele Hunderttausend dazu nötig sind?"

„Ich weiß, es wird vielleicht in die Millionen gehen, aber —" er biß hart die Zähne zusammen: „ich will es."

Da legte ihm Fied die Hand auf die Schulter: „Du, ich hab dir allerhand abzubitten. Junge, Junge —"

So viel ehrliche Bewunderung lag in seinem Ton, daß Dierk ergriffen seines Freundes Hände faßte.

Aber Fied schüttelte solche Gefühle rasch ab, plötzlich lachte er hell auf und schrie: „Mensch, die ganze Weidenstraße soll Kopf stehen vor Verwunderung, was wir beide noch machen."

„Du willst mir also helfen?" fragte Dierk.

„Natürlich will ich — aber — ob ich mein eigenes Geld da mit hineinstecke, das kann ich noch nicht sagen."

„Dein Geld verlang ich ja auch nicht," sagte Dierk, aber Fied meinte: „wer weiß, in ein paar Monaten wirst du anders reden. Aber jetzt heißts Galopp," unterbrach er sich, „sonst fährt mir das Boot vor der Nase weg. Also auf!"

In gestrecktem Galopp ritten sie weiter, nur wenn die Pferde einmal verschnaufen mußten und in Schritt fielen, konnten sie miteinander reden. Fied gab Dierk Anweisungen bis ins kleinste, wie teuer er kaufen durfte, und wie er sich in allen Fällen zu verhalten hatte, bis er selbst die Sache weiterführen konnte.

Zur rechten Zeit erreichten sie das Dampfboot, und als sie sich zum Abschied die Hände drückten, sagte Fied bedeutsam: „So, Junge, jetzt zeige, daß du ein ganzer Kerl bist. Es geht um unser beider Glück."

„Was Glück," gab Dierk zur Antwort und drückte hart seines Freundes Hand: „Es geht um mehr als Glück — um meine Arbeit geht es!"

Die gelben Wasser schäumten auf, Dierk stand auf der Brücke und winkte dem Jugendfreunde lange nach.

Dann bahnte er sich mit kräftigen Stößen einen Weg durch das bunte Gewimmel am Hafen, schwang sich mit einem Ruck in den Sattel und jagte davon.

Und als er so, mit leuchtenden Augen, über die freie Ebene stürmte, mußte er plötzlich den Hut vom Kopf reißen und einen gellenden Jubelschrei ausstoßen.

Der alte Criollo genoß die kühlen Abendstunden auf dem offenen Vorbau seines Hauses. Behaglich träumte er dem blauen Rauch seiner Cigarillo nach, der in leichten Ringen um die rotleuchtende Ampel zog. Auch diese hatte sein Gast ihm angelegt —. Er war in der Tat ein Esel gewesen, daß er nicht schon viel früher all diese Sachen angeschafft hatte, sowohl die Maschinen, die ihm die Arbeit erleichterten, als auch all diese kleinen häuslichen Einrichtungen, die das Leben behaglich machten.

Er sah nach seiner Tochter hinüber, die mit hochgezogenem Knie im Schaukelstuhl saß, eine Laute müßig in der Hand hielt und ihre großen Kinderaugen regungslos in den dunkeln Abend gerichtet hatte.

Wie liebte er dies sein einziges Kind, das eine seltsame Mischung von Heißblütigkeit und Schwermut im Herzen trug. Besorgt über den fremden Ausdruck ihrer Augen sah er sie an.

„Luzie, mein Täubchen, warum spielst du nicht?“ fragte er endlich.

Sie schrak leicht zusammen.

„Ich glaube, ich höre einen Reiter kommen," sagte sie und stellte die Laute weg.

Er horchte lange und vernahm endlich in der Tat fernen Hufschlag.

„Hast recht," meinte er, „aber wer kommt denn jetzt noch — ?"

„Señor Folkers," sagte sie aufatmend und trat an die Brüstung, um dem Vater ihr Gesicht zu verbergen.

Er betrachtete ihre leichte Gestalt und lächelte zufrieden. Nicht ganz ohne ihr Zutun hatte er dem jungen Deutschen so weitgehende Gastfreundschaft aufgedrängt. O, er kannte sein Töchterchen und auch ihr Herz, wenn sie's auch noch so scheu verbarg. Zuerst war er erschrocken, aber schließlich liebte auch er den jungen Mann und wenn sein Kind — — er war ein König in seinem Reich und hatte nach niemandem zu fragen. So ließ er den Dingen ihren Lauf.

Nach heißem Ritt sprengte Dierk auf die Farm. Er sah das Licht auf dem Vorbau und seine Gastgeber, die er heute morgen ohne eine Nachricht verlassen hatte. Da winkte er ihnen zu und ging rasch auf sein Zimmer, um Schweiß und Staub abzuspülen. Als er nach einer Weile hinauskam, empfing ihn der Criollo mit lauter Freude, während Señorita Luzie gleichgültig tat und kaum seinen Gruß zu beachten schien.

„Was ist das für eine Art," schalt der Alte, „seine Freunde einen ganzen Tag allein zu lassen? Ich

will zu Ihrer Entschuldigung annehmen, daß es sehr dringende Geschäfte waren, die Sie heute fesselten."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Dierk „aber es waren in der Tat dringende Geschäfte. Und zwar," fügte er hinzu: „Geschäfte, die mich in den nächsten Wochen so beschäftigen werden, daß ich mich gleich heute abend verabschieden möchte. Ich muß morgen früh schon reisen."

Der Criollo sprang auf: „Da bringen Sie uns eine schlechte Nachricht," rief er ehrlich betrübt, „aber so schnell entkommen Sie uns nicht. Ein paar Tage wenigstens werden Ihre Maschinen schon noch warten —"

„Es tut mir leid," sagte Dierk, „aber diesmal — es ist etwas anderes, das nicht aufgeschoben werden kann."

„Und wie lange werden Sie fortbleiben?" fragte der Alte. „Hoffentlich nicht wieder ein paar Monate. Sie haben uns nun so verwöhnt, daß wir vor Langeweile nicht wissen, wie wir ohne Sie die Abende verbringen sollen. Nicht wahr, Luzie, in acht Tagen muß er wieder da sein!" Er warf einen Blick nach seiner Tochter hin, aber die war ins Dunkel getreten und wandte ihnen den Rücken zu.

Da sagte Dierk: „Ich habe hier so viele schöne Tage verlebt und verdanke Ihnen so viel, daß es mir schwer fällt, fortzugehen. Aber ich will Sie nicht belügen — ich weiß nicht, ob ich wiederkommen kann."

„Das heißt, Sie wollen — wieder hinüber, wieder zurück nach diesem — diesem ungemütlichen Europa? Wie oft habe ich Ihnen gesagt, daß Sie hier, nur hier —, Luzie, hast du gehört?“ Er war so erregt, daß er kaum sprechen konnte. „Drüben — drüben, aber was wollen Sie drüben?“

„Es ist meine Heimat.“

„Was Heimat! Ist hier der Boden nicht doppelt so gut? Finden Sie Ihr Brot hier nicht besser als da, und haben Sie hier nicht ebenso gute, ja viel treuere Freunde? Oder sind Sie etwa nicht unser einziger Freund? Luzie, du sagst nichts — darf er uns verlassen? He? Sag du es ihm!“

Da drehte sich das junge Mädchen um: „Señor Folkers wird selbst am besten wissen, was er tun muß, Vater. Und — wenn er es beschlossen hat, wir — dürfen ihn wohl nicht halten, denk ich.“

Betroffen sah der Criollo seine Tochter an. Sollte er sich doch in ihr getäuscht haben? Dierk aber war froh, daß sie ihm seine Stellung erleichterte und dankte es ihr mit einem warmen Blick. Eine Sekunde nur trafen sich ihre Augen, dann wandte sie wieder das Gesicht ins Dunkel.

Der Criollo hatte einen Diener gerufen und ließ Cigarillos und Fruchtwasser bringen. Er gab die Hoffnung noch nicht auf, Dierk zu halten und begann zu plaudern. Alle wirtschaftlichen Vorteile setzte er auseinander, die das Land hier einem tüchtigen Manne bot. Und dann, warum sollte er nicht selbst einmal eine Estancia übernehmen? Jede

Hilfe würde er ihm dabei leisten. Ja, und wenn Dierk Lust hatte — er selber würde mit der Zeit älter, und die Arbeit würde ihm zu viel — und es wäre schade, wenn sein schöner Besitz einmal nicht in die rechten Hände käme. Da empfand Dierk, daß der Criollo ihn wirklich lieben mußte, denn die Estancia war eine der größten im Lande und einige Millionen wert.

Der Alte sah nach seiner Tochter hinüber, die bei seinen Worten leise aufgestanden war und jetzt sich mit einem leichten Kopfneigen zurückzog.

Dierk ahnte, wie dies alles gemeint war, und was er hier vielleicht erringen konnte. Unumschränkter König auf eigenem Grund und Boden — und Señorita Luzie — hatte er je ein Mädchen gesehen, das schöner war an Körper und Geist, unverdorben und harmlos?

Der Criollo schien seine Gedanken zu erraten.

Er sah seiner Tochter nach, dann sagte er leise: „Sie ist meine einzige Freude, was täte ich nicht, um sie glücklich zu machen?“

In Dierk wirbelten die Gedanken. Hier bot sich ihm mit einem Schlage alles, was er nur wünschen konnte. „Greif zu, greif zu!“ rief es in seiner Brust. Er trat aufatmend an die Brüstung und strich sich über die heiße Stirn. Wie ein schönes, fremdes Märchen war das. Schön, ja — das reiche Land sein eigen — und Luzie, die fein war wie eine Prinzessin — das ganze seltsam farbige Leben sprang ihm jäh vor die Augen: gebräunte Men-

schen in bunten Gewändern, seltsam gezäumte, messingklirrende Pferde, üppige Gärten und Felder, und über allem die heiße Sonne. Er hob den Kopf und sah in den Nachthimmel — schön und fremd war auch der hier, die Sterne glitzerten in funkelnder Pracht — aber es waren andere Sterne, andere Zeichen als die, die seine Kinderaugen fromm bestaunt hatten. Der alte Criollo ließ ihm Zeit und störte ihn nicht. Still und feierlich lag das Dunkel über den Feldern und ums Haus gebreitet. Dierk starrte in die Nacht. Fern im Dorfe glomm noch ein spätes Licht auf und erlosch wieder.

Da war es ihm, als stände er daheim im kleinen Bauernhaus am Fenster und sähe ins Moor hinaus. Die Irrlichter huschten, und seine Mutter erzählte — — — — .

Das Licht im Moor — hatte er das vergessen? Und sein großes Werk — — — — ?

Hastig drehte er sich um.

„Es ist spät geworden — und morgen —“

Der Criollo drückte ihm die Hand: „Wenn Sie irgend etwas brauchen, verfügen Sie über mich.“

Da sagte Dierk fest: „Ich brauche eine Bürgschaft und eine Empfehlung an die Nationalbank in Buenos Aires.“

„Es soll mir eine Freude sein, Ihnen damit dienen zu können.“

Dann trennten sie sich.

Als der Criollo am Zimmer seiner Tochter vor-

überkam, blieb er an der Tür stehen und lauschte. Nichts rührte sich drinnen.

Schlief sie schon? Hatte sich sein Vaterherz doch geirrt? Behutsam, um sie nicht zu wecken, schlich er weiter.

Señorita Luzie aber lag mit weit offenen Augen, hatte die Hände unterm Kopf verschränkt und starrte regungslos ins Dunkel.

Drei Wochen später stieg John Thomsen, der Vertreter der bekanntesten Getreidefirma Londons auf einer der großen, am La Plata gelegenen Pflanzungen aus dem Sattel.

Vergnügt pfiff er durch die Zähne, als er dem diensteifrigen Pferdejungen die Zügel zuwarf. Der Ritt durch die Felder hatte alle Nachrichten, die er heimlich erhalten hatte, bestätigt — es gab hier eine gute Mittelernte. Und da er ebenso sichere, aber ganz anders lautende Meldungen aus Kanada, Rußland und Australien hatte, wußte er, daß es diesmal ein besonders gutes Geschäft wurde.

Nur — sich nichts merken lassen, denn diese Criollos hatten alle stolzes Herrenblut und trugen die Nase sofort reichlich hoch, wenn sie einmal günstigen Wind witterten. Er war nicht umsonst seit zehn Jahren im Lande und kannte die Kniffe. Immer warten lassen diese Herren, bis ihnen das Wasser an die Kehle stieg, so hatte er schon manches Mal den Preis heruntergebracht.

Behaglich saß er im Schaukelstuhl Don Rosario,

seinem Wirt, gegenüber und schlürfte den Eiskaffee durchs Röhrchen.

„Gibt eine gute Ernte diesmal, scheints," meinte er, das Gespräch endlich von der in diesem Lande unvermeidlichen Politik vorsichtig aufs Geschäft bringend.

Der Pflanzer nickte kurz: „Ist möglich."

„Nur zu gut beinahe, zu gut, wohin mit all dem Segen?"

Aber der andere widersprach ihm nicht, wie er erwartet hatte und blies nur seelenruhig den Rauch seiner Cigarillo in die Luft.

„Über 7,60 wirds der Weizen kaum bringen in diesem Jahr," fuhr Mr. Thomsen fort und gab seinem Schaukelstuhl einen Stoß.

„Das ist wenig, sehr wenig."

„Aber noch zu viel, viel zu viel für einen sicheren Kaufmann. Wie soll ers wieder loswerden? Alle Läger voll — die Fracht teurer als je und allenthalben ein Überangebot. Es wird zu viel angebaut, viel zu viel, alles legt sich auf Weizen heutzutage."

„Nun," meinte der andere lächelnd, „bis jetzt ist er immer noch gebraucht worden."

„Bis jetzt, ja!" Mr. Thomsen schlug sich auf seine fetten Kniee. „Aber einmal ists eben zu Ende, muß es zu Ende sein. Hats nicht auch früher schon Zeiten gegeben, wo man den Weizen einfach verfaulen lassen mußte, weil er nicht loszuschlagen war? Was sag ich, 7,60 — viel zu hoch, wer kann heute noch wagen, dafür zu kaufen?"

„Je nun," sagte Don Rosario gleichmütig, „ist ja auch nicht nötig."

Mr. Thomsen schielte verdutzt zu seinem Wirt hinüber. Nicht nötig, sagte der — was sollte das bedeuten? Er wollte sich anscheinend rar machen. Aber Mr. Thomsen wußte es besser, wie es um ihn stand. Nur nicht irre machen lassen.

„7,40 — mehr kann ich in diesem Jahre nicht geben," sagte er kurz.

„Dafür werden Sie nicht viel bekommen."

„Nicht viel bekommen? Ich sag Ihnen, haufenweis hab ich ihn dafür schon gekauft," log Thomsen, und angeboten ist mir noch so viel, daß ich den zehnten Teil nicht brauchen kann."

Nun mochte dieser stolze Criollo zu Kreuze kriechen.

Aber der wehrte nur mit einer Handbewegung ab.

„Lassen wir das Geschäft. Noch eine Cigarillo gefällig? Erzählen Sie mir lieber von den Wahlaussichten. Haben Sie Neues gehört in Buenos Aires?"

Diese elende Politik — was ging die einen Kaufmann an? — Ärgerlich setzte Thomsen die Cigarillo in Brand.

„Wollen Sie verkaufen für 7,40?" fragte er.

„Nicht nötig."

„Was, nicht nötig? Kein Mensch wird Ihnen in diesem Jahr nur einen Centavo mehr geben. Ich rate Ihnen dringend —"

Da lächelte ihn der Estanciero überlegen an: „Ich bekomme 7,80," sagte er zufrieden.

Mit einem Ruck hielt Mr. Thomsen seinen Schaukelstuhl an.

„Sie bekommen —? So haben Sie schon verkauft?“

„Allerdings.“

Wie eine Feder schnellte da Mr. Thomsen auf: „Das ist — wer hat denn — an wen, wenn ich fragen darf?“

„O,“ lächelte der andere, „warum soll ich es nicht sagen, an einen jungen Freund, der mir einmal Maschinen geliefert hat.“

Ein Stein fiel Mr. Thomsen vom Herzen. Nur ein Gelegenheitskauf — so war ihm doch anscheinend kein ernster Gegner zuvorgekommen. Aber ärgerlich wars doch.

„War das nicht leichtsinnig?“ warf er hin — „wer bürgt Ihnen, daß es kein Schwindler ist?“

„Die Bank in Buenos Aires,“ sagte der andere, „und der Name meines besten Freundes, Señor Alvarez in Santa Fé.

„Das dürfte Ihnen freilich genügen,“ brummte Mr. Thomsen widerwillig.

„Ich glaube auch,“ lächelte Don Rosario freundlich. „Und nun erzählen Sie mir bitte, was man in Buenos Aires über den Präsidenten sagt.“

Aber Mr. Thomsen war nicht mehr bei der Sache. Er empfahl sich, so bald er konnte und ritt im Galopp zur nächsten Dampfschiffstelle. Die Sache beunruhigte ihn doch mehr, als er sich eingestehen wollte. Er sandte ein paar Telegramme an seine

Geschäftsfreunde ab und änderte seinen Reiseplan.

Die kleineren Estancias, die ihn nicht wichtig genug dünkten, ließ er liegen. Wenn er nur die großen erst sicher hatte!

Als er auf dem Dampfboot bis zum nächsten Anleger stromabwärts fuhr, zog er sein Notizbuch hervor und überflog die Namen der Besitzer, die er aufsuchen wollte.

Neben ihm am Heck lehnten ein paar junge Leute, von denen einer gleichfalls ein Buch in den Händen hielt und dem anderen leise Namen und Zahlen nannte.

„Herrlich, Junge, du hast deine Sache fein gemacht," lachte der kleinere von beiden. „Aber jetzt steck dein Buch weg, der dicke Herr neben uns ist unser grimmigster Gegner und braucht mich just nicht zu erkennen. Nach seinem Gesicht hat er sich übrigens soeben den ersten Korb geholt und scheint den Braten schon zu riechen. Also komm." Damit faßte Fied, der gerade aus dem Norden zurückgekommen war und sich hier mit Dierk getroffen hatte, seinen Freund unter und schlenderte mit ihm übers Deck.

„Und was machen wir jetzt?" fragte Dierk.

„Reiten, rudern, spazierenfahren, — was du willst. Wie wärs mit einem Ausflug in die Cordilleren?"

„Mach keine Witze, Fied. Ich muß etwas zu tun haben."

„Dann komm mit nach Buenos Aires, da sitzen wir an der Quelle und können das Weitere in Ruhe abwarten. Jungedi, das wird noch eine Hatz geben, wenn die anderen alle mit langer Nase wieder ankommen."

Acht Tage später als die beiden Freunde langte auch Mr. Thomsen in der Hauptstadt an. Er zitterte vor Wut und Aufregung. So viele Vermittler hatte er im Lande sitzen, und keiner hatte aufgepaßt, alle hatten sie sich übertölpeln lassen von einem Grünschnabel, der angab, in Maschinen zu reisen, und heimlich den besten Weizen in seine Hand gebracht hatte. O, jetzt wußte er freilich Bescheid. So viel hatte er ausgekundschaftet, daß der kleine Deutsche dahintersteckte, der so offen nach dem Norden gefahren war und jeden hatte wissen lassen, daß er ein paar Monate wegblieb.

Aber ein Mr. Thomsen gab das Spiel so leicht noch nicht verloren. Der andere sollte noch ein blaues Wunder erleben.

Und Mr. Thomsen schickte heimlich Telegramme nach allen Richtungen der Welt, einmal um zu retten, was noch zu retten war und zum andern, um diesen Grünschnäbeln die Freude zu versalzen. O, er wußte, was zu tun war.

Auf der Börse trafen die beiden Freunde gelegentlich mit ihm zusammen. Fied grüßte ihn immer mit ausgesuchter Höflichkeit, wobei seine Augen freilich in boshafter Freude funkelten, während Mr. Thomsen nur mürrisch den Hut lüftete.

„Du," lachte Fied dann, „daß wir diesen ausgekochten Geschäftemacher mit hereingelegt haben, das freut mich beinahe mehr als alle Tausende, die wir verdienen wollen."

„Wenn wir sie nur erst hätten," meinte Dierk.

„Sie werden schon kommen," versicherte Fied und las eifrig die Notierungen von den großen Börsen. Vorläufig allerdings wollte sich der Preis für Weizen noch nicht heben.

Dierk wurde zuweilen ungeduldig, dann tröstete Fied: „Nur die Nerven nicht verlieren, das ist alles. Immer abwarten."

Aber das Geschäft blieb merkwürdig matt. Die Hauptzeit für den Weizenhandel war gekommen, dennoch war keine Nachfrage vorhanden. Niemand wollte kaufen.

Eines Tages, als sie zur Börse gingen, begegnete ihnen Mr. Thomsen und zog den Hut tiefer als sonst, wobei ein höhnisches Lächeln um seinen Mund spielte. Als sie aber dann am Brett die New Yorker Telegramme lasen, erfuhren sie die Ursache: „Weizen gefallen," stand da. Betroffen starrte Dierk seinen Freund an. Was war das?

„Ein Druckfehler," sagte Fied und ging aufs Telegraphenamt. Achselzuckend kam er zurück: „Es stimmt! Es geht eben auf und ab, wir müssen warten."

Dierk war bestürzt. Wenn sie zu diesem Preise verkaufen mußten, der jetzt an der Börse notiert war, hatten sie keinen Heller verdient. Aber Fied blieb gleichmütig: „Er steigt schon wieder."

Eine volle Woche blieb der Weizen auf demselben Punkt stehen. Dann kam plötzlich ein neuer Schlag: an allen Hauptbörsenplätzen sank er noch tiefer.

Dierk wurde blaß, als er es las: „Wir hätten verkaufen sollen," sagte er, „wir hätten ihn ohne Schaden los werden können. Und jetzt — ?" Er sprach es nicht zu Ende, aber wenn sie jetzt verkauften, verloren sie beide alles, was sie in den letzten Jahren verdient hatten.

„Abwarten," sagte Fied mit unerschütterlicher Ruhe.

Aber sie warteten einen um den andern Tag vergebens.

Da, als sie eines Tages wieder von der Börse zurückkamen, gesellte sich beim Ausgange Mr. Thomsen unauffällig zu ihnen.

„Faule Zeiten," sagte er und tat sorgenvoll. „Und dabei habe ich bestimmte Nachrichten, daß es noch trüber werden wird. Mancher hat sich in diesem Jahr verrechnet."

Dierk, den die Aufregungen der letzten Wochen ganz krank gemacht hatten, wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Aber Fied sah Mr. Thomsen lächelnd ins Gesicht: „Man sollte eben keine gewagten Berechnungen machen, Mr. Thomsen. Ich handle nach dem Grundsatz: nur totsichere Geschäfte, damit kommt man am weitesten."

„Freilich — aber," rief Mr. Thomsen, „was heißt totsicher? Schließlich fällt der Gescheiteste einmal

herein. Und ich selbst — na, ich will nichts sagen, habe noch alles zur rechten Zeit abstoßen können."

„Da haben Sie allerdings Glück gehabt," sagte Fied mit einem ganz feinen spöttischen Ton. Aber Mr. Thomsen überhörte es und fuhr fort: „Ja, mitunter hat man eben einmal Glück. Übrigens fällt mir gerade ein, ich bekam gestern noch eine verhältnismäßig günstige Nachfrage nach Weizen, wenn Sie noch mit einem Posten festsitzen sollten — Sie könnten ihn jetzt vielleicht noch eben ohne großen Verlust loswerden."

Dierk fuhr hastig herum, aber Fied schob ihn zur Seite, stellte sich gerade vor den Engländer hin, beide Hände weit in die Hosentaschen vergraben, und lachte schallend auf.

Der sah ihn verdutzt an. Vergnügt schmunzelte Fied und meinte behaglich: „Geben Sie sich keine Mühe, Mr. Thomsen, Sie kriegen ihn doch nicht."

„Herr," brauste der Dicke auf, „was soll das bedeuten? Ich verstehe Sie nicht!"

Da klopfte ihm Fied wohlwollend auf die Schulter: „Ich Sie desto besser, Mr. Thomsen! Und das ist schließlich die Hauptsache."

Sprachs, schlenderte an Dierks Arm weiter und ließ den wutschnaubenden Engländer stehen.

„Warum hast du ihn so abgetan?" fragte Dierk den Freund. „Vielleicht wars ihm Ernst und wir hätten unsern guten Namen dabei gerettet."

„O," sagte Fied „es war ihm bitter Ernst, das ist sicher — und er wird uns noch tüchtig zu schaffen

machen. Aber — wenn er alle Börsenmakler der Welt hinter sich hätte, mich soll er doch nicht reinlegen. Nur immer ruhig Blut, das ist die Hauptsache."

Fied blieb unerschütterlich in seiner festen Zuversicht, aber Dierk verlebte schlimme Wochen. Schlag auf Schlag kamen die Hiobsposten aus New York, London und Hamburg. Immer tiefer sank der Kurs, und Dierk schauerte zusammen, wenn er daran dachte, daß sie einmal doch den gekauften Weizen abnehmen und bezahlen mußten. Dann war des alten Criollo Bürgsumme mit seinem eigenen Gelde vollständig verloren und er stand als abenteuernder Schwindler da.

Die Unruhe, die an der Börse herrschte, steckte allmählich alle Kreise an. Die Farmer drängten auf Abnahme der gekauften Ernte, die sich in ihren Schuppen staute, und als sie immer und immer wieder hingehalten wurden, schrieben sie grobe Briefe, klagten mit dem Gericht, ja, kamen auch selbst nach Buenos Aires und verlangten ihr Geld. Dierk wollte fast verzweifeln bei diesem Ansturm. Warum hatte er sich mit Fied eingelassen — warum war er nicht mit seinem wenigen, aber ehrlich Verdienten wieder heimgefahren und angefangen bei seinem großen Werk? Fied freilich lachte ihn dann immer aus. „Siehst du," sagte er, „ein Kaufmann ist ein Feldherr, nur daß sein Schlachtfeld größer ist. An allen Börsen der Welt werden die Truppen verschoben, jetzt kommt es darauf an,

nur den rechten Augenblick abzuwarten, um zum Angriff überzugehen. Und dieser Augenblick wird kommen, glaubs!" Aber Dierk glaubte nicht mehr daran und hatte schlaflose Nächte.

Fied blieb auch dann noch ruhig, als einer der auf Bezahlung drängenden Farmer sie in ihrer Wohnung förmlich belagerte und zu größerem Nachdruck eines Abends ein paar Revolverkugeln durch die Scheiben knallte. Er zog nur seine eigene Waffe und jagte ein halb Dutzend Schüsse hinter dem Kerl her nach draußen in die Luft.

„Immerhin," meinte er dann, „jetzt wirds doch Zeit, etwas zu tun."

Am andern Morgen gab er ein paar lange Telegramme in Geheimschrift auf nach London und Hamburg.

Zwei Tage später zog der Weizen plötzlich ein klein wenig an. Am selben Abend suchte Mr. Thomsen die Wohnung der Freunde auf und bat um ein Gespräch unter vier Augen mit Fied.

„Junger Mann," sagte er, als er im bequemen Korbstuhl Fied gegenübersaß, „ich bewundere Sie, — Sie haben viel gewagt."

„Und gewonnen," sagte Fied heiter.

„Noch nicht ganz," sagte Mr. Thomson ernst. „Aber — seien wir ganz offen. Wir haben scharf gegeneinander gekämpft, und ich glaube, ich habe die größte Macht hinter mir."

„Aber ich die bessere," lächelte Fied.

„Lassen wir das," meinte der andere, „bleiben

wir einmal sachlich. Warum wollen wir uns gegenseitig das Geschäft verderben?

„Ich wüßte auch wirklich keinen Grund," sagte Fied und tat unbefangen.

„Nun also," Mr. Thomsen holte tief Atem, „ich mache Ihnen einen Vorschlag: „Sie beteiligen mich am Geschäft und ich bürge dafür, daß der Preis in acht Tagen über 8,00 steht." Fieds Herz klopfte, aber er bezwang sich und sagte gelassen: „In vierzehn Tagen steht er auch ohne Sie ebenso hoch."

Mr. Thomsen sah ihn eine Weile prüfend an.

„Ich gebe zu, daß ich Sie unterschätzt habe, aber — unterschätzen Sie auch mich nicht. Ein paar Tage noch und —" er wies auf die Kugelspuren an der Wand — „solche Dinge könnten sich vielleicht wiederholen."

„O —" fuhr Fied heraus — „auch das hatte ich Ihnen zu verdanken? Mr. Thomsen, ich bewundere Sie!"

Aber der wehrte ab. „Sie müssen bedenken, daß ich nicht Ihr einziger Gegner bin; und es gibt viele Leute, die heißeres Blut haben als ich."

„Dann bitte ich um Entschuldigung."

„Nicht nötig. Aber wie stellen Sie sich zu meinem Vorschlag."

Fied sprang auf: „Dies Geschäft führen wir allein zu Ende, Mr. Thomsen, und wenn sämtliche verrückten Farmer ihre Schießeisen nach meinem Schädel leerknallen sollten. Aber ich mache Ihnen einen Gegenvorschlag: Sie helfen mir jetzt den Preis

in die Höhe und — ich mache das nächste Geschäft mit Ihnen zusammen!"

Er hatte es als übermütigen Scherz gemeint. Aber Mr. Thomsen sann einen Augenblick nach, dann streckte er ihm die Hand hin: „Topp, es soll gelten!"

Da schlug Fied kräftig ein, denn diese dicke, kurze Hand wog vielleicht noch einmal Millionen.

Als der Engländer fort war, kam Dierk herein: „Was wollte der Kerl?" fragte er, „das ist der widerlichste Mensch, den ich kenne."

„Ganz im Gegenteil," sagte Fied, „das ist der tüchtigste Geschäftsmann in ganz Argentinien, mit Ausnahme von Fied Kassen natürlich — denn der war ihm diesmal über."

„Laß die Witze," sagte Dierk, dem es nicht ums Lachen zu tun war, ärgerlich, aber Fied faßte ihn an der Schulter und schwenkte ihn übermütig herum.

„Bestell' deinen Dampfer, Junge! In 14 Tagen fahren wir als reiche Leute nach Haus."

Eine Woche später war der berühmte Sturm an der Börse in Buenos-Aires. Sprung auf Sprung war der Weizen in die Höhe geschnellt. Tag und Nacht tackerten die Telegraphen. Alle großen europäischen Häuser schickten Anweisungen an ihre Vertreter, zu kaufen; der ganze künstlich zurückgehaltene Bedarf der Welt mußte plötzlich gedeckt werden. Die ersten Posten, die angeboten wurden, waren im Nu vergriffen, der Kurs stieg von Minute

zu Minute. Eine fieberhafte Spannung lag in der Luft, atemlos drängte sich die Menge um die Makler und riß sich mit verzerrten Gesichtern um das wenige, das angeboten wurde.

Nur zwei Menschen im Saal bewahrten ihre Ruhe, das waren Fied und Mr. Thomsen, die mit unerschütterlichem Gleichmut auf ihren Plätzen blieben.

Dierk verfolgte in ungeheurer Aufregung das Treiben, das er doch kaum verstand. „Weizen 8,50“ schwirrte es einmal an sein Ohr. Da preßte er krampfhaft Fieds Arm: „Verkauf.“ „Fällt mir nicht ein,“ sagte Fied kühl.

Dierk sah sich ratlos um. Er verstand dies Spiel nicht, das hier mit einer Handbewegung, mit einem Augenblinzeln der Makler geleitet wurde und hatte nur die eine fürchterliche Empfindung, der Preis möchte in der nächsten Stunde herunterstürzen, und er müßte noch einmal alle Angst und Sorgen der letzten Wochen durchleben.

8,60 —. Er rechnete aus, Zehntausende würden sie verdienen, wenn sie jetzt ihren Weizen losschlugen. — 8,60 — Zehntausende! Er fieberte. 8,40 — da, er sank schon wieder. „Fied,“ schrie er, „Fied —!“

„Geh nach Hause, Junge, das ist nichts für dich hier.“

„Fied — hast du nicht gehört, — er fällt wieder.“

„Unsinn — sei nur still.“

„8,70.“ Herrgott, war das möglich, 8,70? Nicht 8,40?

Das Gedränge nahm zu, es summte wie in einem Bienenschwarm. Ein alter Herr mit weißem Backenbart stöhnte neben Dierk auf: „O Gott, warum habe ich nicht gestern noch — zu spät, zu spät.“ Er schüttelte den Kopf, seine Augen irrten leer in die Runde, füllten sich mit Tränen — Dierk sah ihm nach, wie er gebrochen hinausschlich. Nun stand ein Spanier neben ihm, die Stirn gefurcht, die Brauen finster zusammengezogen, die Fäuste geballt. Dierk sah über die Menge hinweg, alle Gesichter wild verzerrt, alle Augen gierig glänzend. Waren das noch ruhige Kaufleute? Spieler waren es, leidenschaftliche Spieler. Und er selbst —? Es brauste ihm vor den Ohren, er verstand schon längst keine Zahlen mehr, wußte nichts mehr von dem Stand dieses fürchterlichen Rennens. Nur ein Gefühl beherrschte ihn: die Hände frei, weg aus dieser gefährlichen Luft. Er wollte Fied mit fortziehen. Fied wehrte ihn unwillig ab, ein Junge stand vor ihm und reichte ihm gerade einen Zettel; Fied las gespannt und lächelte, dann reckte er sich auf und gab irgend jemand ein Zeichen. Ein Makler schrie etwas in den Saal. Das Summen schwoll an, wurde ein Brausen, Mr. Thomsen sah zu Fied hinüber und hob die Hand, Fied nickte.

„Fied — ich halts nicht mehr aus,“ knirschte Dierk.

„Komm nur, mein Junge, wir sind vorläufig fertig,“ sagte Fied und schob sich langsam mit ihm nach draußen.

„Warum hast du vorhin nicht verkauft?“ fragte Dierk.

Da lachte Fied schallend auf: „Nicht verkauft? Junge, ich hab dich soeben zum reichen Mann gemacht, und du hast's nicht mal gemerkt?“

„Du hast verkauft? An wen?“

„Mr. Thomsen!“

„Wie teuer?“

„9,00.“

„9,00,“ wiederholte Dierk mechanisch und wußte nicht, was es bedeutete.

„Dann, dann haben wir doch jeder Zehntausende verdient, nicht wahr?“

„Du bist ein schlechter Rechner,“ lachte Fied, „setz' ruhig noch eine Null dahinter. Aber jetzt komm — wir wollen uns gleich Plätze bestellen — erster Kajüte nach Hamburg, es kann darauf stehn.“

Mitten auf der Hauptstraße hielt Fied plötzlich an. „Junge,“ sagte er, „ich muß irgend etwas Verrücktes begehen, sonst halt ichs nicht aus in meiner Haut. Warte mal einen Augenblick.“

Er lief in ein Putzgeschäft und kam gleich darauf mit einer kostbaren Straußenfeder zurück: „Die soll sich meine Mutter an den Hut stecken,“ schrie er, „damit die ganze Weidenstraße einen Schimmer kriegt, was wir für Kerle sind.“

Da fand auch Dierk ein Lächeln wieder. Seine Mutter, seine Heimat, seine Arbeit — — sein Werk — alles wartete auf ihn. Heim! Heim!

in heute 12,34 dort.“ Immer und immer wieder las Dierks Mutter den kleinen Zettel, den ihr der Telegraphenbote heute früh ins Haus brachte. Die Hand hatte ihr gezittert, als sie ihn entfaltete, und als sie den Sinn begriff, mußte sie sich erst setzen, so wankten ihr die Kniee.

Aber der brenzliche Geruch eines angebrannten Wäschestückes jagte sie rasch wieder auf, hastig riß sie das Eisen hoch und setzte es auf den Rost. Dann stand sie, stützte sich mit beiden Händen auf die Tischplatte und las und las, faßte endlich den Zettel an — es war kein Traum, es war ein richtiges Telegramm, aufgegeben in Hamburg. Er kam, er kam wirklich!

Zwei Jahre hatte sie sich auf diesen Tag gefreut und sich oft ausgemalt, was sie alles dazu herrichten wollte. Jetzt stand sie ratlos und wußte nicht, was sie tun sollte. Sie warf einen Blick auf die kleine Weckuhr, nur noch zwei Stunden, und was hatte sie noch alles zu besorgen. Sie lief an den Herd und schürte das Feuer, setzte den Kessel auf und schob ihn gleich darauf doch wieder zur Seite. Dann lief sie in die Kammer, aber da war alles bereit: Sie rückte an den Betten — was wollte sie eigentlich tun? Hastig begann sie wieder zu plätten. Sie sah nach der Uhr — kaum zehn Minuten waren vergangen; wie endlos lange war es noch bis dahin. Da arbeitete sie fleißig weiter, legte aber das Tele-

gramm vor sich auf den Tisch, daß sie es immer vor Augen hatte. Und immer wieder mußte sie es zwischendurch in die Hand nehmen.

Wie kraus es schon geworden war, das liebe Papier — vorsichtig legte sie es zwischen zwei feuchte Tücher und fuhr mit dem heißen Eisen darüber. Glatt und sauber lag es nun da und lächelte sie an: „Bin heute 12,34 da."

Sein letzter Brief aus Buenos-Aires hatte sie beunruhigt. Immer hatte er sonst von seinem Werk geschrieben, dieser letzte war zerfahren und hatte nur Andeutungen enthalten von einem großen Geschäft.

Auf dem Tischchen neben dem Bett lag er. Sie stellte das heiße Eisen auf den Rost und ging hin, ihn zu holen. Da lagen auch seine anderen Briefe, sorgfältig zusammengebunden.

In der Kammer öffnete sie den Schrank, um Platz zu schaffen für seine Kleider, wenn er nun wieder daheim wäre. Da hingen noch Sachen aus seiner Kinderzeit von denen sie sich nicht hatte trennen können. Als er noch ganz klein war — sie zog eine Schublade auf und kramte unter dem Inhalt. Seine ersten Schuhe — sein Mützchen — und dann lag sie auf den Knieen vor dem Kasten und ließ lächelnd ein Stück nach dem andern durch ihre arbeitsharten Finger gleiten. Dies hatte sie genäht, als er ein Jahr alt war, das — als er zur Schule mußte — und dann das — und das —.

Sie kramte und kramte und wühlte tief in den

alten Erinnerungen. Die Zeit verrann. Draußen schlug eine Turmuhr — sie horchte auf, schon zwölf. Da kleidete sie sich in Eile um und lief nach der Bahn, um nicht zu spät zu kommen.

Als sie auf dem Bahnsteig stand zu warten, kam eine schreckliche Angst über sie — hatte das fremde Land ihn verdorben? Sein letzter Brief stand ihr im Sinn — warum schrieb er nichts mehr von seinem Werk?

Da fuhr der Zug schon heran. Sie stemmte sich mit aller Macht gegen eine Menschenmenge, die sie mit wegfluten wollte und sah lauter fremde, ärgerliche Gesichter, denen sie den Weg versperrte. Bis sie plötzlich eine Stimme hörte: „Mutter." Ein Arm winkte über dem Gedränge, rücksichtslos kämpfte sie sich zu ihm hin und fühlte sich plötzlich umfaßt: „Mutter — liebe Mutter!"

Sie sah sein sonnverbranntes, lachendes Gesicht, „Dierk" flüsterte sie nur, und ließ sich wortlos von ihm hinausführen.

Draußen nahm er ihren Arm: „Mutter, da bin ich!"

Sie hielt seine Hand, die in ihrem Arm lag, fest und wurde seltsam ruhig.

„Freust du dich nicht, Mutter?" Sie lächelte tief: „Ja." Er schien einen andern Ausbruch ihrer Freude erwartet zu haben. Dann schwiegen sie und gingen eilig durch die in der Mittagszeit dichtbelebten Straßen nach Haus.

Sie bemerkte, saß er sehr gut gekleidet war, und

das beunruhigte sie wieder. Warum gab er Geld hierfür aus — wenn er doch sein großes Ziel hatte?

Da vergaß sie fast, daß er zwei Jahre in einem andern Erdteil gewesen war, daß er erst ein paar Minuten lang wieder daheim war, daß in ihnen beiden eigentlich nichts anderes sein konnte als Wiedersehensfreude.

Er hatte drüben für sein Werk gearbeitet, er war wieder da — und jetzt?

„Und jetzt?" fragte sie plötzlich aus ihren Gedanken heraus.

Er verstand sie sofort: „Jetzt gehts an die Arbeit, Mutter!"

Sie hörte am Klang der Worte, daß er seiner Sache sicher war. Da leuchteten ihre Augen auf, sie zog seinen Arm fester an sich und eine selige Freude durchrieselte sie. Die Sonne schien warm herab. Welch ein Glück war es, mit ihrem Sohn über die Straße gehen zu können. Und obwohl ihnen beiden das Herz übervoll war, sprachen sie kein Wort weiter und gingen stumm, aber mit glänzenden Augen, nebeneinander her.

Doch als Dierk in die Wohnung trat, in die enge, ärmliche Stube, die immer noch angefüllt war von demselben eigentümlichen Plättdunst, der über seinen ganzen Knabenjahren gelegen hatte, da überwältigte ihn sein Gefühl, und er riß die Mutter plötzlich in seine Arme, küßte und streichelte stürmisch ihr verwelktes Gesicht, ihre grauen Haare und stammelte schluchzend: „Mutter, liebe, liebe Mutter."

Sie schloß die Augen und erschauerte selig unter seinen Liebkosungen, alle Arbeit und die Not langer Jahre wurden ihr aufgewogen durch diese Minute. Endlich entwand sie sich ihm. „Du wirst Hunger haben," meinte sie und trat an den Herd.

Er sah sich um, noch taumelnd von dem Sturm der Erinnerungen, der ihn durchflutete. Da war die Tür zu der engen Kammer, daneben der kleine Schrank — dort der immer weißgescheuerte Tisch — ein Haufen Wäschestücke darauf und das Eisen, das Kohlenplätteisen, das die Mutter Tag für Tag — ja Nacht für Nacht — Nacht für Nacht — —.

Er knirschte mit den Zähnen, dann sprang er darauf zu, ein hastiger Griff — und er schmetterte es auf den Boden.

Klirrend sprang der Deckel ab und die erloschenen Kohlen streuten über die Dielen.

Entsetzt fuhr die Mutter herum: „Dierk, was tust du?"

„Zerschmettern will ich das Ding, das dich gequält hat, Mutter — weg mit dem Plunder," und er warf den Haufen Wäschestücke vom Tisch. Sie flog herbei, ihn aufzufangen, aber er hielt sie fest: „Laß fliegen, Mutter, du sollst nicht, du brauchst nicht, du darfst nicht mehr arbeiten! Nie mehr, hörst du, nie, nie — niemals —!"

Grimmig und bitter über alle Armut und Drangsale, die seine Jugend umdüstert hatten, und zugleich durchbraust von übermütiger Freude, daß dies alles jetzt überwunden war, halb schluchzend

und halb lachend, preßte er ihre Arme und schüttelte sie: „Du weißt ja nicht —“

Sie starrte ihm erschrocken ins Gesicht: „Was hast du —? Was weiß ich nicht? Junge — was ist dir?“ Warum weinte er mit so lachenden Lippen — nein, lachte er mit so bitteren Tränen?

„Wir sind reich Mutter — reiche Leute sind wir — verstehst du das? Kannst du das noch verstehen?“

„Weil du wieder da bist, Dierk — ja, deswegen bin ich reich!“

„Nein, nein! Da — und da!“ Er warf eine Brieftasche und ein Bündel Banknoten auf den Tisch. „Siehst du es? Fühlst du es jetzt wirklich?“ rief er, als sie beides ratlos betastete. „Aber das da ist nur ein Trinkgeld — zum Verzehren, weißt du — das andere liegt auf der Bank, in sicheren Papieren — ein ganzes rundes Vermögen.“

Sie war blaß geworden. „Dierk, du sollst nicht so — mit mir —“ Aber sie vollendete nicht, als sie sah, daß er überwältigt sich auf den Stuhl warf, den Kopf auf die Tischplatte legte und schluchzte: „Jetzt — jetzt —! Warum nicht früher, Mutter, als du jung warst?“

Da begriff sie, daß es Wirklichkeit war.

„Wie ist das gekommen, Dierk?“

Das war der Ton, mit dem sie ihn früher vernahm, wenn er irgend etwas ausgesessen hatte.

Da setzte er sich aufrecht hin und legte die geballte Faust auf die Brieftasche: „Wir haben es verdient,

Mutter, Fied und ich, ehrlich verdient." Und dann erzählte er von den aufregenden letzten Monaten und wie alles gekommen war.

„Und jetzt, Mutter, jetzt kommt ein anderes Leben für dich. Weg mit dem Ding, das dich gequält hat," und er stieß mit dem Fuß an das Eisen.

Sie bückte sich, hob es auf und setzte den Deckel ein, es war unbeschädigt geblieben. Da stellte sie es fest vor sich auf den Tisch: „Das uns ernährt hat, mußt du sagen!" und strich mit zitternder Hand darüber hin.

„Gut denn, Mutter," meinte er, „aber es soll nicht mehr gebraucht werden. Ausruhen sollst du jetzt und leben, leben!"

„Und was denkst du, soll ich jetzt tun?" fragte sie.

Er stutzte über ihren ernsten Ton und sah sie unsicher an.

„Ich kauf dir ein Häuschen, Mutter, draußen vor der Stadt. Du sollst so viel haben jährlich, daß du nicht mehr zu arbeiten brauchst."

„Und du?"

„Ich — ich habe mein Werk, meine große Arbeit. Vielleicht ist es Leichtsinn, das Geld da hineinzustecken, es wäre ja genug, daß wir beide von den Zinsen leben könnten. Aber — ich — ich muß es, Mutter, ich hab mein Herz daran gesetzt, ich muß, ich hielte es nicht aus sonst. Es ist dir doch recht?" setzte er zögernd hinzu, als sie schwieg.

Da sah sie ihm voll ins Gesicht. „Du mußt arbeiten, sagst du — und ich, glaubst du, daß ich jetzt

zusehen könnte — nichts tun, faulenzen?" Sie packte seine Hand: „Laß mich helfen, Dierk, irgendwas helfen an deiner Arbeit, laufen, abschreiben, Botendienste, was du willst — aber mitarbeiten, sonst —" sie griff das Eisen und stieß es schwer auf den Tisch — „sonst tu ich weiter, was ich bisher tat!"

„Mutter." schrie er glücklich auf und umschlang sie: „Arbeit sollst du haben, soviel du nur wünschen kannst! Und helfen sollst du mir, solange du willst."

„Und werde ich das können, Dierk?"

Er lachte: „Deine Handschrift ist immer noch besser als meine, aber darauf kommts wohl nicht an. Mitraten mußt du und mittaten, bis sie erlöst ist, die Prinzessin im Moor — unsere Prinzessin — weißt du noch die Geschichte?" Und er legte seinen Kopf an ihre Brust, wie er als Junge getan hatte.

Sie küßte ihn leise aufs Haar: „Bis sie erlöst ist," sagte sie feierlich.

Zwei Tage später war Dierk bei Sommer. Er hatte ihm schreiben wollen und es dann doch unterlassen, so daß dieser ganz überrascht war, als er seinen jungen Mitarbeiter, den er noch auf dem anderen Erdteil wähnte, plötzlich bei sich eintreten sah.

Sommer war älter geworden, und Dierk erschrak fast, als er ihn sah. Aber ein Leuchten flog über sein Gesicht, als er den Besucher an der freudig ausgestreckten Hand ins Zimmer zog.

„Was macht die Arbeit?“ fragte Dierk nach der ersten Begrüßung. Da öffnete Sommer ein Fach seines Bücherschrankes und zeigte auf einen dicken Stapel von Zeichnungen und Heften, der das ganze Fach füllte. „Fertig!“ sagte er. „Es könnte beginnen — wenn —,“ er seufzte tief auf — „wenn wir erst die Millionen losgemacht haben, die es kosten wird.“

„Zweifeln Sie daran?“ fragte Dierk.

„Offen gestanden — ja! Das heißt, nicht an dem Werk, nicht an dem großen Gedanken! Aber — ich habe so manche Enttäuschung erlebt — und wenn nicht meine Frau, meine tapfere kleine Frau mir immer wieder Mut gemacht hätte und dabei auf alles andere verzichtet hätte, ich fürchte, ich hätt's eines Tages liegen lassen und wieder nach Feierabend Zeichnungen gemacht für fünfundsiebzig Pfennig die Stunde, wie früher.

Dierk stand vor dem offenen Fach. Er zog ein Bündel Zeichnungen heraus, dahinter klebte ein winziges Zettelchen an der Rückwand, darauf stand mit feiner Frauenschrift geschrieben: „Unsere Hoffnung.“ Da schob er das Bündel zurück und wandte sich um.

„Die Ausführung ist so ziemlich gesichert. Rund eine halbe Million ist schon eingezahlt, und ich bin beauftragt, Ihnen heute zehntausend Mark als erste Anzahlung für Ihre Arbeit auszuhändigen.“ Er legte ihm die Scheine auf den Tisch.

Sommer starrte ihn an, als hätte er kein Wort verstanden.

„Was — soll das — bedeuten?“ keuchte er.

Da wiederholte ihm Dierk Wort für Wort, was er gesagt hatte.

Sommer packte ihn bei den Schultern und sah ihm ins Gesicht: „Und das — soll ich glauben?“

Dann aber, als Dierks lachende Augen seinen Blick ertrugen, stürzte er an die Tür: „Trude, Trude!“ schrie er hinaus. Und als seine Frau erschrocken herbeieilte, riß er sie unbekümmert an sich und küßte sie herzhaft ab.

„Was ist?“ fragte sie verwirrt und erstaunt, als er sie losließ und gewahrte zugleich Dierk, der ihr lächelnd die Hand reichte.

„Was ist?“ rief Sommer, „er kommt aus, dein Traum, dein goldener Märchentraum! Trude, er kommt aus!“

Da nahm sie fröhlich Dierks beide Hände und lächelte ihrem Mann zu: „Siehst du, daran habe ich nie gezweifelt.“ Und indem sie bedeutsam zum Schrank hinübernickte, flüsterte sie: „Es war ja — unsere Hoffnung!“ Innig schmiegte sie sich an ihren Mann.

Da empfand Dierk wieder ein Gefühl des Neides. Inge kam ihm in den Sinn, die ihn verließ, als er im Unglück war, und Luzie, das schöne Kind im fernen Land. Aber hätte eine von ihnen mit ihm arbeiten und hoffen können wie diese junge Frau, unbeirrbar und treu wie seine Mutter? Er schüttelte den Kopf und reckte sich auf. Je nun, er hatte sein Werk — konnte er da nicht auf alles andere verzichten?

Und dann saßen sie bei einer Flasche Wein zusammen, und Dierk mußte berichten. Aber auch Sommer hatte viel zu erzählen. Er hatte Verbesserungen an den Maschinen erdacht, die er vorführte, und Dierk erstaunte, welch ein findiger Kopf hier steckte. Und wenn er die gläubigen Augen der jungen Frau auf sich gerichtet fühlte, erschienen ihm alle Schwierigkeiten leicht zu überwinden, und aus der Öde des Moores wuchs das große Werk sichtbar vor ihm auf.

Sie machten aus, daß Sommer seine Stellung an der Fabrik sofort kündigen sollte. Sobald Fied, der noch in Hamburg weilte, zu Haus war, wollte Dierk telegraphieren, dann sollte Sommer herüberkommen, damit sie gemeinsam das nächste beraten konnten.

Sommer war mit allem einverstanden. Vom nächsten Monat ab konnte er frei sein — dann glückauf!

Als Dierk am anderen Tage zurückgefahren war und in die Weidenstraße einbog, ging eine vornehm gekleidete Frau vor ihm her. Er wunderte sich, denn solcher Besuch war hier selten zu finden, bis er die kostbare Straußenfeder am Hut erkannte — es war Fieds Mutter. Dann war Fied also schon daheim und hatte allerlei modische Schätze mitgebracht, wie das seine Art war.

Hätte ers auch so machen sollen? Einen Augenblick schwankte er, dann lächelte er vor sich hin — nein, es paßte nicht zu seiner Mutter. Eine andere

Wohnung hatte er mieten wollen, da hatte sie nur gesagt: „Hier hab ich gesorgt Tag und Nacht, und gehofft Tag und Nacht, hier bleib ich, bis einmal dein Werk fertig ist. Dann — dann will ich — wieder hinaus!“ Da hatte ers gelassen und nur ein paar bequeme Möbelstücke angeschafft, und auch die noch gegen ihren Willen.

Fieds Mutter aber sonnte sich in den Schätzen ihres Sohnes. Nicht, daß sie eitel war. Aber sie glaubte es ihrem Fied schuldig zu sein, als wohlhabende Frau aufzutreten, und der offensichtliche Neid der guten Nachbarn tat ihrem Herzen nicht eben weh. Und Fied freute sich darüber.

Sie waren überhaupt sehr verschieden, die beiden Freunde, und es gab an diesem Tage noch einen heftigen Zusammenprall zwischen ihnen. Denn als Dierk kaum zu Haus war, kam Fied mit strahlenden Augen an.

„Ich habe von Hamburg aus noch mit Thomsen telegraphiert,“ sagte er, „wir gründen ein großes Einfuhrgeschäft in Hamburg, um den Zwischenhandel auszuschalten. Du mußt dein Geld mit einschießen, es wird eine blendende Sache.“

Dierk sah ihn erschrocken an. „Du weißt doch, was ich vorhabe und hast mir sogar versprochen, daß du selbst — “

Unwillig wehrte Fied ab. „Was willst du dein Geld jetzt an eine so unsichere Sache wagen, — die vorläufig doch überhaupt keinen Gewinn abwirft. Schade um die Zeit! Hier aber können wir

schon im Herbst ein großes Geschäft machen, wenn wir unser Geld zusammenlegen. Die gleiche Summe schießt Mr. Thomsen ein, also sei nicht dumm!"

„Fied," sagte Dierk fest, „es ist mir ganz unmöglich, — ich muß das Werk bauen!"

„Du mußt?" Fied runzelte die Stirn. „Hast du schon Verträge geschlossen? So rasch? Das ist dumm!"

„Ich habe noch keinen Vertrag geschlossen, das ist auch nicht nötig — trotzdem sage ich dir — ich muß!"

„Das heißt — du willst?"

„Ja, ich will und muß!"

„Und wenn ich dir vorrechne, daß dein Unternehmen mehr als gewagt ist, daß du unter Umständen alles verlieren kannst, während ich dir in Hamburg eine Verzinsung zusichere, die dein Vermögen in kurzer Zeit verdoppelt?"

„Trotzdem!"

„Dickkopf!" brummte Fied ärgerlich. „Hergott, wenn du doch nur ein klein wenig Kaufmann sein wolltest — lockt es dich denn überhaupt nicht, etwas zu wagen und gewinnen?!" Wie er dastand mit blitzenden Augen, kühn und unternehmend, lebensprühend und beweglich, erschien Dierk sich selbst unbeholfen und schwerfällig dagegen. Aber ein Trotz- und Kraftgefühl ballte ihm die Fäuste, und er trat dicht an den Freund: „Nicht wagen und gewinnen — arbeiten und schaffen will ich — das ist es. Und wenn dich dein Versprechen reut, —

gut, ich gebs dir zurück. Du bist frei!" Da sah Fied ihn eine Weile schweigend an, dann schlug er mit der Faust auf den Tisch: „Eine Dummheit ist es und eine Dummheit bleibt es! Trotzdem — wenn du es durchaus willst?!"

Dierk lächelte: „Du willst mir also helfen?"

Fied sah ihn grimmig an: „Muß man das nicht, wenn einem jemand einen solch harten Bauernschädel entgegensetzt? Also sag mir, was soll ich tun?"

Da drückte Dierk dem Freunde die Hand, daß dieser schmerzlich aufschrie.

„Ich telegraphiere sofort an Sommer, morgen sollst du alles erfahren!"

Und dann saßen sie am anderen Tage alle drei mit heißen Köpfen beisammen in Metas kleiner Stube.

„Zunächst," sagte Dierk, nachdem sie den ganzen Plan durchgesprochen hatten, „kommt es darauf an, das Moor zu kaufen."

„Wem gehört es?" fragte Fied.

„Dem Voßbauern. Der nutzt es aber nicht aus, läßt nur etwas Torf graben, und das auch nur an einer Seite."

„Sind noch mehr Moorflächen in dieser Gegend?" fragte Fied weiter.

„Es ist in der Hauptsache eine einzige, ungeheure Fläche," Dierk legte eine Karte vor, „die freilich nur zu einem Teil dem Voßbauern, zum anderen einer Gemeinde und einem Großbauern von der

anderen Seite gehört. Aber des Voßbauern Fläche liegt am günstigsten, die anderen Stücke sind entbehrlich."

Fied wiegte den Kopf. „Und wenn du Erfolg hast, wer bürgt dir dafür, daß eine andere Gesellschaft nicht das übrige Stück nimmt und eine ähnliche Anlage baut?"

Dierk zuckte die Achseln. „Warum sollte sie das nicht?"

„Weil sie dir das Geschäft nicht verderben soll! Das hilft nichts, du mußt das Ganze kaufen, ob du es jetzt brauchst oder nicht."

Sommer und Meta stimmten zu.

„Gut," meinte Dierk, „ich will also morgen herausfahren und mit allen Dreien verhandeln!"

„Um Gotteswillen nicht!" schrie Fied auf, „sollen sie gleich Lunte riechen und den Preis bis an den Himmel hinaufschrauben? Das geht nicht!"

„Soll ich vielleicht warten, bis sie es einmal in der Zeitung ausbieten?" fragte Dierk unwillig. „Ich will keine Zeit mehr verlieren."

„Lieber Freund," lächelte Fied, „willst du nicht diese Sache vertrauensvoll in meine Hände legen? Ich glaube, ich könnte dir einige Groschen sparen."

Da atmete Dierk erleichtert auf: „Mit Freuden!"

„Auch die Verhandlungen mit dem Staat, über dessen Gebiet später die Leitungen geführt werden müssen, und mit den einzelnen Gemeinden wegen Stromabnahme würde ich dir abnehmen, so daß ihr sofort mit der technischen Arbeit beginnen könnt.

Dann muß Mr. Thomsen freilich schon ein paar Monate warten!"

Dierk und Sommer waren froh, denn solche Verhandlungen waren ihnen beiden unangenehm.

„Fied, wie soll ich dir danken?" sagte Dierk.

„Was tut man nicht alles," lachte der lustig, „um einen alten Freund vor — Dummheiten zu bewahren!"

Dann teilten Dierk und Sommer sich in die anderen Arbeiten, die in schier unermeßlicher Fülle auftauchten.

Zunächst aber war es notwendig, weiteres Geld zu beschaffen, denn Dierks ganzes Vermögen reichte doch nur für die allerersten Auslagen.

Das war natürlich eine Aufgabe, die Fied sich von vornherein vorbehalten hatte, denn hierfür hatte er schon einen bestimmten Plan im Auge. Noch am selben Tage suchte er die Niederdeutsche Bank auf, deren Direktor er vor Jahren als Angestellten in einer amerikanischen Bank kennen gelernt hatte. Die Niederdeutsche Bank war ein junges Unternehmen, das sich nach anfänglichen Schwierigkeiten durch seine außerordentlich energische Leitung emporgearbeitet hatte und besonders in Landkreisen Verbindung suchte.

Der Direktor war froh, einmal einen seiner amerikanischen Bekannten wiederzutreffen und führte ihn sofort in sein Eigenzimmer. Er hatte von Fieds großem Weizengeschäft gehört — zumal dieser ja auch die Summen für seine Mutter stets

durch die Niederdeutsche Bank auszahlen ließ, und sprach ihm seinen Glückwunsch aus zu seinem Unternehmungsgeist. Fied wehrte bescheiden ab. „Es ist alles das Verdienst meines Freundes, dessen Tatkraft und Umsicht ich den Erfolg verdanke," sagte er, und dann brachte er das Gespräch auf diesen. Ganz nebenbei erwähnte er, daß Diert Folkers zurzeit hier in seiner Heimat ein großzügiges Unternehmen plane, wodurch das ganze Wirtschaftsleben, besonders der Bauern und Handwerker, auf eine neue Grundlage gestellt würde. Lebhaft horchte der Direktor auf. Und scheinbar absichtslos entwickelte Fied ihm nun den großen Gedanken, die öden Moorflächen auszunutzen und in elektrischen Strom umzusetzen und hob die außerordentliche Bedeutung hervor, die ein solches Werk für das ganze Land haben werde.

„Und glauben Sie, daß ein solches Unternehmen Gewinn bringt?" fragte der Direktor plötzlich.

Fied lächelte: „Was mein Freund Folkers anfaßt, das ist sicher," sagte er. „Zudem hat er einen hervorragenden Ingenieur als Mitarbeiter, und beide haben bereits einige neue Maschinen gebaut, wodurch die Arbeit ganz wesentlich vereinfacht wird. Der Mann hat eine große Zukunft," schloß er feierlich.

Der Direktor rückte auf seinem Platz. „Und woher hat er das Geld?" fragte er, „es wird sich doch jedenfalls um Millionen handeln."

„Soviel ich hörte," meinte Fied, „will eine große Bank sich beteiligen — Bestimmtes weiß ich frei-

lich nicht, außerdem hat er selbst einige Hunderttausende."

„Es ist also noch nicht abgeschlossen?"

„Wohl kaum, ich weiß nur, daß augenblicklich Verhandlungen schweben," sagte Fied bedeutungsvoll.

„Mit welcher Bank, wissen Sie wohl nicht?"

„Ich kann es nicht sagen, aber soviel ich weiß, sind die Aussichten günstig, da die Bank gerade in dieser Gegend und bei den Bauern festen Fuß fassen möchte."

Auf der Stirn des Direktors erschien eine Falte: Wollte da ein auswärtiges Unternehmen seine Kreise stören? Das durfte er nicht zulassen. Er bog sich vor: „Lieber Freund, würden Sie mir vielleicht einmal einen Gefallen erweisen?"

„Aber selbstverständlich," rief Fied, „zumal ich Ihnen ja von drüben her noch für Ihre Freundschaft verpflichtet bin. Wissen Sie noch die Geschichte, wie Sie mir einmal aus der Patsche halfen?"

Er wollte behaglich erzählen, aber der Direktor unterbrach ihn: „Lassen Sie, das war einfache Pflicht. Aber empfehlen Sie mich Ihrem Freunde und bitten ihn, bevor er mit der anderen Bank abschließt, einmal mit mir zu unterhandeln."

„Mit Vergnügen," sagte Fied, „ja, wollten Sie selbst vielleicht —?" Er tat erstaunt und schlug sich plötzlich auf die Kniee. „Donnerwetter, daß ich daran nicht früher gedacht habe. Das wäre eigentlich eine glänzende Sache für Ihre eigene

Bank — die Verbindungen, die Sie dadurch überall im Lande bekommen würden, dazu ein Werk, das im ganzen Reich von sich reden machen wird — außerdem totsicher — in der Tat, ich hätte eigentlich meinem Freunde einen Wink geben sollen!"

„Wir haben gerade Gelder flüssig," meinte der Direktor, „und ich würde es natürlich höchst ungern sehen, wenn sich eine auswärtige Bank hier in unserem Kreise festsetzte. Mich wundert nur, daß ich von dem ganzen Plan noch nichts erfuhr."

„Mein Freund ist eben Geschäftsmann und wird schwerlich vorher großen Lärm schlagen. Ich habe vielleicht auch schon zu viel gesagt und bitte Sie, die Sache wenigstens vorläufig durchaus vertraulich zu behandeln."

„Das verspreche ich Ihnen gern. Nur bitte ich, wie gesagt, daß Sie Ihren Freund veranlassen —."

„Wissen Sie was?" unterbrach ihn Fied, „ich bringe ihn her! Ich weiß zufällig, daß er heute hier in der Stadt ist, und wenn ich ihn fasse, muß er mit, er mag wollen oder nicht."

„Wenn Sie das vermöchten, ich wäre Ihnen sehr dankbar und stehe natürlich jederzeit zur Verfügung."

Als Fied auf die Straße trat, pfiff er behaglich durch die Zähne. „Den haben wir," schmunzelte er, „und das ist nicht der Schlechteste!"

Am Nachmittage brachte er Dierk, den er vorher gründlich unterrichtet hatte, zum Direktor, und am Abend konnte dieser seiner Mutter den Vertrags-

entwurf vorlegen, nach dem die Niederdeutsche Bank nicht nur die erforderlichen Hypotheken für die Moorflächen und die notwendigen Gebäude, sondern auch noch erhebliche Betriebsmittel bereitstellen sollte.

„Wird sie das tun?“ fragte Meta zweifelnd.

„Ich weiß nicht, was Fied da angestellt hat, aber die Bank schien außerordentlichen Wert auf die Verbindung mit deinem Sohne zu legen,“ lachte Dierk und faßte sie bei den Schultern: „Mutter, es wird — es wird!“

„Wenn wir nur erst das Moor fest haben!“ sagte Meta wieder.

„Fied ist ein Teufelskerl und wird auch das fertig bringen.“

„Hoffen wirs,“ sagte Meta. Sie dachte an den Voßbauern und ihren alten Haß. Mußte er sich nicht mit allen Mitteln dagegen sträuben, wenn er erfuhr, von wem der Plan stammte? Würde er sich nicht dagegen wehren, gerade ihr Geschlecht auf seinem eigenen Boden emporwachsen zu lassen, so hoch, daß es ihn verdunkelte?

„Zweifelst du etwa, Mutter?“ fragte Dierk erstaunt.

Sie zwang sich ein Lächeln ab und strich ihm mütterlich übers Haar. „Nein, ich glaube!“ sagte sie nur.

In der nächsten Zeit war Dierk tagtäglich draußen auf dem Moor. Die Scheu, das fremde Eigentum

zu betreten, hatte er überwunden. Von seiner Kindheit her kannte er hier Weg und Steg — alles war ihm vertraut, und im Geist hatte er ja längst Besitz ergriffen von diesem seinem eigensten Gebiet. Immerhin vermied er den Weg, der nach des Voßbauern Torfgrabemaschine führte — er wollte weder mit diesem noch mit seinen Leuten zusammentreffen, nur Einsamkeit brauchte er zu seiner Arbeit. Und außer ihm verirrte sich keines Menschen Fuß hierher. Ungestört konnte er abschätzen und messen und mit dem kleinen mitgeführten Spaten den Boden prüfen, um die günstigste Lage für das Werk festzustellen. Wäre er nicht mit allen Tücken des Moores vertraut gewesen, so hätte ihn leicht die schlammige Tiefe lautlos hinabgezogen in ihr unergründliches Reich, aber er ließ sich nicht locken von der grünlichschimmernden Pflanzendecke, die den schwarzen Sumpf überzog, und dem scheinbar festen Erdboden, der den Fuß einsinken ließ und festhielt und die einmal gepackte Beute langsam hinunterzog in den gurgelnden Schlamm.

Wer sagt, daß das Moor nicht schön ist? Nur düster, wuchtig und groß ist sein Gemälde, und die Farben, Himmel und Erde, sind mit gewaltigem Pinsel gemalt — nur Himmel und Erde und sonst nichts. Aber die ungeheure blaue Kuppel steht hier ringsum frei auf dem braunen Boden, und wie oben die stillen Wolken in lichten und düsteren Farben lächeln und drohen, so lächeln und drohen auf der Erde silberne Inseln und dunkle Flecken —

silberne Inseln von seidenschimmernden Gräsern und dunkle Wasserflächen, die schwarz und unbewegt ruhen, ohne Atem und Wellenschlag — dunkle Augen der Einsamkeit, aus denen die Schwermut der Erde emporklagt zu den lichteren Himmelsgebilden.

Einmal aber traf Dierk hier doch einen Menschen. Als er eines Nachmittags, ermüdet vom eifrigen Bücken und Graben, sich aufrichtete und, die Augen mit den Händen beschattend, über die sonnenflimmernde Fläche sah, kam eine Frauengestalt geradeswegs auf ihn zu.

Wie mit dem dunklen Rock aus dem Boden gewachsen, stand sie groß vor dem hellen Himmel, und es dauerte ein paar Augenblicke, bis er begriff, daß es kein Traumbild, keine Spukgestalt des Moores, sondern ein menschliches Wesen sei, das hier ging. Da schrak er zusammen — zwischen ihm und ihr lag ein Sumpf, der sie verschlucken mußte, aber sie wandte sich sicher zur Seite und kam ihm nun auf festem Boden näher.

Plötzlich erkannte er des Voßbauern Tochter; da richtete er sich auf und erwartete sie. Ob sie ihn erkennen würde? Hoffentlich nicht den Strolch, der vor Jahren an ihres Vaters Maschine arbeitete, aber den Nachbarsjungen, mit dem sie als Kind im Apfelbaum geschaukelt hatte. Jetzt war sie bei ihm. Kühl und fragend sah sie ihn an und wich seinem Blick nicht aus, er fühlte, wie er von Kopf bis zu Füßen geprüft wurde, als sie an ihm vorbei-

gehen wollte. Er lächelte — das war die Sicherheit des Besitzers, das Verwundern darüber, daß ein Fremder sich anmaßte, hier einzudringen.

Ohne Gruß war sie halb an ihm vorüber, da reizte ihn ihre kühle Art und er rief sie an: „Guten Tag, Teda!“ Sie blieb stehen und sah ihn erstaunt, fast herausfordernd, feindselig, und doch ohne Furcht an. Er streckte ihr die Hand entgegen und lachte fröhlich auf: „Du hast deinen Nachbarsjungen Dierk Folkers wohl ganz vergessen?“

„Dierk Folkers?“ fragte sie, und der feindselige Ausdruck ihres Gesichts ging in fragendes Staunen über. Sie sah ihm fest in die Augen, dann sagte sie, ohne seine Hand zu beachten: „Ach — Dierk — das sind Sie?“

„Ja, ich bins selber, Fräulein Teda — und wir könnten ruhig wieder du zueinander sagen, mein' ich.“

Er wußte nicht, woher ihm dieser Mut kam, es war wohl ihre sichere Art, die ihn herausforderte, ihr den Überlegenen zu zeigen. Sie ging zögernd darauf ein. „Natürlich — also guten Tag und willkommen in der Heimat,“ damit reichte sie ihm endlich die Hand.

Er hielt sie absichtlich eine gute Weile fest. „Wenn du Zeit hast, laß uns ein wenig plaudern,“ sagte er dann und breitete seinen Lodenmantel über einen Grasbüschel, „hier läßt sichs ganz herrlich sitzen.“

Damit setzte er sich selber hin und empfand es als einen Sieg, als sie, nach einem raschen Entschluß,

sich ebenfalls niederließ. Seinen Mantel allerdings ließ sie unbenutzt und setzte sich ihm gegenüber.

„Und nun erzähl mir, wie es dir die lange Zeit über ergangen ist," sagte er.

„Von mir ist wohl wenig zu erzählen," antwortete sie. „Aber du — was treibst du hier?"

„Hier," hatte sie gesagt und er fühlte, das war eine Aufforderung, sich zu rechtfertigen, daß er auf dem Moor ihres Vaters herumliefe. Da mußte er lächeln. Sie war ein Herrenkind und sah in ihm noch den armen Tagelöhnersjungen, der sich herausnahm, was ihm nicht gebührte. Fast hatte er das Verlangen, sie einmal zu demütigen.

„Was ich hier treibe?" wiederholte er gedehnt und sah ihr lustig ins Gesicht mit dem Vorsatze, ihr irgend etwas aufzubinden. „Möchtest du das wissen?"

Sie wies auf seinen Spaten und sein anderes Gerät und nickte ernsthaft. „Ja, deswegen kam ich heraus."

Da war er verdutzt über ihre ehrliche Offenheit und wurde ein klein wenig rot. „Oh —" machte er — „deswegen kamst du hierher?"

„Ja," meinte sie ganz unbefangen. „Man hatte uns gesagt, daß sich seit einigen Tagen ein Fremder auf unserm Moor zu schaffen machte — da wollte ich selbst einmal nachsehen."

Jetzt schämte er sich, daß er sie belügen wollte.

„Und dieser Fremde, das bin ich also?"

Sie nickte und erwartete anscheinend seine Antwort.

„Wie ist die Prüfung denn ausgefallen?“ fragte er weiter, ein klein wenig spöttisch. „Du gingst doch vorbei!“

„Ich hielt dich für einen harmlosen Gelehrten, der Pflanzen ausgraben wollte — solche Leute sind bisweilen hier gewesen. Aber —“ sie stockte.

„Was aber?“

Sie schwieg einen Augenblick.

„Ich hörte einmal, du wolltest Ingenieur werden,“ sagte sie dann ausweichend.

„Dann bin ich also nicht harmlos?“ spöttelte er.

„Ich weiß nicht, was du damit willst, wenn du kein Botaniker bist,“ sagte sie und deutete auf sein Gerät.

Er sah nachdenklich in ihr Gesicht und versuchte, dies feste und selbstsichere junge Mädchen mit dem Kinde, das er einmal gekannt hatte, in Verbindung zu bringen. Es fiel ihm schwer, die weichen Züge des Kindes in ihrem fast strengen Gesicht zu entdecken. Sie war herbe und spröde geworden, gewohnt, zu befehlen, das Kind des Voßbauern.

„Weißt du noch, Teda, daß wir einmal zusammen gespielt haben?“ fragte er plötzlich und unvermittelt.

„Gespielt?“ Sie lächelte. Und nun veränderten sich langsam ihre Augen, als sähen sie fast mitleidig in eine endlose Ferne, die strengen Linien ihres Mundes wurden weich, und jetzt sah er wieder das Kind vor sich, mit dem er im Apfelbaum schaukelte.

„Ja,“ sagte sie endlich — „das ist wahr. Das

einzige Mal, daß ich wirklich spielte — das einzige Mal."

Es war so ein leiser Klang von Wehmut darin und auch etwas Bitterkeit, daß es ihn seltsam ergriff.

„Du weißt es also noch!" sagte er froh.

Sie nickte. „Auch eine Geschichte hast du mir einmal erzählt."

„Eine Geschichte?"

„Von der Prinzessin im Moor."

„Und das weißt du noch?"

„O ja — fast Wort für Wort. Mir hat sonst niemand wieder Geschichten erzählt." Das klang traurig.

Jetzt war sie ihm auf einmal wieder seltsam vertraut. Er saß mit ihr im Regen unterm Lederverdeck des Wagens eng aneinandergeschmiegt und fühlte ihre kleine, warme Hand auf seinem Arm.

Und dann kam der bittere Abschied von der Heimat.

„Ja — die alten Geschichten —" sagte er endlich.

„Wie ist es dir nachher ergangen?" fragte sie und er hörte zum erstenmal etwas wie Teilnahme daraus.

Da fand er nicht mehr den Mut, spöttisch oder überlegen zu tun und erzählte ihr einiges aus seinem Werden. Sie hörte schweigend zu und spürte wohl, daß er es nicht leicht gehabt hatte, obgleich er ihr das Ärgste verschwieg.

„Und jetzt?" fragte sie, als er zu Ende war.

„Jetzt“ — sagte er, „jetzt fange ich da an, wo ich einmal als Kind aufhörte. Jetzt will ich die Prinzessin erlösen.“

„Unsere Moorprinzessin?“

„Ja,“ sagte er und freute sich, daß sie „unsere“ gesagt hatte, als hätten sie beide hier einen heimlichen, gemeinsamen Besitz.

Eine ganze Weile saßen sie schweigend voreinander. Er wartete auf ihre Frage, aber sie war zu stolz, nach dem zu fragen, was er nicht freiwillig preisgab. Als er sie aber ansah, meinte er, sie machte dieselben Augen wie damals als Kind, da er ihr das Märchen erzählte, halb staunend und bewundernd, und fast feierlich andächtig.

Da sagte er: „Ich hab viel lernen müssen, Teda, um so weit zu kommen. Ich bin Ingenieur geworden und lasse neue Maschinen bauen, mit denen will ich das Moor anpacken und seine Kraft ans Licht bringen.“

„Und das kannst du?“ fragte sie und sah zu ihm auf.

„Es soll meine Lebensaufgabe sein, aber es kann viele Jahre dauern, bis sie gelöst ist.“

„Deshalb also kamst du wieder hierher,“ sagte sie leise. Fast klang es, als läge eine stille Enttäuschung in ihren Worten. Dann stand sie auf und sah einen Augenblick nachdenklich übers Moor: „Ich kann es mir noch nicht vorstellen, aber es soll mich freuen, wenn es dir gelingt.“ Sie gab ihm die Hand zum Abschied. Da sagte er froh: „Und mich

freuts, daß ich dich getroffen habe, Teda. Es war ein Gruß aus der Kinderzeit und soll mir ein gutes Zeichen sein. Auf Wiedersehen." Kräftig faßte er ihre Hand. Dann, als sie schon gehen wollte, wandte sie sich noch einmal zu ihm um: „Vater sieht es nicht gern, daß Fremde heimlich auf sein Moor gehen. Kannst du nicht lieber einmal offen zu ihm kommen?"

„Noch nicht, aber es wird wohl nicht mehr lange währen."

„Dann schweig ich solange."

„Das ist mir lieb — ich danke dir, Teda."

Lange konnte er ihr auf der ebenen Fläche nachsehen, wie sie gewandt und sicher zwischen den Sumpflöchern ihren Weg fand, oder auch mit kräftigem Sprung kleine Hindernisse übersprang. Da freute er sich, wie gerade und biegsam sie war. Erst als die flimmernde Luft sie als undeutlichen Strich verschlungen hatte, nahm er seine Arbeit wieder auf.

Fied konnte mit seinen Erfolgen zufrieden sein. Der Nordfehner Großbauer hatte sich nach einigem Zögern bereit finden lassen, seine ganze Moorfläche für billiges Geld loszuschlagen. Es war ein Kauf, bei dem sich beide Teile ins Fäustchen lachten. Denn der Bauer war in dem Glauben, daß Fied das Moor kaufte, nur um eine Torfgräberei anzulegen — den Plan hatte er selbst früher gehabt. Aber er hatte ihn nach einigen Versuchen wieder

aufgeben müssen, denn weder Bahn noch Kanal waren vorhanden, und das Moor war höchst unsicher und nur zu befahren, wenn den Pferden breite Moorschuhe angelegt wurden. Zudem war die Stadt weit — an wen sollte er also den Torf verkaufen, wenn er ihn glücklich vom Moor heruntergequält hatte? So blieb das Moor eben liegen, wie es seit Menschengedenken gelegen hatte.

Aber bar Geld lacht — und als da so ein junger Kaufmann aus der Stadt kam und ihm die ganze Geschichte abkaufen wollte, brauchte man dem ja nicht gerade alle eigenen Erfahrungen auf die Nase zu binden.

Nur zu wenig wollte er bezahlen, deshalb hatte der Bauer gezögert. Als er aber, scheinbar zufällig, erfuhr, daß der Fremde auch mit der Gemeinde Osterfehn um deren Moor handelte, fürchtete er plötzlich, diese möchte ihm den guten Käufer wegschnappen und schlug rasch zu.

Aber am selben Tage schlug auch die Gemeinde Osterfehn zu, denn man hatte es dem Gemeindevorsteher gesteckt, daß der Fremde schon mit dem Nordfehner Bauern verhandelte und wollte sich doch eine so nette Summe baren Geldes und dazu die mögliche Arbeitsgelegenheit bei einem neuen großen Unternehmen nicht entgehen lassen.

An wen der Fremde seinen Torf später losschlagen wollte, blieb freilich rätselhaft, denn auch hier war weder Bahn noch Kanal. Zudem hatte der schlaue Gemeindevorsteher für alle Anlieger

das Recht ausbedungen, für ihren eigenen Bedarf auch künftig Torf graben zu dürfen, und der Fremde war unbegreiflicherweise darauf hineingefallen. Nur schade, daß er zum Schluß noch beinahe abgesprungen war und man den Preis beträchtlich hatte heruntersetzen müssen, um nicht etwa dem Nordfehner den Verdienst zukommen zu lassen.

Als freilich ein paar Tage darauf der Nordfehner mit dem Osterfehner Vorsteher zusammentraf und dasselbe pfiffige und schadenfrohe Gesicht aufsteckte wie dieser, kam es schließlich heraus, daß der Fremde beide Moore gekauft hatte und nur einen mit dem anderen hatte drücken wollen. Da wurden beider Gesichter sehr lang — was hatte das zu bedeuten? Er konnte doch nicht an zwei Stellen zugleich einen großen Betrieb eröffnen?

So gut nun auch Fied mit diesen beiden fertig geworden war, so viele Schwierigkeiten hatte er mit dem Voßbauern. Alle seine kleinen vorbereitenden Mittelchen verfingen nicht. Der Voßbauer kam nicht, wie er sicher erwartet hatte, um ihm das Moor anzubieten, und so mußte Fied zu ihm gehen. Der Voßbauer hörte ihn zwar an, erklärte ihm dann aber kühl daß er nicht daran denke, sein Land zu verkaufen.

„Ihr Land," lächelte Fied, „nun ja, aber Ihr Moor!"

„Das ist bei mir eins," sagte der Voßbauer. „Ich habs ererbt und ich behalts — Grund und Boden verkauf ich nicht!"

„Aber Sie gebrauchen es nicht," rief Fied. „Das bißchen Torf, das da gegraben wird —"

„Das ist meine Sache," sagte der Bauer. „Ich grabe soviel oder so wenig, wie ich will."

„Bedenken Sie, wieviel Zinsen Ihnen das Moor frißt. Was bringt es ein? Fast nichts! Wenn Sie statt dessen das bare Geld haben —"

„Das hab ich nicht nötig."

Was Fied auch vorbrachte, kühl und überlegen wies ihn der Voßbauer ab. Immerhin verzagte Fied nicht. Er hatte alle Vorteile, die bei einem Verkauf herauskommen konnten, ins rechte Licht gesetzt — sie würden nachwirken, wenn man dem Voßbauern nur Zeit ließ. So ließ er ihm denn Zeit.

Als er nach etlichen Tagen von neuem beginnen wollte, zog der Voßbauer die Brauen noch mehr zusammen.

„Ich hab es abgelehnt und dabei bleibts," sagte er kurz.

Fied brachte das Gespräch zunächst auf andere Dinge. Da zeigte sich der Voßbauer als höflicher und gastfreier Mann. Aber sobald das Moor wieder berührt wurde, versteinte sich sein Gesicht. Er war mißtrauisch geworden und begann nun selbst mit Fragen, die den gewandten Fied ins Gedränge brachten.

„Ich kann Ihnen vorrechnen, daß hier ein größeres Torfwerk nicht bestehen kann, weil wir keinen Anschluß an die Bahn oder an einen Wasserweg haben.

Ich betreibe es nur nebenbei, mit sehr billigen Kräften, und komme kaum auf die Kosten."

„Verkaufen Sie also," sagte Fied.

Der Voßbauer sah den hartnäckigen Menschen prüfend an.

„Was wollen Sie damit?"

Fied wollte den Plan nicht verraten, weil er glaubte, daß der andere dann einen unverschämten Preis fordern würde. Er überhörte daher die Frage, aber der Voßbauer wiederholte sie, und als er nicht gleich eine Antwort bekam, fuhr er fort: „Ich weiß, daß Sie das Nordfehner und auch das Osterfehner Moor gekauft haben. Umsonst gibt kein Mensch soviele Tausende dafür her. Es ist also irgend etwas im Werk, daß Sie auch dies noch haben wollen. Das geht mich nichts an, machen Sie, was Sie wollen, aber von meinem Grund und Boden verkauf ich nichts! Kein Wort mehr davon!"

Dabei blieb er. Als Fied es trotzdem noch einmal wagte, richtete sich der Voßbauer in seiner ganzen Länge auf und sah den fast um zwei Kopf kürzeren Fied so sonderbar an, daß dieser endlich begriff, hier war ein noch härterer Kopf als sein eigener. Er mußte gehen.

Dieses Hindernis konnte den ganzen Plan über den Haufen werfen.

Wieder fand eine Beratung in Metas Stube statt, bei welcher Fied berichtete. Dierk war verzweifelt. Sollte die Arbeit, alles Hoffen umsonst

gewesen sein — alles zu schanden werden an einem einzigen Menschen? Wie er den haßte.

Sommer hatte sich über die Karte gebeugt. Auch er war trostlos und suchte nach einer Möglichkeit, auf des Voßbauern Moor zu verzichten und die Anlage in das Nordfehner oder Osterfehner Moor zu verlegen. Aber einmal hatte der dort gegrabene Torf einen bedeutend geringeren Heizwert, und dann — man hatte keinen Baugrund, keine Zufahrwege, die Lage war so ungünstig wie nur möglich — alles lag nun einmal so, daß man des Voßbauern Moor haben mußte.

„Du meinst also, es ist ganz ausgeschlossen, daß er verkauft?" wandte sich Dierk an Fied, und der bestätigte es mit einem kläglichen Kopfnicken.

Was nun? Man mußte, wenn man nicht alles fallen lassen wollte, eben ins Nordfehner Moor gehen, so ungünstig es auch war.

Bitter dachte Dierk an den Voßbauern. Er glaubte, ihn von Kindheit an gehaßt zu haben, und hatte dieser Mensch ihn nicht als Kind schon aus seiner Heimat vertrieben? Dunkel nur hatte Dierk das damals empfunden, jetzt glaubte er alle Zusammenhänge zu ahnen.

Da riß Fied die anderen aus ihrem Brüten.

„Und wir geben es doch nicht auf!"

„Was willst du machen? Hast du vielleicht ein Mittel, ihn umzustimmen?"

„Zur Zeit noch nicht — aber es könnte sein, daß man eines zusammenbrächte."

„Wenn du hexen könntest, ja."

„Hexen können — das heißt mit dunkeln Mitteln arbeiten — ja, das könnte ich!"

„Sprich dich bitte etwas deutlicher aus," sagte Dierk gereizt.

„Nun denn, man muß ihn von hinten packen, wenn es von vorn nicht geht. Ich hab mich natürlich nach seinen Verhältnissen erkundigt. Er hat zwar einen stattlichen Besitz, aber es lasten einige Hypotheken drauf. Und wenn man die an sich brächte — für Geld ist alles möglich — und ihn damit kitzelte — Meta trat mit zitternden Lippen heran und horchte auf.

„Das wäre gemein," sagte Dierk.

„Geb ich zu," gestand Fied kalt. „Dann verzichte eben auf deinen Plan!"

Dierk preßte die Hände gegen die Schläfen: „Das kann ich nicht," stöhnte er.

„Er oder du — etwas anderes gibts nicht. Und darum —" Er schwieg und sah sich um. Keiner antwortete ihm. „Soll ich also?" fragte er.

„Nein!" sagte da Meta hart und faßte seinen Arm, als müßte sie ihn zurückhalten.

Dierk wandte sich um und sah die Mutter verwundert an.

„Nein," sagte sie aufatmend, „das soll er nicht. Aber — ich selbst will hin zum Voßbauern — morgen früh."

Fied zuckte die Achseln.

„Du — Mutter?" rief Dierk.

Sie nickte. „Ja, ich muß mit ihm reden!“

„Dann gehe ich mit dir!“

„Nein,“ sagte sie, „allein will ich zu ihm gehen, denn was ich ihm zu sagen habe —“ Sie sah starr geradeaus. Dierk sah, wie sie sich überwinden mußte bei diesem Entschluß. Er griff nach ihrer Hand und drückte sie: „Mutter!“

Sie schob ihn fort: „Ich will es versuchen.“ Dann ging sie aus dem Zimmer.

Der Voßbauer war ein einsamer Mann geworden. Nach dem frühen Tode seiner Frau hatte er sich mit Haushälterinnen herumgeplagt, bis jetzt seine Tochter ihm den Haushalt führen konnte. Er war geachtet und berühmt bei seinen Berufsgenossen im ganzen Lande wegen seiner großen Heideaufforstungen und seines Musterbetriebes. Geachtet und gefürchtet — denn er war ein harter Mann — aber beliebt war er nicht.

Was brauchte ein Voßbauer Liebe? Der hatte seinen großen Besitz und seine Arbeit, was wollte er mehr? Nein, mehr wollte er auch nicht.

Früher freilich, da wars anders gewesen.

Die lustigen, wilden Jahre — was für ein Kerl war er gewesen, wieviele Mädchen hatten für ihn geschwärmt! Und er — nun ja, er hatte sein Leben genossen — alle hatten sie ihn geliebt, alle, und die Nächte mit ihm durchtollt. Alle — nur eine nicht!

Und diese eine — er wußte nichts mehr von ihr.

Ihr Haus stand noch da, am Moor, neben den großen Feldern, die er dem mageren Heideboden abgetrotzt hatte.

Immer, wenn er vorbeiging, mußte er einen Blick darauf werfen. Allmählich war es verkommen und verfallen — verkommen wie die, die darin gewohnt hatte. Immer, wenn er vorbei ging, mußte er an sie denken.

Die einzige, die sich ihm versagt hatte — die einzige, die er — vielleicht — hätte lieben können.

Warum hatte er den alten Kasten nicht längst abbrechen lassen? Holz und Steine hätte er manchmal gut verwenden können, aber irgend etwas hatte ihn abgehalten.

Er schaute gern einmal hin, wenn er vorbeikam — mochte es also stehen bleiben. Und zudem hatte sonderbarerweise auch seine Tochter eine Schwäche für den alten Bau, den sie doch in ihrer Kindheit kaum einige Male betreten hatte.

Erinnerungen? Er lächelte vor sich hin — er und seine Tochter, sie waren beide zu gesund, um so etwas zu pflegen. Nein, das wars nicht. Aber immerhin, man konnte das Gerümpel ja stehen lassen, es war niemand im Wege.

Er schalt auf die Arbeiter, die heute Latten aus dem Zaun gebrochen hatten, weil sie zu bequem waren, andere zu besorgen. Da hatte er von einem ein Wort aufgefangen: „Was hat der Bauer an dem alten Kasten?“ Darüber mußte er nachdenken, als er den sonnigen Weg nach seinem

Hause ging. Ja, was hatte er an dem alten Kasten?

Daheim war Besuch. Er trat in die große, kühle Stube. Da stand eine Frau am Fenster, städtisch gekleidet, mit grauen Haaren, aber aufrecht und kräftig. Er sah ihr ins Gesicht — und blieb verwundert an der Tür stehen. Das, das war doch — „Meta?“ rief er unwillkürlich.

„Ja, Ubbe, ich bins,“ sagte sie und streckte ihm die Hand hin. Er ergriff sie und umschloß sie mit seinen beiden.

Dann, als wären sie beide verlegen über die vertrauliche Anrede, schwiegen sie, bis er sie nötigte: „Willst du nicht ablegen? Setz dich bitte!“

„Ja,“ sagte sie, „es ist warm heute,“ und nestelte ihren Mantel auf.

Und nun saßen sie sich gegenüber, und als sie sich ansahen, wußten sie beide nicht mehr, daß sie vor vielen Jahren im Zorn voneinander geschieden waren, daß sie sich eigentlich immer unendlich ferngestanden hatten. Aber ihre heimlichen Gedanken all die lange Zeit hindurch hatten eine Brücke geschlagen. Soviel hatten sie sich im Stillen miteinander beschäftigt, daß es ihnen war, als hätten sie viele Jahre zusammengelebt.

„Meta —“ sagte er froh, „daß du doch einmal kommst —“.

„Das hast du wohl nicht erwartet, Ubbe —“.

„Nein, — ich hab' nichts mehr von dir gehört.“

„Es ist sehr lange her, daß wir uns sahen," meinte sie.

„Das heißt," sagte er, „gedacht habe ich wohl daran. Damals, als ich hörte, daß Harm gestorben sei, glaubte ich fest, du würdest zurückkommen — es ging euch nicht gut in der Stadt —".

„Es waren harte Jahre damals — aber das ist lange vorbei."

Sie strich sich mit der Hand das Haar zurück, und diese Bewegung erinnerte ihn jäh an die einzige Nacht, die er mit ihr durchtanzt hatte. Genau so hatte sie gemacht, als sie, vom Tanz erhitzt, an seinem Arm hing. Wie war er verliebt gewesen in ihr feines Handgelenk. Ach, das war über zwanzig Jahre her, und doch war sie noch so straff und schlank. Nußbraun war ihr Haar gewesen und sein Duft hatte ihn berauscht, wenn er beim Tanz darauf niedersah. Jetzt war es grau.

„Ja, es ist lange vorbei," sagte er nachdenklich.

Eine Weile schwiegen sie beide. Er suchte in ihrem Gesicht, das war wohl alt geworden, aber die helle Stirn hatte sie immer noch und dieselben braunen Augen. Aber um den Mund lagen Falten, viele kleine Falten.

„Du hast viel durchgemacht, Meta," sagte er, und sie fühlte, daß es weich klingen sollte.

„Du mußt hart bleiben," dachte sie und gab sich einen Ruck: „Es war nicht so schlimm — ich habe ja meinen Jungen."

Er fühlte die Abweisung und lachte bitter auf.

„Kinder haben ihr eigenes Leben. Wenn sie alt genug sind, fallen sie von uns ab. Was wissen die von uns? Man macht sie groß — das ist alles."

„Nein, das ist es nicht. Man kann mit ihnen hoffen und arbeiten —".

Er schüttelte den Kopf: „Sie haben andere Gedanken, die uns nichts angehen. Unser eigenes Leben, das ist die Hauptsache. Was sollen uns die anderen?"

„Bist du immer noch so rücksichtslos?" fragte sie. Ihre Augen blitzten ihn feindlich an. Er stutzte.

„Mag sein, daß das rücksichtslos ist. Ich hab ja auch eine Tochter — aber — kann sie mir das geben, was du mir hättest geben können — du, ja du!"

Er trat dicht vor sie hin und ihre Blicke tauchten ineinander.

Da vergaßen sie beide, daß sie inzwischen alt geworden waren und fühlten nur mit trotzigen Herzen das Unrecht, das sie erlitten hatten, und daß sie um das Glück ihrer Jugend betrogen worden waren. Dem Voßbauern wallte das Blut auf. Die Leidenschaft brach aus ihm hervor wie ein wilder Bach, der, lange gehemmt, endlich die Felsen zur Seite schleudert und talwärts braust.

„Du warst mein! Und wenn ich dich an mich riß, wars mein gutes Recht, trotz allem! Das hab ich gefühlt, tief gefühlt, daß wir eins waren und zusammengehörten — daß du mein warst. Ach — ich kann nicht bitten und betteln und lange schmachten und winseln. Sitte? Pah, das ist Feigheit, gut

für Krüppel und Schwache! Aber wir waren Menschen, volle Menschen mit heißem Blut, du und ich — und daß du mich zurückstießest, das war deine Sünde — deine Schuld, deine! Das hat unser Leben auseinandergerissen!"

Da flammte sie empor und blitzte ihn an: „Du — du hattest ein Recht — und ich? Hatt' ich nicht auch ein Recht, frei zu sein und zu wählen, oder mußt' ich mich niederreißen lassen wie ein Tier von jedem, dems nur gefiel?"

Aber er hielt ihren zornigen Blick aus: „Wählen? Da gabs nichts mehr zu wählen!" Er senkte die Stimme und flüsterte es ihr heiß in die Ohren: „Du und ich, wir waren bestimmt füreinander, das fühl ich! Oder hast du damals etwa gewählt, als du dich dem anderen an den Hals warfst?" Er lachte hart auf. „Wählen? — das war Flucht — lüg dir nichts vor — Flucht vor mir!"

Sie wollte auffahren, sich gegen die Wahrheit wehren. „Nein, nein," schrie sie, aber ihr Herz zitterte: „ja."

Er ballte die Fäuste und atmete schwer auf. „Und feige Flucht war das, daß ich — von dir abließ — und die andere nahm —. Das war feige — von mir." Sie standen voreinander, wild erregt; schuldig alle beide, und die Schuld ihres Lebens drückte ihre Stirnen nieder.

Endlich hob sie den Kopf, aber er war ihr schwer, und sie lehnte sich rückwärts gegen die Wand.

„Sag mir, ob das so ist," begehrte er herrisch.

Da wallte ihr Jugendblut noch einmal auf, sie warf den Kopf in den Nacken und sagte mit trotzigen Lippen: „Ja, ja! Warum soll ichs nicht sagen?“

Er faßte ihre Hand und jubelte auf: „Meta!“ Aber sie riß die Hand heftig zurück: „Laß Ubbe — das ist zu spät.“

„Nichts ist zu spät, wenn wir wollen!“

Da hatte sie ihr Herz wieder in der Gewalt: „Ich will aber nicht. Nie laß ich mich zwingen, hörst du? Nie — bis —“ sie sah ihm tief in die herrischen Augen und bannte seinen wilden Stolz, daß er unsicher wurde. Da vollendete sie: „Bis ich vielleicht einmal von selbst komme.“

Da biß sich der Voßbauer auf die Lippen und trat zurück.

Eine tiefe Stille kam. Es war Mittag, draußen auf dem Hof fuhren Wagen, der Großknecht schimpfte, aber sie hörten alles nur wie aus einer fernen, unwirklichen Welt an ihr Ohr schlagen.

Endlich sagte der Voßbauer, ohne sie anzusehen: „Bist du heute gekommen, um mir das zu sagen?“

Sie hatte ihre Erregung bezwungen und antwortete ruhig: „Nein, ich wollte ein Geschäft mit dir abschließen.“

„Ein Geschäft?“

„Ja, Ubbe, dein Moor sollst du mir verkaufen!“

„Überrascht fuhr er herum und starrte sie an.

„Dir? — das Moor?“

„Ja — mir oder meinem Sohn. Er hat das Geld zur Verfügung.“

„Du weißt, daß ein Bauer kein ererbtes Land verkauft."

„Weil er es selber bearbeitet. Ja, das weiß ich. Aber was er nicht gebraucht und tot liegen läßt, das soll er weggeben, damit andere es verwerten."

Er lachte auf. „Was ich nicht konnte —" aber sie unterbrach ihn: „Das kann diesmal ein anderer, kann mein Sohn."

Spöttisch fragte er: „Warum kommt er nicht selbst?"

„Ihm hättest du es abgeschlagen, das weiß ich, wie du es auch seinem Freunde abschlugst. Mir aber, Ubbe, mir wirst du es nicht abschlagen."

„Schlägst du mir nicht auch alles ab?"

„Hast du mich je um etwas gebeten? Gefordert hast du — und dagegen wehrt man sich."

Er lachte hart auf: „So wehre ich mich auch und behalte, was mein ist."

Wieder kam eine Stille, und ein paar Herzen, die sich öffnen wollten, schlossen sich noch herber und trotziger als zuvor.

Meta wollte vor ihn hintreten, ihm ihren Trotz ins Gesicht schreien, ihren beleidigten Frauenstolz — da besann sie sich. Nicht als Weib stand sie hier, nicht ihre eigene Sache sollte sie verfechten — die Mutter stand hier für ihren Sohn. Mit Gewalt zwang sie die Worte, die nicht über ihre Lippen wollten.

„Ubbe — ich —", da brach sie ab. Und dann zwang sie sich von neuem.

„Ubbe, ich — bitte dich.“ Da war es heraus, kurz und herb.

Den Voßbauern riß es am Herzen, er hörte, wie übermenschlich diese Frau ihren Stolz selber zerbrach — diese Frau, die so stolz war, daß sie seine Liebe verschmähte.

Unbeweglich stand er.

Da klang es noch einmal durchs Zimmer, voll und laut, und zitterte drohend von mühsam niedergehaltenem Zorn und Trotz: „Ubbe — hörst du — ich bitte dich.“ Aber ihr Trotz prallte auf seinen und ließ ihn sich wehren, und das leise Drohen ihrer Stimme forderte einen Widerstand in seiner Brust. Er schwieg. Doch in seinem Gesicht zuckte es, und seine Lippen preßten sich noch fester zusammen, die kleinen Muskeln um seinen Mund sprangen.

Meta aber, bebend vor Erregung, sah, wie seine Züge sich verhärteten. Eine dunkle Welle — Scham, Stolz, Trotz — schlug über ihr zusammen und raubte ihr die Besinnung. Sie wußte nicht, was sie tat, ihr war, als müßte sie die Fäuste ballen, sich wehren, nein, sich über diesen Mann stürzen, der so eisern in ihrem Leben stand — so eisern, daß ihr Wille zerschellen mußte an dem seinen.

Aber indem ihre Augen sich noch festsogen an seinem ehernen Gesicht, jeden kleinsten Zug gleichsam vergrößernd in sich aufnahmen, erschrak sie jäh. Da sah sie das Verwandte in ihm mit sich selbst. Und daß dort etwas schlummerte, was sie nicht nennen konnte, aber in tiefster Seele verstand —

dieser Mann war bittereinsam, gerade wie sie. Eine Binde fiel von ihren Augen, und sie wußte, daß er litt — tief und einsam litt. Da wuchs sie empor und stand hoch über ihrem Zorn, daß sie Trotz und Stolz in ihm begreifen konnte und das Harte und Kantige in seinem Leben. Daß sie begriff, wie sie beide aneinander leiden mußten, weil sie nicht gegen ihre Natur handeln konnten.

Sie fuhr über die Stirn, als müßte sie einen Nebel verscheuchen, und atmete befreit auf. Und sah ihn an, gütig und milde, und überreich in ihrer Liebe.

Dann kam es noch einmal über ihre Lippen, leise und innig: „Ubbe — ich bitte dich."

Da hörte der Voßbauer die ganze unendliche Liebe eines Frauenherzens, die fast ein Menschenalter unterdrückt worden war, rein und unverstellt zu sich sprechen. Die harten Muskeln an seinem Kinn entspannten sich. Ein Staunen kam über ihn, er wandte lauschend den Kopf, welch ein Klang war das? Wie weich und lind — er hörte es, er empfand es mit allen Sinnen, er las es aus einem demütig lächelnden Gesicht — da verstand er jäh den ganzen Sinn, die tiefe Bedeutung dieses Wortes — ihre unendliche Liebe — die ihm hier als Geschenk freiwillig entgegengetragen wurde. Das erschütterte ihn so, daß er nicht sprechen konnte. Ein rauhes Schluchzen kam aus seinem Munde.

„Meta — Meta," stammelte er fassungslos und streckte die Arme aus.

Da ließ sie es geschehen, daß er sie an sich zog, daß er ihren Kopf zwischen seine zitternden Hände nahm und ihre Wange an seine legte. Sie strich ihm leise über sein dichtes Haar, das an den Schläfen schon weiß wurde — weich und zärtlich, und duldete es, als er sie plötzlich mit beiden Armen umschlang und an seine Brust preßte.

„Wir dummen, dummen Menschen," sagte sie lächelnd.

Da schrie er auf: „Warum nicht damals, als wir jung waren — Meta, warum erst jetzt?"

„Wir konnten beide nicht anders, Ubbe —".

Er drückte sein Gesicht an ihre Schultern und stöhnte noch einmal: „Warum nicht früher?"

„Wir haben beide erst lernen müssen, ein ganzes Leben lang, um uns zu verstehen — ist's nicht genug, daß wir am Abend zusammenfinden? Daran wollen wir uns genügen lassen."

Da sprang er hoch und reckte die Arme: „Sind wir denn nicht noch jung genug, glücklich zu werden? Kaum fünfzig — wir nehmens noch einmal wieder auf, das Leben — willst du, Meta?"

Groß und kraftvoll stand er vor ihr, und seine Augen leuchteten. Aber sie schüttelte den Kopf.

„So nicht, Ubbe. Wohl jung genug, um glücklich zu sein — aber laß uns frei bleiben — das ist besser für uns beide."

Er wollte auffahren, da klang Tedas Stimme über die Diele, die zum Essen rief. „Geh jetzt, Ubbe, über das andere reden wir dann später."

Er öffnete die Tür: „Leg ein Gedeck mehr auf, Teda, wir haben einen Gast!“ Und als Teda eintrat, machte er die Frauen miteinander bekannt.

„Wir waren einmal Nachbarn,“ sagte Meta zu dem Mädchen, „aber das ist lange her.“

„Und doch weiß ichs noch,“ sagte Teda und sah der fremden Frau in die Augen. „Es war in dem kleinen Haus auf der Heide.“

„Das hast du behalten?“ fragte der Voßbauer verwundert.

„Ich hab dort einmal gespielt, Vater.“

„Na ja,“ meinte er, „das muß aber lange her sein.“

„Ja, Vater, sehr lange. Es ist auch meine einzige Erinnerung,“ sagte sie herbe.

Als sie dann in der niedrigen, dunkelgetäfelten Stube beim Essen saßen, sagte der Voßbauer plötzlich zu seiner Tochter: „Ich hab über dein Erbteil verfügt und heute doch das Moor verkauft, trotzdem ich neulich den Kerl darum hinausgeworfen habe. Es wird dir vielleicht nicht recht sein?“

„An wen?“ fragte Teda ruhig, ohne aufzusehen.

„Hier an unsere alte Freundin, oder vielmehr an ihren Sohn, aber den hast du wohl kaum kennen gelernt?“

Da hob das junge Mädchen den Kopf und sah einen Augenblick mit großen Augen in die Ferne. „Ich kenne ihn wohl — Er wird also doch noch das Moor erlösen!“ sagte sie leise, wie zu sich selbst.

Dann besann sie sich, beugte sich über ihren Teller und aß weiter.

„Erlösen? Das ist ja ein wunderlicher Ausdruck," lachte der Voßbauer, „wie kommst du darauf."

Aber sie gab ihm keine Antwort.

Verwundert sah er Meta an, aber die hatte nicht auf Tedas Worte geachtet. Gegenüber dem gewaltigen inneren Erleben der letzten Stunde kam ihr jetzt klein vor, was doch noch heute morgen ihr heißester Wunsch, ja die Ursache ihres Besuches überhaupt war. Und da er so gleichmütig fahren ließ, was er sonst eisern festgehalten hätte, wußte sie, daß auch der Voßbauer ein anderer Mensch geworden war. Ja, sie gehörten zusammen.

Als Teda sie nach dem Abräumen allein gelassen hatte, legte sie ihre Hand auf die breite Rechte des Voßbauern: „Lieber Ubbe, ich habe noch eine Bitte. Überlaß mir das alte Haus an der Heide, ich muß in der Nähe sein, wenn mein Sohn draußen sein Werk beginnt."

„Nur deshalb?" fragte er, „Meta — wirklich nur deshalb?"

Sie sah ihn lächelnd an: „Deshalb, und — damit ich dir näher bin."

Da vergaß der Voßbauer, daß ein Vierteljahrhundert zuviel vergangen war und küßte den welken Mund, der sich ihm so trotzig versagt hatte, als er in Blüte stand.

Die Osterfehner sowohl als die Nordfehner Bauern kamen beide nicht auf ihre Kosten. Denn so sehr sie die Hälse reckten, von dieser Seite des Moors war vorläufig nichts, aber auch gar nichts von dem neuen Unternehmen zu spüren. Um so mehr wurde darüber gesprochen, und unerhörte, ganz unglaubliche Dinge wurden erzählt von Leuten, die den weiten und gefahrvollen Weg durchs Moor nicht gescheut hatten, um sich selbst von der Sache zu überzeugen. Eins stand fest: Auf des Voßbauern Moor grub man ein Loch — ein Loch, bodenlos tief, an dem hunderte von Arbeitern zu tun hatten. Riesengroß im Geviert, senkrecht hinabgehend in den schwarzen Grund. Was hatte das zu bedeuten? Wollte man einen See graben? Bedenklich schüttelte man den Kopf. Dann wußte einer zu erzählen, daß mit der Feldbahn Buschwerk und Balken, Sand und Steine herangefahren wurden, man wollte bauen, in diesem großen Loch bauen. Das kam ihnen vor wie Teufelsspuk und Gotteslästerung. Auf dem Moor bauen? Mußte nicht alles versinken und verschlungen werden von der schlammigen Tiefe? Wie wollte man bauen können dort, wo die Pferde nur mit breiten Holzschuhen gehen durften, wo man selbst für die kleine Feldbahn erst mit unendlicher Mühe einen schmalen Damm hatte schaffen müssen? Es konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, und man erzählte sich flüsternd die alte, schaurige Sage, daß ein lebendiges Kind mit vermauert werden müßte, wenn ein Bau auf solchem

Grunde Bestand haben sollte. Ängstlich hüteten rings ums Moor die Mütter ihre Kinder.

Aber das böse Gerücht lief weiter und eines Tages saß es leibhaftig in des Voßbauern Haus, in Gestalt der alten Dinamöhm, einer Osterfehner Tante des Voßbauern. Freilich an den Voßbauern selber traute sich die nicht heran, aber Teda wurde flüsternd anvertraut, was man an der anderen Seite des Moores erzählte.

Teda lachte hell auf: „Glaubst du das, Tante Dina?"

Die wiegte bedenklich ihren grauen Kopf: „Kind Kind, du kennst die Menschen nicht." „Nein, wirklich nicht," sagte Teda ärgerlich, „daß sie so dummes Zeug schwatzen können."

Beleidigt fuhr Tante Dina wieder heim. Aber Teda, jetzt hellhörig geworden, vernahm bald Tag für Tag, was sich die Leute erzählten. Über die Gruselgeschichten lachte sie. Aber Leute, die es wissen mußten, behaupeten, daß dieser Bau unmöglich Bestand haben könne, daß Hunderttausende dort nutzlos versenkt würden.

Da fragte Teda ihren Vater. Der sah sie verwundert an und gab ihr kaum eine Antwort: „Das verstehst du doch nicht."

Sie ließ sich aber nicht abweisen: „Ich möchte es verstehen lernen," sagte sie.

„Ich weiß selbst nicht genau Bescheid," gab er zu, „aber wenn er das durchsetzt, was er will, dann kann er was."

Darin lag eine fast widerwillige Anerkennung.

In Tedas Stirn stand jetzt oft eine senkrechte Falte. Sie hatte zu ihrem Vater aufgesehen als zu dem Besten und Klügsten. Gab es einen Menschen der mehr konnte, mehr verstand als er? Jetzt wurde sie irre an ihm. Warum überließ er dem anderen Ruhm und Arbeit? Er war überhaupt anders geworden, gelassener, ruhiger und heiterer. Aber das war niemand an ihm gewohnt, und Teda, anstatt ihm näher zu kommen, fühlte sich ihrem Vater entfremdet und war einsamer denn je. Um so mehr beschäftigte sie sich in Gedanken mit dem Werk im Moor. Es kam ihr vor wie etwas Unerhörtes, Atembeklemmendes und Gewaltiges, an dem alle Anteil hatten, alle, die nur irgendwie beim Graben oder Bauen draußen beschäftigt waren — nur sie nicht.

Sie hatte alle Last des großen Hauswesens ganz allein getragen und das als selbstverständlich hingenommen. Jetzt empfand sie bitter, wie eng ihr Kreis war, wie abgeschnitten vom Leben und wie einsam sie hier auf dem großen Hof hauste. Und eines Tages überfiel sie plötzlich die Angst, irgend etwas glitte unaufhaltsam an ihr vorüber, und sie selbst stände meilenfern abseits — ganz allein und müsse es festhalten. Immer mächtiger wurde dies Gefühl in ihr. Und eines Sonntags nachmittags, als der Voßbauer wie gewöhnlich allein fort war, bedrückte sie die schläfrige Stille auf dem großen Hof so sehr, daß sie sich kurz ent-

schlossen ankleidete und nach der vielbesprochenen Baustelle hinauswanderte. Der Weg war weiter, als sie gedacht, und kurz vorm Ziel hielt sie an und überlegte, daß sie eigentlich umkehren müsse, um daheim für das Abendbrot zu sorgen. Aber entschlossen zog sie die Lippen zusammen und ging doch weiter. Mochten die anderen einmal sorgen.

Und dann stand sie endlich an der jetzt menschenleeren Baustelle und sah beklommen die riesenhaften Vorbereitungen, das dunkel gähnende Loch, die ungeheuren Haufen Buschwerk und die Reihe von sonderbaren Maschinen, die auf mächtigen Bohlenunterlagen am Rande der Grube hockten. Vor einer niedrigen Bretterbude stand ein Tisch, auf dem zusammengerollte Zeichnungen lagen. Das waren die Schlüssel zu diesen Dingen. Hastig griff sie danach und rollte ein Blatt auseinander, aber verständnislos sah sie auf ein Gewirr von schwarzen, roten und blauen Linien. Hilflos wollte sie es aus der Hand legen, da klang hinter ihr eine Stimme: „Soll ich dir das Blatt einmal erklären, Teda?“ Als sie erschrocken herumfuhr, stand Dierk Folkers vor ihr und begrüßte sie ruhig lächelnd. Da überwand sie Scham und Verlegenheit und sagte einfach: „Wenn du das wolltest — aber ich weiß nicht, ob ich es begreifen werde.“

Er nahm ein anderes Blatt und entrollte es: „Das ist der Grundriß. Hier ist das Hauptmaschinengebäude, siehst du, das kommt da hin.“ Er wies auf die tiefe Ausschachtung.

„Dahinein?“ fragte Teda. Er lachte: „Da unten freilich nicht. Aber wir mußten erst eine Schicht Moor abgraben. Jetzt werden unten Pfähle eingerammt, das besorgt diese Maschine hier, darüber kommt immer abwechselnd Geflecht von Buschwerk und klarer Sand und zuletzt die große Eisenbetonplatte, hier ist der Querschnitt.“ Er zeigte ihr die Einzelheiten. Sie fragte, bis sie alles genau verstand. Er freute sich über ihren Eifer und erklärte ihr die ganze äußere Anlage, zeigte, wo die einzelnen Gebäude stehen sollten und welche Vorbereitungen nötig waren, um sie sicher aufbauen zu können.

Sie war schweigsam und nachdenklich geworden.

Er fühlte es und fragte: „Es wird dir zuviel, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist es nicht — aber —“

„Was meinst du?“

„Nun ich es verstehe, ist alles so nüchtern.“ Und als er sie verwundert ansah, fuhr sie fort: „Die Leute erzählen Wunderdinge von hier. Da mußte ich an unser altes Märchen denken und glaubte —“

Er wartete, aber sie vollendete nicht und sah mit einem betrübten Ausdruck in die große Grube, in deren Tiefe sie jetzt die Köpfe der eingerammten Pfähle erkennen konnte. Da verstand er sie plötzlich. Er hatte den Zauber, der seit ihren Kindertagen über dem Moore lag, das Geheimnisvolle und Unbekannte, das es so schwermütig und anziehend machte, durch seine fachmännischen Erklärungen

zerstört; nun lag es nackt und nüchtern vor ihren Augen und ließ keinen Raum mehr für Märchenerinnerungen.

Es tat ihm leid und er sagte rasch: „Aber dies alles ist ja nur das Äußerliche, der Körper gewissermaßen, in dem eine Seele wohnen soll."

„Du meinst eine Maschine," sagte sie und es klang fast ein wenig bitter.

Er schüttelte den Kopf. „Eine Maschine ist ein Ding aus Eisen, ein Werkzeug. Aber das Ganze, das ich schaffen will, ist etwas anderes." Er wies weit in die Runde. „Vor Jahrtausenden ist hier schon einmal helles Leben gewesen, vielleicht ein großer Wald mit Vögeln und seltsamen Tieren, vielleicht auch mit Menschen, von deren Dasein wir nur eine dunkle Ahnung haben. Das alles liegt hier vergraben, vielleicht hunderttausende von Jahren, das weiß kein Mensch. Aber das Leben, das da erstickt ist, das ist nicht einfach tot, das schlummert nur, das drängt hoch, will ans Licht, will wieder mittun und leuchten —"

Sie sah ihn an, und obwohl er gerade vor ihr stand, merkte sie doch, daß seine Augen sie gar nicht ansahen, daß sie weit in eine unbekannte Ferne gerichtet waren.

So konnte sie ihn betrachten, ohne daß er es empfand. Und wie er weitersprach, tief ausholte und seinen Plan entwickelte, nicht in Einzelheiten, sondern nur als den aus dem Unbewußten geborenen Gedanken, die in der Tiefe schlummernde

Lebenskraft ans Licht zu schaffen und selber leuchten zu lassen, da hatte sie fast dasselbe Gefühl wieder wie damals, als er ihr im Regen unterm Lederverdeck ein Märchen erzählte. Er selber aber wurde von seinen Worten fortgerissen und wußte kaum noch, zu wem er sprach.

Plötzlich schwieg er, fuhr sich mit der Hand übers Haar und meinte, halb entschuldigend: „Ja — ich weiß nicht, ob du mich verstanden hast."

Sie nickte nur, und dann sahen sie beide aneinander vorbei. Nach einer Weile reichte sie ihm die Hand: „Ich muß jetzt nach Haus, Dierk," und zögernd setzte sie hinzu: „Ich danke dir, daß du mir das — so — gesagt hast."

Dann ging sie allein zurück. Sie hätte Eile haben sollen, aber sie ging immer langsamer und versuchte in Gedanken, den Ausdruck seines Gesichts mit den in die Ferne gerichteten Augen festzuhalten. Seine Züge waren ihr plötzlich ganz anders vorgekommen — fremd und doch auch wieder vertraut.

Es war nach der Abendbrotzeit, als sie zu Hause kam. Die Leute hatten schon gegessen, aber der Voßbauer erwartete sie und sagte, ein wenig ungeduldig: „Wo bleibst du denn, Teda? Lübbe Tjassen ist da, wir haben auf dich gewartet mit dem Essen."

Lübbe Tjassen war der einzige Erbe einer großen Bauernstelle, und es galt seit Jahren, ohne daß jemals darüber gesprochen worden war, als ausgemacht, daß er Teda einmal heiraten würde.

Das wußte sie und hatte es so als selbstverständlich hingenommen, Land gehörte zu Land. Wenn er gelegentlich kam, hatte sie gleichgültig mit ihm geplaudert und ihn gern gesehen. Er war ein tüchtiger Landwirt und wußte verständig zu reden.

Heute ärgerte sie sich, daß sie nicht allein bleiben konnte. Als der Voßbauer während des Essens erfuhr, wo sie gewesen war, und fragte: „Wie weit ist es denn jetzt da draußen? Erzähle doch einmal," sagte sie nur: „Es ist noch wenig zu sehen, sie sind noch beim Ausschachten."

Lübbe sagte bedächtig: „Ich habe neulich gesehen, was für eine Unmasse Geld da verpulvert wird. Ich kann mir nicht denken, daß es was Vernünftiges wird." Der Voßbauer zuckte die Schultern, Teda sah vor sich hin und schwieg.

Von dem üblichen abendlichen Rundgang mit dem Gast durch die Ställe schloß sie sich diesmal aus. „Ich bin müde und möchte früh schlafen," sagte sie nur und war froh, als sie allein auf ihrem Zimmer war. Es wäre ihr nicht möglich gewesen, heute über Viehpflege, Milchertrag und Fohlenaufzucht zu sprechen, was doch sonst ihre Freude war.

Am anderen Morgen beim Frühstück meinte der Voßbauer: „Lübbe hat sehr bedauert, daß du gestern so früh verschwandest."

„So," sagte sie, „aber du warst ja da. Hast du ihm nicht die Fohlen gezeigt?"

„Naja," warf er hin, „aber schließlich kommt er doch deinetwegen."

„Er kann ja wiederkommen," sagte sie gleichgültig.

Der Voßbauer rührte nachdenklich in seiner Tasse. „Er meinte, gar zu lange braucht ihr ja nicht mehr zu warten," sagte er endlich, „wie denkst du darüber?"

„Ich habe überhaupt noch nicht daran gedacht."

Der Voßbauer runzelte die Stirn: „Es hat ja auch keine Eile — aber schließlich — er hat die Stelle jetzt allein, und da wäre eigentlich nichts mehr im Wege."

„Willst du mich hier gern los sein?"

Es sollte scherzhaft klingen, aber der Ton gelang ihr so wenig, daß der Voßbauer sie ganz verwundert ansah.

„Davon ist keine Rede," sagte er und schlug mit dem Messerrücken auf die Tischplatte. „Aber du mußt dir doch einmal klar werden, was du willst. Oder ist da irgend etwas anderes — ich meine, hast du dir das anders gedacht — denkst du vielleicht an — sonst jemand?"

„Ich sagte dir ja, daß ich überhaupt noch nicht daran gedacht habe."

Er sah sie prüfend an, aber sie hantierte mit dem Geschirr, so daß er ihr nicht in die Augen sehen konnte und war so gleichmütig wie immer. Da stand er auf: „Na — du kannst es dir ja mal durch den Kopf gehen lassen. Wie gesagt, Eile hats ja nicht."

„Nein, das hats nicht," sagte sie nur.

Als sie allein war, blieb sie einen Augenblick

stehen und dachte an Lübbe Tjassen und wie es in Zukunft einmal werden würde. Dann schüttelte sie den Kopf und ging rasch an die Arbeit.

Sie hatte heute keine Lust zu solchen Gedanken.

Die Bauten stiegen aus der Erde; niedrig, dafür breit und wuchtig hoben sie sich übers Moor. Die große Haupthalle wartete noch auf die Dinge, die sie beherbergen sollte, aber in einem Nebengebäude lief schon eine Maschine. Von dort aus liefen Drähte an hohen Masten hinaus und draußen, weit in der Einöde, tauchte ein seltsames, rasselndes Ungetüm von morgens bis abends stählerne Schaufeln ins Moor und spie schwarznasse Soden aus triefendem Maule.

Als Dierk zum ersten Male diese von ihm erdachte Maschine arbeiten sah, als das scheinbar umständliche und verworrene Gefüge von Schaufeln und Rädern, Ketten und Stangen sinnreich und einfach ineinandergriff und spielend das Zehnfache der bisherigen Arbeit leistete, da schwoll ihm das Herz vor Schöpferfreude. Das war die erste Erfüllung jenes Gedankens, den er in seiner tiefsten Erniedrigung faßte — damals, als er an des Voßbauern Maschine stand.

Grausam deutlich entsann er sich jener Zeit, der gleich ihm elenden Kameraden, der unwürdigen Behausung, des ganzen erbärmlichen Lebens. Ihn schauderte. Er sah die Menschen an, die jetzt draußen im nassen Moor standen zu arbeiten, jetzt seine

Arbeiter waren — hatte er mit seiner Erfindung ihr Leben nur im geringsten bessern können? Nur ihre Schar hatte er vermehrt, ihr Los war das gleiche geblieben.

Das machte ihn betroffen und mutlos. Was half sein Werk der Menschheit, wenn es nur die Zahl der Elenden vermehrte? Er sah sich ihre schlechtgezimmerten, undichten Baracken an und erschrak bei der Vorstellung, daß hier Menschen ein ganzes Leben lang hausen mußten.

Er sprach mit dem Werkmeister, aber der zuckte die Schultern — es sei zumeist hergelaufenes Volk, und sie hätten ihre Arbeit und regelmäßigen Lohn, mehr brauchten sie ja nicht.

Aber Dierk gab sich nicht zufrieden. Er dachte an die bitterste Erfahrung seines Lebens, als er die Massen zu einem erträumten, unklaren Glück führen wollte und sie nur enttäuscht hatte. Damals, in seiner schwersten Stunde, hatte er gefühlt, was ihnen fehlte — die Heimat! Die wollte er ihnen jetzt schaffen.

Ja, eine Heimat sollten sie haben und Haus und Herd, bodenständig sein auf eigener Scholle.

Er besprach sich zunächst mit seiner Mutter und die billigte seinen Plan, ja, sie bestärkte ihn noch und wußte gleich Rat zu schaffen. Der Baumeister, der schon mit seinen Leuten hatte abziehen wollen, bekam neue Arbeit. An günstiger Lage am Rande des Moores wurde Land entwässert, einzelne Stellen abgesteckt, und bald wurde von neuem ge-

mauert. Eine Reihe kleiner, billiger Häuschen sollte entstehen, jedes mit genügend Land, daß ein bescheidenes Heimwesen errichtet werden konnte.

Zuerst fand er wenig Gegenliebe. Man witterte irgendeine Fessel; aber bald kamen einzelne, die ein Mädchen an der Hand hatten und es wagen wollten, ein Heim zu gründen. Er förderte sie, wie er nur konnte, und ehe die Häuser noch unter Dach waren, hatte jedes seinen Bewohner vorgemerkt.

Am begeistertsten von diesem Unternehmen aber war Sommer, der nun schon die ganze Zeit in einem notdürftig eingerichteten Zimmer draußen hauste und die Trennung von seiner Frau nur schwer ertrug. Dierk erriet seinen heimlichen Wunsch, nahm den Baumeister beiseite und konnte eines Tages seinem getreuen Helfer den Plan zu einem netten Häuschen vorlegen, das als Direktorwohnung dienen sollte. Da fiel ihm Sommer um den Hals und nahm dann schleunigst ein paar Tage Urlaub, um mit seiner Trude zusammen die Wohnung im Geiste schon einzurichten.

Dierk selbst wohnte bei seiner Mutter, in dem Hause, in dem er geboren wurde. Er hatte sich die Stube, deren Fenster aufs Moor sahen, als Zeichenstube eingerichtet, auch hatte die Mutter hier ihren Platz mit den Büchern, die sie gewissenhaft führte. Und nach getaner Arbeit saßen Mutter und Sohn hier gern ein Stündchen beisammen und berieten das nächste. An ein oder zwei Abenden in der Woche

aber wurden sie gestört. Dann erschien der Voßbauer und fragte, ob dies oder jenes am Haus schon in Ordnung gebracht sei, oder wie es mit dem Garten gehalten werden sollte, oder ob für den Winter schon Brennholz da sei — irgend etwas fand sich immer. Frau Meta lächelte dann und plauderte gelassen mit dem Störenfried, während Dierk die Mutter nicht begriff und gewöhnlich ärgerlich das Feld räumte. Er wurde weder aus der Mutter noch aus dem Voßbauern klug — warum duldete sie diesen Mann, der doch immer ihr Feind gewesen war, und warum hatte der Voßbauer, nachdem er Fied fast hinausgeworfen, ihm selbst das Moor zu so günstigen Bedingungen überlassen?

Er hatte es hingenommen und nicht lange darüber nachgedacht; genug, daß die Mutter es erreichte. Und er hatte jetzt auch keine Zeit, viel über den Voßbauern nachzudenken — es kamen andere Sorgen.

Die hohen eisernen Masten für die Leitungsdrähte wurden aufgestellt, und ihre schnurgeraden, endlos langen Reihen liefen bald nach allen Richtungen ins Land.

Die Verhandlungen über den Anschluß mit den umliegenden Gemeinden waren ohne große Schwierigkeiten abgeschlossen; bis so weit stimmte alles, wie es berechnet war. Aber darüber hinaus fehlten noch die Großabnehmer, einzelne größere Werke und ein paar Städte, deren Anschluß erst dem Betrieb den erhofften Gewinn bringen sollte. Immer

und immer wieder kam irgend etwas dazwischen, die fast fertigen Verträge abzuschließen. Endlich erfuhr Dierk die Ursache: man arbeitete heimlich gegen ihn und sein Werk. Eine bekannte Riesengesellschaft war seine Gegnerin und suchte sein sorgfältig aufgebautes Netz zu sprengen. Tüchtige Geschäftsleute waren das, die in dem billig arbeitenden Moorbetrieb einen Feind sahen, den man nicht hochkommen lassen durfte.

Jetzt vermißte Dierk seinen gerissenen Freund Fied. Der war längst wieder in Hamburg, vielleicht auch gerade drüben in Argentinien, um die junge Firma Kassen & Thomsen weiter auszubauen. Sollte er ihn bitten, noch einmal wieder zu helfen? Das widerstrebte ihm, selber wollte er sich durchbeißen.

Tagelang verhandelte er jetzt mit den Männern, die zu entscheiden hatten. Aber wie zäh und entschlossen er auch vorging, er kam nicht vom Fleck. Man berief sich auf günstigere Angebote, lehnte nicht ab, aber hielt ihn hin. Da merkte er, daß er so nicht weiter kam, und als ihm der Zufall noch eine Waffe in die Hand spielte, entschloß er sich kurz, seinem Gegner selbst auf den Leib zu rücken. Sorgfältig las er die noch von Fied abgefaßten Verträge und bisher erworbenen Rechte, steckte, was ihn wertvoll dünkte, zu sich und fuhr nach Berlin.

Aber so leicht, wie er sich das gedacht hatte, war es nicht, hier bis zu dem einen Manne vorzudringen, dessen Hände so mächtig bis in den fernsten Winkel

Deutschlands griffen. Der saß verschanzt hinter seinen Schreibfräulein, Abteilungsvorstehern und Betriebsleitern. Erst nach sehr selbstbewußtem Auftreten gelang es ihm, die erste Kette zu sprengen und bis in das Wartezimmer des Allgewaltigen vorzudringen. Ein Diener bat um seine Karte, er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch und schrieb mit kräftigen Zügen seinen Namen darauf. Der Diener verschwand durch eine gepolsterte Doppeltür und ließ ihn allein.

Bequeme Klubsessel luden zum Sitzen. Aber Dierk hatte keine Ruhe, mit langen Schritten ging er auf und ab; ein dicker, kostbarer Teppich dämpfte jedes Geräusch.

Die Minuten vergingen, man ließ ihn warten. Das erbitterte ihn; am liebsten hätte er sich gewaltsam seinen Weg gebahnt, aber er zwang seinen Groll nieder und setzte den Marsch auf dem Teppich fort.

Eine viertel Stunde verging, — eine halbe, — eine ganze.

Wollte man ihn stehen lassen, überhaupt nicht beachten? War er Luft für diese Herren? Er ballte die Fäuste.

Einen Augenblick dachte er daran, einfach nach Hause zu fahren — aber den Gefallen wollte er ihnen nicht tun. Und wenn es bis zum Abend währen sollte — er blieb!

Endlich ging die Tür, der Diener kam mit Papieren heraus, aber er hatte keinen Bescheid für

Dierk; kalt, fast ein wenig spöttisch sah er den ungeschlachten Besucher an und wollte durch eine andere Tür hinaus.

Da vertrat Dierk ihm den Weg und wies mit zwingender Gebärde auf die Doppeltür.

„Melden Sie dem Herrn, daß ich seit zwei Stunden hier warte!“

Der Diener wollte an ihm vorbei hinausschlüpfen, aber Dierk faßte mit eisernem Griff seinen Arm, drehte den Mann herum und schob ihn zurück.

Das half, erschrocken knickte der Kerl zusammen und machte Kehrt.

Einen Augenblick nur, dann war er zurück und blieb in der geöffneten Tür stehen: „Herr Direktor lassen bitten.“

Hochaufgerichtet trat Dierk seinem Feinde gegenüber.

Mitten in dem prachtvoll ausgestatteten Zimmer, hinter einem riesigen Schreibtisch, saß der Direktor, vornehm zurückgelehnt, und sah seinem unwillkommenen Besucher entgegen. Ein paar Sekunden kreuzten sich ihre Blicke, und Dierk las in diesen scharfen, grauen, weißumbuschten Augen, daß er keinen leichten Stand haben würde.

Ohne seinem Gast einen Sitz anzubieten, begann der Ältere: „Was verschafft mir die Ehre, Herr — Herr Folkers?“

„Die Notwendigkeit, Ihrer Gesellschaft gegenüber meine Rechte zu wahren,“ sagte Dierk.

In den Augen des anderen blitzte es auf, aber

dann wies er mit höflicher Handbewegung auf einen Stuhl: „Bitte — wollen Sie sich erklären.“

Dierk setzte sich. Dann begannn er, jedes Wort betonend: „Sie wissen ohne Zweifel, Herr Direktor, daß ich auf dem Moor in meiner Heimat ein Werk baue. Ich nehme an, daß Sie über alle Einzelheiten genau, sehr genau unterrichtet sind, so daß ich mir die Einleitung wohl ersparen kann?“

Diesen Ton war der Direktor nicht gewöhnt. Einen Augenblick schien es, als wollte er auffahren, aber dann nickte er kurz: „Gut — und weiter?“

„Dann —“ sagte Dierk und sah ihn fest an — „dürften Sie auch wissen, was mich zu Ihnen führt.“

Überrascht hob der Direktor den Kopf: „Junger Mann, Sie führen eine Sprache —“

„Die Sie entschuldigen müssen,“ unterbrach ihn Dierk, „ich habe zwei Stunden in Ihrem Wartezimmer versäumt und muß mich deshalb kurz fassen.“

„Gut denn,“ sagte der andere kalt. „Sie vertreten Ihre Rechte, ich die meiner Gesellschaft und werde das auch weiter tun. Damit dürfte die Sache wohl erledigt sein.“

Wenn er aber erwartet hatte, jetzt seinen Besucher los zu sein, so täuschte er sich.

„Sie wäre erledigt,“ sagte Dierk, wenn Ihre Vertreter nur mit ehrlichen Mitteln kämpften. So aber werden, nur um meine Verträge zu verhindern, immer wieder von Ihrer Gesellschaft

unverbindliche Angebote gemacht, die Sie im Ernst niemals ausführen können."

Der Direktor sah ihn kühl an: „Unsere Vertreter handeln nach meinen Anweisungen. Ob es uns möglich ist, jetzt oder später unsere Angebote auch auszuführen, dürften Sie wohl schwerlich beurteilen können."

„O doch!" Ein sicheres Lächeln spielte um Dierks Lippen. „Die Ausführung ist Ihnen ebenso unmöglich, wie die Ihres Angebotes auf den Bau des Ortsnetzes und die Stromversorgung in dem kleinen Städtchen Oldenhausen, auf die Sie doch einigen Wert zu legen scheinen, wie ich sehe." Er zog die Kostenberechnung der Gesellschaft aus der Tasche und entfaltete sie.

„Ich darf wohl um eine Erklärung bitten, wie dies Papier in Ihre Hände gelangt ist." Der Direktor zwang sich gewaltsam, höflich zu bleiben, aber Dierk merkte sehr wohl, wie ihn seine Worte erregt hatten.

„Auf dem einfachsten Wege," sagte er verbindlich, „der Bürgermeister hat mir die Sache zugeschickt und fragt an, ob ich gegen diesen Plan etwas einzuwenden habe."

„Ob Sie — Sie etwas dagegen einzuwenden haben? Das ist stark."

„Und doch nur natürlich. Ich habe nämlich laut einem bereits im vorigen Jahre abgeschlossenen Vertrag mit der anliegenden Gemeinde Wesenburg das ausschließliche Recht, ober- und unterirdische

Starkstromleitungen über ihr Gebiet zu führen. Und da Sie nach Ihrem ganzen Plan dies Gebiet unbedingt berühren müssen, so hängt die Ausführung von meiner Zustimmung ab."

Der Direktor hatte sich gefaßt. Er lächelte und meinte: „Gestatten Sie, daß ich vorläufig das Bestehen eines so weitgehenden Rechts Ihrerseits bezweifle."

Dierk erhob sich: „Das steht Ihnen frei. Ich will gestehen, daß ich selbst erst durch die Anfrage des Bürgermeisters auf meine Rechte hingewiesen wurde, da ich diese Vorverträge nicht selbst, sondern durch meinen Geschäftsfreund abgeschlossen habe. Aber Sie werden begreifen, daß ich jetzt mein Recht wahren werde."

„Es wird sich finden, ob dieses sogenannte Recht nicht anfechtbar ist," erwiderte der andere und wollte gelassen erscheinen. Aber an der Art, wie er aufgeregt mit seinem Bleistift spielte, verriet er doch seine Bestürzung.

Da trat ihm Dierk einen Schritt näher, und indem er sich voll aufrichtete, sagte er: „Herr Direktor, warum wollen wir uns nicht als ehrliche Männer gegenüberstehen? Es steht in Ihrer Macht, mir zu schaden, und ich kann Ihnen das Gleiche tun. Sie haben in ganz Deutschland Ihr Arbeitsfeld — ich aber, ich habe nur meine Heimat. Mein Lebenswerk ist das, was ich dort schaffen will, mit dem ich stehe oder falle, und dafür werde ich bis zum alleräußersten kämpfen. Wenn Sie also den Kampf

um jeden Preis wollen — ich bin bereit!" Er stand da, kühn, aufrichtig und furchtlos. Der Direktor sah die eherne Entschlossenheit in seinen Augen. Er warf den Bleistift hin: „Es ist möglich, daß ich Sie verkannt habe! Ich habe natürlich Ihren Plan verfolgt und will gestehen, daß er zum mindesten neu und ungewöhnlich ist. Vielleicht läßt sich ein Weg finden, der uns beiden nützt. Bitte!" Er wies auf den Stuhl und Dierk nahm wieder Platz.

„Ich hoffe, wir werden uns verständigen. Es ist selbstverständlich meine Pflicht, die Rechte meiner Gesellschaft zu vertreten. Davon abgesehen, hat mich Ihre Arbeit seit langem so gefesselt, daß ich mich jetzt freue, Sie selbst kennen gelernt zu haben. Würden Sie mir nun einige Fragen erlauben?"

Dierk bejahte, und jetzt fragte der Direktor nach den technischen Einzelheiten, der Art der Feuerung, lauter Dingen, die verrieten, wie sehr er sich schon mit dem Unternehmen im Moor beschäftigt hatte. Dierk gab bereitwillig Auskunft, und auf die Frage nach dem Ursprung des ganzen Gedankens erzählte er, wie er selbst an der Torfgrabemaschine gestanden hatte und wie nur dieser eine Gedanke an seine Arbeit ihn wieder hochgerissen habe. Als er endlich Abschied nahm, konnte er zufrieden sein. Es sollte ein Vertrag ausgearbeitet werden, der beiden Teilen nützte; statt eines Feindes ließ er einen Freund zurück.

Sommer, der ihn von der Bahn abholte, sah ihm sorgenvoll ins Gesicht. „Nun?“ fragte er, aber er las die günstige Antwort aus Dierks lachenden Zügen. „Gottlob — ich habe rechte Sorge gehabt.“

„Die hätten Sie sich sparen können,“ sagte Dierk, „es ging besser als ich hoffte.“

„Und mir ist auch einiges gelungen,“ rief Sommer vergnügt. „Meine Vermutung war richtig, wir können einige nützliche Sachen ganz nebenbei gewinnen. Ein junger Chemiker hat Versuche mit unserem Torf angestellt und allerhand schöne Dinge entdeckt. Soll ich das Geld daran wenden und ihn im Herbst vielleicht für einige Monate kommen lassen?“

„Aber natürlich,“ lachte Dierk. „Jetzt kann es schon darauf stehen.“

Der Sommer brachte eine Hochflut von Arbeit. Dierk war von früh bis spät draußen beim Werk beschäftigt und überwachte das Aufstellen der gewaltigen Maschinen. Zum Herbst sollte der Betrieb eröffnet werden, und bis dahin war noch viel zu leisten. Auch Sommer war unermüdlich, aber neben seiner Arbeit im Werk fand er immer noch eine halbe Stunde Zeit, nach dem Bau seines eigenen kleinen Hauses zu sehen. Immer länger wurden die Briefe an seine Frau, dennoch glaubte er nicht alle Einzelheiten gründlich genug beschreiben zu können. Da trieb er ein Zimmer im Dorf auf

und holte seine Trude her, damit sie sich täglich am Anblick ihres künftigen Nestes erfreuen könnte. Das tat sie nun zur Genüge, und von Feierabend bis Dunkelwerden kletterten beide auf den steilen Leitern herum, um jeden neueingesetzten Stein liebevoll zu betrachten und die Räume, die ihr kommendes Glück bergen sollten, zum hundertsten Male auszumessen. Mitunter begegnete Dierk ihnen wohl, wenn sie, eifrig plaudernd, Arm in Arm über die Heide gingen. Er freute sich über das Glück des Freundes, dennoch empfand er bei diesem Anblick eine stille Wehmut. Er fühlte, trotz aller Freude an seiner Arbeit war etwas in seinem Herzen leer. Wenn er auch einen Menschen hätte, dem er seine heimlichsten Gedanken vertrauen könnte — er dachte an Inge Corneli, aber das war vorbei. Und es schmerzte nicht einmal mehr. Er hatte ja seine Mutter, seine Mutter, die ihn verstand.

Und doch war es ihm, als ob sie, seit sie wieder in ihrem alten Hause wohnte, nicht mehr so ausschließlich ihm gehörte.

Wenn sie auch mit ganzer Seele an seiner Arbeit teilnahm und alle Fortschritte eifrig verfolgte, er fühlte doch, daß dies ihr Leben nicht mehr allein ausfüllte, daß sie bisweilen sich in stillen Gedanken verlor, die sie weitab führten zu einem Leben, von dem er nichts wußte.

Es kam vor, daß sie wie träumend saß, und wenn er sie ansprach, seine Fragen kaum faßte und nur lächelnd weitersann. Dann trieb ihn seine Unrast

fort, und er lief spät am Abend wohl noch hinaus, um draußen einen Gedanken allein zu verfolgen.

Da traf er einmal, als er den Weg ins Moor einschlagen wollte, mit Teda zusammen, die am Rande des Fuhrenkamps stand und still in die Ferne sah.

Es war ein schöner Abend, die Sonne war hinter eine ferne, blaue Wolkenbank gesunken und hing nun wie eine schwach glühende, rote Ampel tief über den Bäumen; ihr mildes Licht lag wie ein seliges Lächeln auf der ruhigen Ebene.

Dierk wollte an dem jungen Mädchen vorübergehen, aber als sie ihn ansah mit einem seltsamen Ausdruck in ihren Augen, blieb er stehen und begrüßte sie.

Sie reichte ihm die Hand: „Es ist lange her, daß wir uns gesehen haben. Wie geht es dir mit deinem Werk?“

„Es hat viel Arbeit gemacht,“ sagte er, „aber jetzt sind wir über den Berg; im Herbst soll es laufen.“

„Im Herbst,“ wiederholte sie und sah an ihm vorbei nach der sinkenden Sonne.

„Ja, im Herbst wird es fertig.“

„Sie schwieg eine Weile.“ „Und dann?“ fragte sie endlich.

Dierk stutzte. Darüber hinaus hatte er noch nicht gedacht. Wenn das Werk fertig war, wenn er zum ersten Mal den Strom einschalten konnte, wenn alle Lichter aufglühen würden ringsum —

das war sein Ziel! Was dann kam, lag weitab, darüber brauchte er nicht zu grübeln.

„Dann —," sagte er aufatmend, „dann hab ich Ruhe."

Und wie er das sagte, empfand er, wie sehr er sich nach dieser Ruhe sehnte, und daß er jetzt eigentlich wie ein Fiebernder arbeitete, der seine letzten Kräfte hergab.

Ach ja, dann wollte er ausruhen. Der Gedanke beglückte ihn, und er sagte froh: „Gehst du noch ein wenig mit hinaus, Teda? Die Stille heute Abend tut so wohl."

„Ja," sagte sie rasch, „ich wollte dich schon bitten, mir einmal die neue Torfgrabemaschine zu zeigen, die du gebaut hast."

Da gingen sie miteinander auf dem festen Wege, den er hatte aufschütten lassen, ins Moor.

„Es muß schön sein, wenn man ein Ziel hat," sagte Teda nachdenklich.

„Du meinst, eine Arbeit, für die man alles einsetzen muß?" fragte Dierk und antwortete gleich: „Ja, das ist schön. Da fühlt man, was man kann und wie einem die Kräfte wachsen, wenn die Arbeit schwieriger wird, als man gedacht hat."

„Ich meine nicht nur eine Arbeit, ich meine überhaupt einen Punkt, wohin man mit seinem Leben möchte."

„Ja," sagte Dierk unsicher, „das hat doch wohl jeder."

Aber sie schüttelte den Kopf: „Ich nicht, wenig-

stens weiß ich nichts Bestimmtes. Und das ist schade. Da ist ein Tag wie der andere, und man hat nur immer dieselben Gedanken."

Dierk suchte nach einer Antwort. „Ziel und Arbeit — ist das nicht eins?" sagte er endlich. „Ohne Ziel, das kann ich mir nicht denken, dann hätte die Arbeit keinen Sinn." Und da sie schwieg, fuhr er fort: „Ich hörte, daß du ganz allein euer großes Hauswesen führst — und besser, als jede Bäuerin weit umher. Hat es dir nicht Freude gemacht, es so weit zu bringen?"

„Das wohl," gab sie zu. „Aber das meine ich nicht, das ist ja alles nur äußerlich. Du verstehst mich nicht ganz. Siehst du, ich habe oft über das alte Märchen nachdenken müssen, das du mir einmal erzählst hast. Ich glaube, das hat noch einen tieferen Sinn. Kann nicht auch in einem Menschen so etwas erstickt und begraben liegen, das gern ans Licht möchte? Aber dann läuft das Leben so gleichmäßig fort — man weiß auch gar nicht, was es ist, das einem fehlt, — und wenn man davon spricht, klingt es wohl recht einfältig."

„Ich kann dich wohl verstehen," sagte Dierk nach einer Weile langsam, „aber es ist schwer, darüber zu sprechen."

Sie wußten beide das, was sie dachten, nicht recht auszudrücken und gingen schweigend nebeneinander her. Aber es war kein drückendes Schweigen — sie fühlten, daß sie auf dem Wege waren, einander zu verstehen und scheuten sich, das leise Vertrauen,

das zwischen ihnen aufkeimen wollte, durch Worte zu stören.

Die Sonne war untergegangen, die blaue Wolkenbank glühte jetzt tiefrot, und über ihr leuchtete der Himmel weit hinauf in einem milden, goldenen Licht.

Vor ihnen aber hob sich ein mächtiges Ungetüm aus dem Moor und stand schwarz mit seltsamen Formen vor dem leuchtenden Rot.

Das war Dierks Torfbagger.

Freilich, dagegen war des Voßbauern Maschine ein armseliges Ding. Auf breitgelagertem Schienengestell hob sich gewaltig die massige Wucht des Eisens und schob in der Höhe eine Brücke weitausladend vor, deren anderes Ende sich wiederum auf einen breitfüßigen Sockel stützte.

Von der Mitte der Brücke aus stieß ein mächtiger Bagger senkrecht hinab. Seitwärts lief eine seltsame Rollenbahn weitab ins Moor.

Teda blieb staunend stehen, verwirrt von dem ungefügen Gestänge des eisernen Bauwerks. Dierk sprach mit dem wachehaltenden Maschinisten, der eben aus einer leichtgebauten Bretterbude trat. Der machte sich an der Maschine zu schaffen; dann legte Dierk langsam einen Schalter herum.

Ein Summen wie von einem ungeheuren Bienenschwarm erschütterte die Luft, der Boden schwankte. Es war, als ob ein Zittern durch die ehernen Glieder lief, schwerfällig zog eine breite Kette an, und plötzlich spielten die stählernen Stangen, überall an

dem riesigen Bau knirschten Räder und Scheiben, liefen Ketten und Drähte, und rasselnd tauchte der Bagger von der Brücke herab die mächtigen Schaufeln unter sich in die Tiefe.

Als kniete ein Riese breitbeinig mit wuchtigen Schenkeln im Moor, stützte sich mit einer Hand leicht auf und griffe mit der anderen tief hinab in die Erde, um Stück für Stück loszureißen und ans Licht zu ziehen.

Die großen Baggerschaufeln entleerten ihre Last oben in eine eiserne Rinne, Scheiben und Messer rissen die Masse fort und drängten sie unerbittlich durch Schneckenräder und stählerne Zähne, bis seitwärts aus einem Doppelmaul die gepreßten Soden sich vorschoben und, noch einmal zerschnitten und zerteilt, sich auf eiserne Platten legten. Die Platten aber fuhren, eine hinter der anderen, selbsttätig in langer Reihe seitab ins ebene Moor, stürzten ihre Last ausgebreitet auf den Boden, wo sie zum ersten Trocknen liegen blieb, und fuhren nach einer Wendung aufgerichtet wieder zurück, um eine neue Reihe abzulegen.

Teda war zurückgetreten. Dies Spiel einer Kraft, die sie nicht sah, dies tausendfältige Regen und Bewegen der eisernen Glieder hatte sie in der Nähe verwirrt. Jetzt sah sie still zu, wie die Maschine gleichmäßig, leicht und mühelos, fast wie mit ruhigen Atemzügen, arbeitete wie ein Mensch, der still und fleißig seine Pflicht tat.

Da trat Dierk zu ihr hin und erzählte und erklärte,

bis auch das scheinbar Seltsame und Verworrene ihr einfach und natürlich erschien. Er freute sich über ihre Augen, die still aufleuchteten, während sie ihm zuhörte.

Als sie nachher im schon verdämmernden Licht zurückgingen, sagte Teda: „Sonderbar — als du mir vor langer Zeit einmal die große Baugrube zeigtest, war ich enttäuscht. Es war ja alles viel größer, als ich gedacht hatte, aber es schien mir so kalt und nüchtern, und es tat mir fast leid um unser Moor."

„Und war es heute anders?" fragte er.

„Ja — aber ich kann nicht sagen, warum es anders ist. Nur — ich empfand nicht mehr, daß es ein Ding aus Eisen ist, das dort arbeitet; es war mir fast wie ein lebendiges Wesen."

„Dann hast du es erfaßt," sagte Dierk erfreut. „Es ist der Gedanke, der in so einer Maschine steckt und sie lebendig macht."

Eine Weile schwieg Teda nachdenklich. Dann meinte sie: „Ich erinnere mich noch deutlich an den Tag, wie euer Haus verkauft wurde. Seitdem bist du eigentlich nie wieder hier gewesen, nur einmal als Kind."

„Ich war immer in großen Städten, und zuletzt im Ausland."

„Und doch meine ich, du könntest diesen Gedanken nur hier, nur mitten im Moor gefaßt haben."

„Da hast du recht. Ja, ich war hier, war mitten im Moor, als mir dies alles geschenkt wurde, der

Gedanke dieser Maschine und weiter dieses ganzen großen Werkes, das hier jetzt gebaut wird."

„Hier, sagst du? Und doch warst du immer fort?"

„Ich hatte Schiffbruch erlitten, Teda. Ich war ohne Heimat, ohne Halt, und wäre wohl zu Grunde gegangen. Da hab ich mich hierher geschleppt und wollte schon sterben. Aber die Heimat hat mich nicht untergehen lassen. Als elender Mensch habe ich draußen im Moor gestanden zu arbeiten — für deinen Vater; zum Glück habt ihr mich nicht erkannt. Ja, so ist es gewesen: als ich im tiefsten Elend saß, als alles um mich her dunkel war, da hat die Heimat es wieder hell und licht in mir gemacht." Er sah mit erhobenem Kopf in die Runde: „Die liebe Heimat."

„Du hast also keinen Groll gegen sie gehabt, obwohl sie euch nicht gut behandelt hat — dich und deine Eltern?"

„Ich hab mich immer zurückgesehnt," sagte er ernst. „Und wenn es noch so ärmlich bei uns war. — Heimat, das ist ja nicht das bißchen Sand und Moor hier, das ist mein ganzes Kinderleben, Spiel und Arbeit, Träumen und Wachen, Märchen und Geschichten — alles das ist fest verwachsen mit diesem Land, als gingen tausend feine Wurzeln von mir in die Erde und saugten sich da voll von ihrer Art und ihrer Kraft und ihrem Licht. Darum kommt ein Mensch wohl nie ganz los von seiner Heimat."

Sie waren inzwischen bei den neuen Wohnhäusern angelangt, deren rote Ziegel hell und freundlich in der braunen Landschaft standen.

„Darum auch laß ich diese Häuser bauen, daß die Menschen nicht als ewig Fremde alle halbe Jahre ihren Standort wechseln, sondern bodenständig werden und Wurzeln schlagen wie ein guter Baum."

„Das ist ein schöner Gedanke," sagte sie nur, aber dies Lob aus ihrem Munde tat ihm heimlich wohl.

Als sie auseinandergingen, fragte er lächelnd: „Ist es dir auch jetzt noch leid um dein Moor?"

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn voll an: „Nein — ich freue mich mit dir, über dies alles."

Dann schlug sie den Weg durch den Fuhrenkamp ein und er sah ihr eine gute Weile nach.

Als er auf dem Heimweg war, bog er plötzlich ab und machte einen Umweg. Er wollte noch eine Stunde allein sein. Als Teda ihn vorhin ansah, war etwas Besonderes in ihren Augen gewesen. Darüber mußte er nachdenken — aber er wußte nicht, was es eigentlich sei, das ihm aufgefallen war. Sie war so ganz anders als die Mädchen, die sonst in sein Leben getreten waren, die schöne Donna Luzie und die stolze Inge Corneli. Sie war weder schön noch stolz, eher etwas herbe. Aber schlicht und innig, so wie seine Heimat war, und als ruhe irgend etwas Köstliches noch tief in ihr verborgen. Es war wie ein Ausruhen bei ihr. Langsam schlenderte er durch den stillen Abend und versuchte, sich ihre Augen wieder vorzustellen. Plötzlich blieb er stehen: hatte seine Mutter nicht

gesagt, daß sie einmal Lübbe Tjassens Frau werden würde? Was hatte er nachzudenken über die Braut eines anderen?

Er schüttelte den Kopf über sich selbst. „Es ist nur, weil ich ihr als Kind einmal Geschichten erzählte," dachte er und machte sich rasch auf den Heimweg. Morgen wartete wieder ein arbeitsreicher Tag auf ihn.

Am anderen Tage saß Dierk draußen im neuen, fast vollendeten Verwaltungsgebäude über der Arbeit, als Sommer hastig zu ihm hereintrat. „Er ist da, unser Chemiker! Aber — es ist kein er — es ist eine sie — was sagen Sie dazu?"

„Wer ist da?" fragte Dierk, der nur halb verstanden hatte.

„Dr. Corneli, unser Chemiker! Aber er trägt Röcke und langes Haar! Na, das kann uns gleich sein, sein Fach versteht er anscheinend, — oder sie — Himmel, man kommt doch ins Gedränge bei der Überraschung! Also Fräulein Dr. Corneli sitzt unten. Kommen Sie mit, ja?"

„Fräulein Inge Corneli?" fragte Dierk wie betäubt und starrte den Freund an.

„Ja — wußten Sie denn den Namen?" rief der erstaunt.

Dierk wandte sich hastig ab. „Bitte, wollen Sie nicht alles allein abmachen? Ich habe jetzt wirklich — keine Zeit."

„Gut," meinte Sommer, „ich kann sie Ihnen ja auch später vorstellen."

Aber als er schon an der Tür war, rief Dierk ihm nach: „Oder schicken Sie mir die Dame herauf — ich möchte doch vorher einen Augenblick mit ihr sprechen."

Warum feige sein, dachte er. Wenn sie erfuhr, zu wem sie hier kam, würde sie jedenfalls sofort abreisen — das war das beste.

Wie aus einem Nebel tauchten alle Vorgänge jener Zeit in seinem Gedächtnis auf — es war unmöglich, daß sie beide zusammen wirken konnten.

Unbeweglich stand er an seinem Schreibtisch. Endlich hörte er einen leichten Schritt vor der Tür, es klopfte. „Herein!" rief er und richtete sich auf.

Und jetzt trat sie, die er einmal leidenschaftlich geliebt hatte, wieder über seine Schwelle.

Voll hatte er sich nach der Tür gewandt, — sie sollte ihn sofort erkennen. Und sie erkannte ihn — aber sie erschrak nicht. Unbefangen lächelnd, als wären sie gute Freunde geblieben, trat sie ihm näher: „Dierk, — du bist es also wirklich?"

Ohne ein Wort sagen zu können, sah Dierk sie an. War das nun Verstellung — oder wußte sie, daß er hier war — wußte sie es und kam trotzdem? Er war so verwirrt, wie sie unbefangen war. Er sah nicht, daß sie ihm die Hand reichen wollte, sie aber hob sie rasch empor und tat, als wollte sie sich eine Haarlocke aus der Stirn streichen.

Nachträglich erst erfaßte er ihre Bewegung. Da

überwand er sein grenzenloses Staunen und ärgerte sich, daß er sich so hatte verwirren lassen. Kühl, aber höflich wies er auf einen Stuhl: „Bitte Fräulein, wollen Sie sich einen Augenblick setzen."

Sie biß sich leicht auf die Lippen und folgte stumm seiner Einladung.

„Sie sehen mich überrascht von dem Zufall, der uns hier zusammenführte," begann er, „darf ich annehmen, daß es wirklich nur ein Zufall war, der Sie ebenso überraschte wie mich?"

Ruhig und vornehm sah sie ihn an. „Nicht ganz," sagte sie leicht, „wenn man in den Fachzeitschriften von diesem Werk las, war der Name seines Erbauers nicht verschwiegen."

Ihr Gesicht erschien ihm rätselhaft. „Sie wußten also?" fragte er, „Sie wußten und kamen trotzdem, oder vielleicht — gerade deswegen?"

„Keins von beiden — ich habe mich viel mit den chemischen Verbindungen im Moor beschäftigt und damit, wie diese vielleicht auszubeuten wären; habe auch meine Doktorarbeit über diesen Stoff geschrieben. Ich kam, weil man mich rief und weil mich die Arbeit lockte." Das klang beinahe stolz. Prüfend sah er sie an, aber sie gab seinen Blick kühl und unbewegt zurück.

Da gab er sich innerlich einen Ruck. Wenn es sich um ernste Arbeit handelte, durfte er da kleinlich sein und sich von Dingen bewegen lassen, die so viele Jahre zurücklagen?

„Fräulein Corneli," sagte er, „es gibt einen Tag

in meinem Leben, der mir zwei bittere Erfahrungen brachte — eine davon verdanke ich Ihnen. Ich kann den Tag nicht auslöschen — und will es auch nicht. Aber ich habe ihn endgültig überwunden. Das mußte ich Ihnen sagen, um ein klares Verhältnis zwischen uns zu schaffen."

Sie nickte kaum merklich mit dem Kopf. Er wartete einen Augenblick, aber sie antwortete nicht auf seine Worte.

„Ich hoffe, daß die Arbeit Sie hier befriedigen wird," fuhr er fort und griff nach dem Fernsprecher auf seinem Tisch: „Ich lasse Herrn Sommer bitten."

Da stand sie auf: „Ich danke Ihnen, Herr Folkers, und will wünschen, daß meine Arbeit Ihrem Werke Nutzen bringt."

Sommer trat ein: „Lieber Freund," sagte Dierk, „wollen Sie bitte Fräulein Corneli die nötigen Anweisungen geben und für sie sorgen? Ich werde mich in den nächsten Wochen kaum um sie bekümmern können."

Und als Sommer gern diese Pflicht übernommen hatte, fügte er hinzu: „Wir sind übrigens alte Bekannte und haben uns schon vor Jahren kennen gelernt."

Als er allein war, blieb er einen Augenblick in Gedanken verloren sitzen. Dies Mädchen hatte ihm einmal höchste Seligkeit geschenkt und tiefstes Leid zugefügt. Und jetzt? Sie hatte ihren Weg allein gemacht — und er den seinen. Strich darunter.

Es sollte ihn nicht stören. Entschlossen griff er nach dem Stift und beugte sich über seine Arbeit.

Aber er war nicht bei der Sache. Hatte sie jenes Erlebnis, das ihm so ernst und heilig gewesen war, so leicht überwinden können? War er nur ein Spielzeug für sie gewesen, das man nahm und wegwarf, wenn man es nicht mehr brauchte? Das lag nicht in ihrem Wesen, und dennoch — er konnte daraus nicht klug werden. Fast bereute er, sie nicht sofort zurückgeschickt zu haben. Jedenfalls wollte er sich überhaupt nicht um sie kümmern.

Auch Fräulein Corneli schien alles zu tun, um ihn zu meiden, denn in den nächsten Tagen bekam er sie nicht zu sehen. Sommer hatte ihr einen Arbeitsraum eingerichtet und berichtete ihm gelegentlich, daß sie sich anscheinend ganz in ihre Arbeit vergrübe. Er hatte seinem getreuen Mitarbeiter überlassen, alles zu entscheiden, was nötig wurde; aber als man nun vor der Frage stand, die Ergebnisse der chemischen Untersuchungen zu verwerten und vielleicht ein neues Unternehmen neben dem Hauptwerk zu errichten, wollte dieser die Verantwortung nicht allein tragen. Es handelte sich zunächst darum, ein vereinfachtes Verfahren zur Herstellung von Spiritus aus Torf zu erproben, und weil diese Sache vielleicht einen großen Gewinn abwerfen konnte, durfte Dierk sich nicht ausschließen.

Widerwillig nahm er an der gemeinsamen Arbeit teil. Aber was er befürchtete, traf nicht zu. Inge

Corneli blieb durchaus zurückhaltend und verriet weder durch Worte noch Gebärden, daß sie etwas anderes in ihm sah als den Vorgesetzten. Da überwand er seine schwerfälligen Bedenken und gewann es über sich, unbefangen und zwanglos mit ihr zu sprechen.

Inzwischen waren die Arbeiten am Werk selbst nahezu vollendet. Auch die Hauptleitungen waren nun fertiggestellt. Außer mit den nächstgelegenen bäuerlichen Gemeinden waren die Verträge über Stromlieferung mit mehreren Fabriken und ein paar Kleinstädten abgeschlossen worden. Das war besonders wertvoll, weil hierdurch eine dauernde und gleichmäßige Belastung der Maschinen erreicht wurde.

Dierk konnte zufrieden sein — das Werk war auch für die Zukunft gesichert.

Jetzt mußten die Anschlüsse an die Großabnehmer nachgeprüft und übergeben werden. Dierk wollte reisen, aber Sommer behauptete, daß er unmöglich in diesen Tagen fehlen dürfe, lieber wolle er selbst die Arbeit übernehmen, so ungern er sich auch von seiner Frau trenne. Dierk sah ein, daß der Freund recht hatte und mußte nachgeben.

Sommer fuhr ab, und Dierk war gezwungen, sich noch mehr als bisher mit Fräulein Corneli zu beschäftigen. Aber auch jetzt, wenn er stundenlang mit ihr allein war, änderte sie nichts in ihrem ruhigen Verhalten gegen ihn.

Eines Abends, als er schon fortgehen wollte, ließ sie ihn in ihren Arbeitsraum bitten, um ihm

ein neues Ergebnis zu zeigen. Eingehend legte sie ihm ihre bisherigen Untersuchungen dar und erklärte ihm an einer Reihe von Proben das von ihr vorgeschlagene Verfahren. Aufmerksam folgte er ihren Erklärungen und bewunderte, wie sachlich und klar sie zu sprechen verstand. Ruhig und sicher sah sie ihm dabei in die Augen, ebenso ruhig gab er den Blick zurück.

Sorgfältig stellte sie ein Mikroskop für ihn ein. Als er sich darüber bückte, während sie neben ihm stand und noch eine Stellschraube bewegte, streifte seine Wange ihr Haar. Kaum fühlbar war es, nur wie das leise Anwehen eines Flaumes, und doch empfand er plötzlich mit allen Sinnen ihre körperliche Nähe und Wärme. So mächtig war dies Gefühl, daß sich das Bild unter der Linse vor seinen Augen verwirrte und er sein Blut in den Schläfen pochen hörte. Er richtete sich auf.

„Habe ich recht?“ fragte sie.

„Sie haben mich vollkommen überzeugt,“ sagte er, ohne zu wissen, was er gesehen hatte.

Sie legte eine andere Platte unter die Linse und er beobachtete sie, während sie sich über das Mikroskop beugte. Ein paar lose Haare kräuselten sich im Nacken über dem feinen Netzwerk ihrer Haut. Die Linie um Wange und Kinn war noch weich und rund, fast wie bei einem Kinde — eine ganz leise Bewegung glaubte er darin zu spüren, als spiele ein kaum merkliches Lächeln um ihren Mund.

Aber er mußte sich getäuscht haben, denn als sie

aufsah, war ihr Gesicht unverändert ernst wie immer. „Bitte," sagte sie nur. Wieder beugte er sich über das Glas. Aber was ihn bisher sachlich gefesselt hatte, war ausgelöscht. Er konnte nicht mehr ruhig denken und das Bild unter der Linse zergliedern — etwas anderes, was ihm den Atem benahm und die Sinne lenkte, beherrschte ihn.

Er mußte wohl eine ungeschickte Bewegung gemacht haben, denn plötzlich spürte er einen warmen Hauch und hörte ihre Stimme: „Das Bild ist verschoben — darf ich es neu einstellen?"

Sie beugte sich neben ihm über das Mikroskop, einen Augenblick berührten sich ihre Köpfe — der volle Duft ihres Haares umfing ihn, ein linder Strom rieselte durch seinen Körper — da trat er rasch zurück.

„Ja — das Bild hat sich verschoben," sagte er und empfand selbst den Doppelsinn dieses Wortes. Der Chemiker, dessen Vortrag ihn gefesselt hatte, war fort; an seiner Stelle stand Inge Corneli, das Weib. Und wie sie damals bei seinem ersten Besuch ihm die Tür öffnete aus dem nüchternen Arbeitsraum mit seinen Gefäßen und Geräten in ihr heimliches, von rotem Lampenlicht traulich durchflutetes Mädchenzimmer, so stand sie auch heute wieder auf der Schwelle und lockte ihn in ein anderes Reich.

Aber, war sie es denn, die heute diese Tür öffnete, — hatte sie ein einziges Wort gesagt, das sich nicht nur auf ihre Arbeit bezog? Er war ein Narr!

„Wenn Sie es jetzt einmal versuchen wollten?"

sagte sie, ohne sich vom Mikroskop zu entfernen. Er hätte sich schon dicht neben sie stellen müssen, wenn er hineinsehen wollte.

„Ich glaube, wir lassen es für diesmal genug sein, Fräulein Corneli — ich sehe heute Abend anscheinend nicht mehr scharf."

„Wie Sie wünschen," sagte sie und sah auf. Wieder kreuzten sich ihre Blicke. Flimmerte in ihren Augen nicht ein Licht, seltsam tief und fremd wie damals, — sehnsüchtig und zwingend zugleich?

„Es ist spät geworden, vielleicht fahren wir ein andermal fort." Er griff nach seinem Hut.

Sie streifte ihren weißen Arbeitskittel ab und schlüpfte in einen leichten Mantel. Er wollte nicht unhöflich erscheinen und ihr helfen, aber sie war schon fertig, ehe er noch dazu kam. Zusammen traten sie nach draußen.

Alle Arbeiter und Angestellten waren fort, der Wächter drehte das Licht auf dem Hof aus, als sie aus dem Tor traten. Still und dunkel lag das Werk hinter ihnen, und vor ihnen lagerte sich der graue Nebel auf dem Moor.

Er wollte den Richtweg nach Haus einschlagen, als er sah, daß sie unschlüssig stehen blieb.

„O weh!" sagte sie.

„Was ist?"

„Ich wußte nicht, daß es heute so früh dunkel würde, — aber hier sind die Schienen ja schon."

Da trat er an ihre Seite. „Ich werde Sie begleiten, der Nebel wird anscheinend noch dichter werden."

„Es ist nicht nötig, Herr Folkers, ich kenne meinen Weg sehr gut."

„Das Moor hat seine Tücken, wenn man sich verläuft. Und für mich ist es kaum ein Umweg."

Schweigend gingen sie nebeneinander her, lange Zeit. Zu ihren Füßen war der Nebel so dicht, daß sie die Feldbahnschienen, an denen sie entlang gehen mußten, kaum sehen konnten. Über ihnen stand der dunkle Himmel voll von Sternen.

Da war es ihm, als ob die Nacht sich wie ein Ring um sie beide legte — als ob irgendeine Macht sie gewaltsam zusammendränge. Unwillkürlich kam er ihr näher, daß er beim Gehen ihren Mantel berührte. Er sah sie von der Seite an — ihr Gesicht erschien ihm in der Dunkelheit ungewöhnlich bleich, fast weiß, ihr Mund war leicht geöffnet. Er glaubte den Ausdruck ihrer Augen zu kennen — gespannt, wartend, wie ihr ganzes Gesicht. Wartend auf ihn! Sie sprachen beide nicht. Es wäre lächerlich gewesen, jetzt ein gleichgültiges Wort zu sagen, wie es lächerlich sein würde, in dieser Stunde etwa über ihre Arbeit zu sprechen. Sie schwiegen, obgleich dies Schweigen ihre Gedanken verraten mußte, weil es unnatürlich war. — Unerträglich wuchs die heimliche Spannung zwischen ihnen an.

Da stolperte ihr Fuß über eine vorstehende Schwelle.

„Nehmen Sie meinen Arm," sagte Dierk rauh und faßte sie hart am Handgelenk. Sie tat es, wie willenlos. Langsam wandte sie ihm ihr Gesicht zu, ein bleiches Oval mit dunkelbrennenden Augen

und dem schmalen Strich des zitternden Mundes. Er atmete schwer und ballte die Fäuste. Er wußte, daß er jetzt ihren Arm an sich preßte. Sie hob das Gesicht halb empor, daß er das fremde, flimmernde Licht in ihren Augen sah.

Kein Wort war nötig. Wenn er sie an sich zog, ja wenn er nur stehen blieb, war sie sein — wie damals. Sie wartete auf ihn. Sein Blut pochte in gewaltigen Wellen, er fühlte in ihrem Arm, der seinem Druck sich entgegendrängte, wie auch sie von einem Schauer durchrieselt wurde. Langsamer wurden seine Schritte. Warum sollte er nicht? Warum nicht —, warum — nicht? Gewaltsam riß er den Kopf hoch — die Sterne schwankten über ihm —. Nein, die standen still, aber sie flimmerten wie das Licht, das er neben sich brennen wußte. Tausend flimmernde Augen, die er nicht ertrug. Er sah geradeaus, wo über dem Nebel dunkle Baummassen ragten. Dahinter lag das Dorf, und dort, das einsame Licht — dort wohnte der Voßbauer. Der Voßbauer — und Teda — Teda!

Wie ruhig das Licht dort glühte. Still und freundlich leuchtete es hinaus. Der sanfte Schein tat ihm wohl. Der Sturm schwieg, die Flut mußte verebben — still war es, unendlich still Und er ging mit Teda durch den Abend, frei und leicht, und ruhte aus. Wie gut ihre Augen waren, warm und hell; und was darin glühte, war nicht das lockende Flimmern, war ein stilles und seliges Leuchten — war das Licht der Heimat.

Er atmete tief auf, befreit und ruhig.

Sie waren beim Dorf angelangt, Inge Corneli blieb stehen. Er merkte erst jetzt, daß er ihren Arm nicht mehr hielt.

„Ich danke Ihnen, Herr Folkers — Gute Nacht."

Sie reichte ihm die Hand, die kühl und schlaff in der seinen lag.

„Gute Nacht, Fräulein Corneli."

Er sah ihr nach, und es schien ihm plötzlich, als ob ihr Schritt müde und schleppend wäre, als sei alle Kraft aus ihrem Körper gewichen. Er aber richtete sich hoch auf und reckte in einem jähen Gefühl die Arme weit in die Nacht.

Er wußte, sie beide hatten auf diesem Wege einen Kampf ausgefochten, stumm, aber als ein paar erbitterte und verzweifelte Kämpfer. Und er hatte gesiegt!

Am anderen Tage wollte er ein Telegramm aufgeben an Sommer, um ihn zurückzurufen, als ihm ein Bote aus dem Dorf ein Schreiben brachte. Er wußte, es war von ihr.

Er riß den Umschlag auf und las:

„Sehr geehrter Herr Folkers. Meine eigentliche Arbeit auf dem Werk ist beendet; was noch nötig ist, läßt sich schriftlich erledigen.

Ich sagte früher einmal, die Kraft eines Mutigen sei grenzenlos —. Das ist nicht wahr, ich habe die Grenzen meiner Kraft erkannt.

Leben Sie wohl.

Inge Corneli."

Langsam faltete er den Bogen zusammen. Der Bote wartete noch.

„Wann fährt das Fräulein ab?“ fragte er.

„Heute Mittag.“

Er nahm ein Blatt Papier und schrieb:

„Ich danke Ihnen für Ihren Entschluß.

Behalten wir uns in gutem Andenken.

Dierk Folkers.“

Das siegelte er und gab es dem Boten mit.

Es war Ende September. Das rote Licht der sinkenden Sonne goldete abschiednehmend übers Moor, im fernen Wald lauerte schon die Dämmerung, und aus feuchten Niederungen brauten langsam graue Nebelschwaden herauf. Schwermütig duckten sich die paar verkrüppelten Kiefern und Birken und erschauerten im kühlen Herbstwind, der durchs dünne Eisenwerk der hohen Leitungsmasten fuhr. Der Sommer war vorüber, dunkle Tage wollten kommen, wo es lautlos still sein würde in der Öde.

Lautlos still und tot. —

Nein, nicht mehr tot. Das Moor hatte ein Herz bekommen, das Werk! Das nährte sich von dem schlummernden Leben in der Tiefe und setzte es um in lebendige Kraft, die hinausgeführt wurde durch kupferne Adern meilenweit in Dörfer und Städte, Räder zu treiben und Licht zu spenden in Werkstätten und Stuben.

Die schlafende Prinzessin war geweckt; aus der dunkeln Tiefe des Moores quoll leuchtendes Leben, quoll Licht und Kraft.

Dierk hatte am Nachmittag die geladenen Gäste hinausgeführt zum Bagger, der seine Sommerarbeit getan hatte, nun aber noch einmal sein eisernes Getriebe spielen ließ und mit wuchtigen Schaufeln hinabgriff in den unerschöpflichen Vorrat der Natur.

Jetzt wanderten sie langsam zurück — der Bankdirektor mit einigen anderen Herren, ein paar Vertreter der angeschlossenen Kleinstädte und Fabriken und die Vorsteher der nächstgelegenen Dörfer. Auch Fied war für diesen Tag, an dem das Werk zum ersten Mal seinen Strom hinaussenden wollte, von Hamburg herübergekommen und sah jetzt mit komischem Ärger den Voßbauern wieder, der ihn zweimal hinauswarf und sein Moor dann doch — ohne ihn — verkaufte. Der freilich beachtete ihn kaum und hielt sich, was Fied wieder sehr wunderte, abseits von den andern an Dierks Mutter. „Was für ein vergnügtes Gesicht er macht," dachte Fied verärgert und hätte für sein Leben gern erfahren, was die beiden zusammen sprachen; aber so gewandt er auch war, an den Voßbauern traute er sich doch nicht wieder heran.

Dierk führte die Gäste zu den großen Schuppen, in denen der im Sommer gegrabene und fertig getrocknete Torf lagerte, zu haushohen Bergen getürmt. Eiserne Kippwagen fuhren leer herein, wurden gefüllt und verließen am anderen Ende den Schuppen, um auf einem Gleis bis unmittelbar an das Kesselhaus des Werkes geführt zu werden.

Da hob ein Aufzug sie empor, zwei Stockwerke hoch wurden sie an den Fülltrichtern vorübergeführt und, nachdem sie hier ihre Last abgeschüttet, von einem anderen Aufzug wieder niedergelassen, um ihren Kreisweg von neuem anzutreten.

Unten aber, in einem mächtigen Steinofen, glühten die Feuer. Dierk öffnete eine der in langer Reihe nebeneinander liegenden, mannshohen eisernen Türen, auf einem schrägstehenden Riesenrost von armdicken Stäben knisterte die rotsprühende Glut; ein heißer Luftstrom fuhr heraus und trieb die Neugierigen rasch zurück.

Dann wanderte man vor den Kesseln entlang — gefesselten Ungetümen, deren gewölbte Stirnseiten wie drohende Köpfe aus einer Mauer sahen. In ihrem langgestreckten Leib, der fest umklammert in der schweren Masse des Ziegelbaues steckte, führten die Elemente ihren erbitterten Kampf. War es nicht, als hörte man hinter den runden Klappen das dumpfe Toben einer furchtbaren Kraft, welche die stählernen Wände spannte und die Nieten zu zerreißen drohte, um Stein und Eisen von sich zu schleudern und siegreich der zerrissenen Fesseln und des ohnmächtigen Menschengeistes zu spotten? Der vorsichtige Fied sah mißtrauisch auf die runden Nietenköpfe und die Kuppelungen der zischenden Dampfrohre, unwillkürlich trat er einen Schritt zurück.

Dierk warf einen prüfenden Blick auf den schwankenden Zeiger an dem kleinen weißen Zifferblatt, das vor jedem Kessel angebracht war, und nickte

befriedigt. Die Kräfte waren berechnet, die Spannungen sorgsam gemessen, die ungeberdigen Mächte von Feuer und Wasser in sicheren Schranken verwahrt.

Eine schmale eiserne Treppe führte die Gesellschaft vom Kesselhaus hinauf in den großen Maschinensaal, der im hellsten Bogenlicht strahlte. Peinlich sauber blinkten die weißen Fliesen auf Boden und Wänden, wie poliert glänzten die blanken Messing- und Eisenteile der drei gewaltigen Maschinen, deren schwarze Leiber, hingekauert wie sprungbereite Panther, auf dem hellen Boden lagen.

Das gedämpfte Pfeifen der sausenden Turbinen unter dem dünnen Stahlmantel, das dumpfe Grollen der rasenden Dynamos, deren Kupfer blitzende Ringe schnitt, füllten den Raum. Hier war Arbeit in edelster Form, befreit von Schmutz und Schlacken in einer Sauberkeit, die kein Staubkorn mehr duldete, gesteigert ins höchste Maß einer jubelnden Kraft, die gleichsam spielend und mühelos in tosenden Kreisen stürmte — gelenkt und gebändigt vom Geist des Menschen.

Ein Griff am Schalter — und alles erstarb, ein unbeholfener Klotz toten Metalls lag reglos da. Ein neuer Griff, und es lebte — lebte und sang und schwang seine sausenden Wirbel im ehernen Lied der Arbeit.

Dierks Augen glänzten, in stiller Freude sah er auf Sommer, seinen getreuen Freund und Helfer, dessen feine Hand liebkosend über den blanken Stahl glitt. Dieser Augenblick bezahlte beiden die Arbeit mancher durchwachten Nacht.

Eine spiegelnde Glaswand schloß an einer Schmalseite des Maschinensaales einen Raum ab, dessen Rückseite eine weiße Marmortafel bildete. Ihre polierte Fläche war eingeteilt in Felder, deren jedes mit kleinen Zifferblättern, schwarzen Schaltern und runden Knöpfen geschmückt war, zwischen denen rote und grüne Lämpchen wie ein farbiges Spielzeug glühten. Hier war das Gehirn des ganzen Werkes, hier liefen alle Nervenbündel zusammen, hier mündete der Fluß, der in ununterbrochener Folge aus dem dunkeln Grund des Moores über Bagger und Schuppen, über Feuer und Kessel, Turbinen und Dynamos die lebendigen Kräfte zusammenzog. Von hier aus liefen die kupfernen Stränge in jenen verschlossenen Raum mit der warnenden Inschrift „Lebensgefahr", der immer angefüllt war von einem leisen, geheimnisvollen Summen, und in dem die Drähte, sorgsam durch Mauern getrennt, den von den Umformern zu schwindelnder Spannung gesteigerten Strom hinaufführten bis in die höchste Spitze des Gebäudes, um ihn von dort aus weiterzusenden nach lärmenden Fabriken, geschäftigen Städten und stillen Dörfern, die seiner in Ungeduld harrten.

Dierk sah nach der Zeit — es war gerade sieben Uhr. Da gab er dem Maschinenmeister das langersehnte Zeichen, ein paar kleine farbige Lämpchen glühten an der Marmorwand auf — und der Kreis war geschlossen, Anfang und Ende aneinandergeknüpft, fern über Heide und Wald leuchtete das Licht aus dem Moor.

Während die Gäste sich unten um Sommer scharten, der ihnen die Wunder der Marmorwand erklärte, nahm Dierk leise die Hand seiner Mutter und führte sie hinauf auf die hohe Plattform des Hauses.

Da lag das dämmernde Land unter dem grauen Wolkenhimmel zu ihren Füßen, endlos weit und eben, still und dunkel.

Aber weit, weit in der Ferne glühten Lichter auf — einzelne Bauernhöfe und Dörfer, die am Rande des Moors lagen.

Er wies auf ein einzelnes Licht, das abgesondert von den übrigen, weit vorgeschoben, allein in der Einsamkeit schwamm.

„Mutter," sagte er, „sieh dorthin!"

Sie verstand ihn — sein Vaterhaus. Da war er geboren, von dort aus hatte er seinen Weg gefunden, aus dem Dunkel und der Stille heraus in die Welt und wieder zurück in die Heimat.

Lange sahen sie schweigend hinaus, immer noch hielt er ihre Hand gefaßt.

„Bist du zufrieden, Mutter?" fragte er endlich.

Da sah sie ihn mütterlich an: „Du bist stark gewesen, Dierk."

„Es war deine Stärke," unterbrach er sie.

Sie schüttelte den Kopf: „Jeder muß sich selbst durchs Leben ringen, und es ist gut, wenn einer stark ist. Aber man wird einsam dabei — darum sorge ich mich um dich." Sie streichelte seine Hand, wie sie es getan hatte, als er noch klein war.

„Warst du selbst nicht stark dein ganzes Leben hindurch?“ fragte er.

Sie nickte: „Ja — aber ob es recht war? Vielleicht hätte alles anders sein können in meinem Leben, wenn ich nicht so hart und stolz gewesen wäre.“

Da ahnte er dunkel, daß sie in ihrem Herzen etwas verschlossen gehalten hatte, von dem er nichts wußte, und sann still darüber nach. Sie aber fuhr fort: „Ein einziges Mal habe ich meinen Stolz bezwungen, und da habe ich gewonnen, was ich mit all meiner Kraft nicht erreichen konnte — den Frieden für mich und einen anderen — und für dich das Moor. Das mußte ich dir sagen, damit du mich verstehst. Es war mir sonst, als hätte ich eine Schuld gegen dich.“

„Mutter, liebe Mutter,“ flüsterte er und wollte sie an sich sich ziehen. Aber sie drückte ihm lächelnd die Hand und ging rasch die Treppe hinab.

Er mochte ihr nicht folgen. Es war ihm unmöglich, jetzt mit seinem vollen Herzen unter Menschen zu treten. So blieb er und schaute still in die Dämmerung hinaus.

Er wußte, was sie meinte: nicht das Arbeiten und Schaffen allein füllte ein Leben — ein anderes mußte hinzukommen, um es hell und freundlich zu machen, eine reine und warme Liebe.

Und die leuchtete ihm entgegen aus einem Paar ruhiger Augen!

AUGUST HINRICHS

*

Der Wanderer ohne Weg

Roman

6.–10. Tausend. 295 Seiten.

*

„Der Wanderer ohne Weg" ist die Geschichte eines Liebesschicksals. Ein Jüngling, aus der Lebensbahn geworfen, getrieben von unbestimmter äußerer Glückssehnsucht, strebt in die Ferne, verliert nach tiefen Enttäuschungen immer mehr seinen Halt, kommt bis an den Rand des Abgrundes, um schließlich in schwerer innerer Krise allmählich den Weg zur Höhe reinen Menschentums zu finden. Wie Hinrichs diese Handlung mit pulsierendem Leben erfüllt, wie er die Charaktere seiner Menschen herausgearbeitet, wie er den Leser von Anfang an fesselt und ihn bis zum Schlusse mitreißt, zeugt von meisterhafter Sicherheit. Nicht einen Augenblick hat man das Gefühl des künstlich Gewollten. Urwüchsig, kraftvoll, erfüllt von unverwüstlicher Lebenssehnsucht, steht das Buch vor uns."

Breslauer Morgenzeitung.

*

Das Nest in der Heide

Novelle

1.–5. Tausend. 149 Seiten.

*

Ein seltsam stilles und starkes Buch. Der ganze Zauber unserer nordischen Heide quillt auf – Naturschilderungen von wunderbarem Duft und zarter Innigkeit ranken sich hindurch, und zwischen ihnen wachsen Menschen von köstlicher Frische empor. Ursprünglicher, tiefer und kräftiger als anderswo empfinden die Menschen hier in der freien Natur, und über alle Hindernisse und Bedenken hinweg trägt Naturgewalt sie empor zur höchsten Seligkeit und zum tiefsten Leid. Stark und kühn, und doch rein und keusch ist die Geschichte dieser Liebe geschrieben, die wie ein Sturm über die Herzen braust. Und Sonne ist darin – das ganze Buch ist in Sonne getaucht.

*

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

KARL GJELLERUP

Reif für das Leben
Roman in fünf Büchern. 7. Tausend. 459 Seiten.

„Dieses Buch des dänischen Dichters ist mehr als ein Unterhaltungsroman. So fesselnd die Handlung ist, so gediegen die Schilderung der Lebensschicksale hier ist, das Beste an dem Roman sind doch die philosophischen Gespräche über die Dinge des Lebens, über das Seelische, über das Überlebende. Künstlerisch ein Meisterwerk und geistig ein Quell reifer Gedanken, wird dieser Roman allen denen ein Erlebnis sein, die Leben und Welt tief zu erfassen suchen."
Berliner Morgen-Zeitung.

Das heiligste Tier
Ein elysisches Fabelbuch. 390 Seiten. 6.–8. Tausend.

„Es ist, möchte ich meinen, *des Dichters schönstes Werk. Ein Füllhorn* schüttet er aus. Es ist ein Jubel und Dank in mir, so von einer kulturgeschichtlichen Bedeutsamkeit und Spitze zur anderen gegleitet zu werden, aus der Antike in die Neuzeit, vom Orient ins Abendland, vom Staatsmann zum Philosophen, vom Gelehrten zum Künstler, von einem menschlichen Seelenerleben zum anderen."
Tägliche Rundschau.

Seit ich zuerst sie sah
9.–12. Tausend. 430 Tausend.

„Dieses schöne Idyll mit seinem tragischen Ausgang ist eins der *wundervollsten* Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling ist hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der sächsischen Schweiz hineingezaubert; tiefe Wehmut, tragischer Schmerz verleihen dem Roman sein wunderbares, unvergeßliches Aroma . . . Der Verfasser fesselt, mag er nun die Natur, die Kunst oder die Menschen schildern. Immer *vertieft* er sich in seinen Stoff."
Aarhus Stiftstidende.

Die Hügelmühle
Roman in fünf Büchern. 5. Tausend. 400 Seiten.

„In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit: die hellseherische, sterbende Müllerin, der unentschlossene Müller, die sinnliche und doch kalt berechnende Mühlmagd Liese und ebenso alle Nebenfiguren. Eine drückende Schwüle liegt über der Erzählung der ersten vier Bücher. Und die Sühne im fünften Buche ist so grausig erhaben, daß kein Abflauen der Handlung spürbar wird."
Wartburg.

An der Grenze
Roman. 272 Seiten. 6.–10. Tausend.

„Dies ist *eine wunderhübsche kleine Geschichte*. Hier hat der jüngst verstorbene Dichter die dänische Heimat eingefangen: die kleine Stadt, mit aller Enge und Verknöcherung, die Menschen voller Selbstgerechtigkeit und Familienhochmut, die Leute ‚an der Grenze', die nicht den Mut haben, hinauszusegeln aufs weite Meer."
Literarische Rundschau.

Madonna della laguna
Eine venetianische Künstlergeschichte. 3. Tausend.

„Eine von heißem Atem durchpulste, von südlicher Leichtblütigkeit getragene Künstlergeschichte aus Altvenedig. Das ist so fein ziseliert, so übermütig ausgemalt, wie der schuldenbedeckte Maler für sich eine Zeit der Meute der Gläubiger entzieht und bei der Rückkehr das Glück findet, daß seine Bilder plötzlich stark begehrt sind, und das Pech, sein Mädel an den Freund verloren zu haben."
Germania.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

KARL GJELLERUP

Der goldene Zweig Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius. 17.—19. Tausend. 339 Seiten.

„Es ist eine tiefe, musische Dichtung, ein Lob- und Siegesgesang auf den Tod des großen Pan und die Auferstehung Christi, zugleich auf den Zusammenbruch des morschen Römerreichs und die aufsteigende Morgenröte des Germanentums."
Velhagen & Klasings Monatshefte.

Antigonos Ein Roman aus dem zweiten Jahrhundert. 4.—6. Tausend. 250 Seiten.

Orient, Griechenland, Rom sind die Erlebnisstätten der Dichtung. Mit ihrem Geiste muß sich Antigonos auseinandersetzen, bis ihn innere Notwendigkeit dem Christentum zuführt. All das ist in glühenden Bildern geschildert und zu einer nervenspannenden Handlung verdichtet.

Die Hirtin und der Hinkende Ein arkadisches Idyll. 139 Seiten. 7. Tausend.

„Gjellerup hat eine Novelle gedichtet, wie sie nur Mozart in der Musik ausdrücken konnte. Die lieblichste Grazie, Schelmerei, Liebestorheit, Kummer und Lust hat er zu einem Strauß zusammengerafft, und wer den Gjellerup der deutschen ‚Hügelmühle' kennt, erstaunt, wie glücklich die Seele dieses Dichters nun auch den heiteren Geist Griechenlands widerspiegelt. Es ist eine ganze Dichtung. Propyläen.

Die Gottesfreundin Roman. 10.—12. Tausend.

„Eine Reihe farbenprächtiger, tiefgründiger Bilder, die sich auf dem düsteren Hintergrund des 14. Jahrhunderts mit seinem Aberglauben und seinen Hexenprozessen abspielen. Wie die Herrin der Burg Langenstein den Führer der ‚Ketzer' schützt, und wie der zelotische Bischof Ottmar, der die Ketzer verfolgt, vom Saulus zum Paulus wird, und mit der Burgherrin, die er in fröhlicher Jugend heiß geliebt hatte, als sieghafter Besiegter in den Tod geht, das wird uns in hochdramatischer, von dichterischem Schwung beseelter Darstellung berichtet." Berliner Morgenzeitung.

Die Weltwanderer Romandichtung in drei Büchern. 14. bis 18. Tausend. 405 Seiten.

„Die Weltwanderer, eins der buddhistischen Bücher des Dichter-Weisen, ein Epos aus Indien, gehören zu demunsterblichen Gjellerup. Hinter ihm, dem arkadischen Hügel, erhebt sich der gigantische Himalaja. Aus dem Gedanken der Wiedergeburt erfand er eine Doppelhandlung, deren magischer Zirkel zauberhaft verwirrt, und uns schließlich in strahlender Klarheit beglückt." Literarisches Echo.

Das Weib des Vollendeten Ein Legendendrama. Quart. 224 Seiten mit sechs Bildern.

Das Weib des Vollendeten reiht sich als drittes Ruhmesblatt an den Pilger Kamanita und die Weltwanderer. Die Dichtung zeigt Gjellerups einzigartige Beherrschung dieser Gedankenwelt. Nur er konnte wagen, Buddha selbst auftreten zu lassen. Der Gegensatz zwischen dem Weltherrscherwillen und der Nirwanaruhe der Selbstverneinung ist eins der Grundmotive in Gjellerups eigener Persönlichkeit. Deshalb läßt die Dichtung den Leser tief in das eigene Innere ihres Schöpfers hineinblicken.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

WILHELM SCHARRELMANN

Jesus der Jüngling
Roman. 6.–10. Tausend. 283 Seiten.

„Es war die Aufgabe eines Dichters, diesen Jesus zu zeigen. Scharrelmann hat sie gelöst. Er hat eine Dichtung geschaffen, die eine einsamer Größe in der zeitgenössischen Literatur dasteht. Manches ist geradezu genial. Ein unsagbarer Duft liegt über dem ganzen Werk, das an die schlichte Einfalt der Evangelien erinnert."

Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Die erste Gemeinde
Eine Legendendichtung aus der Geschichte des Urchristentums. 260 Seiten.

In einer Sprache, die an die schlichte Schönheit und Ausdruckskraft der Evangelien erinnert, und mit der hellseherischen Kraft des intuitiven Dichters, vor dessen Augen sich noch ein Geschehen zu entschleiern scheint, das zwei Jahrtausende von uns trennen, läßt Scharrelmann jene rätselhafte, von religiösen Geheimnissen erfüllte Zeit des frühesten Christentums vor uns erstehen. Diese Dichtung voll Wahrheit, Schönheit und seelischer Kraft wird Tausenden Stärkung und Erhebung bringen und von allen mit Freuden begrüßt werden, die aus dem Materialismus unserer Tage zu einer religiösen oder doch verinnerlichten Weltauffassung drängen.

Täler der Jugend
Roman. 5. Tausend. 216 Seiten.

„Aller Lorbeer gebührt erst der wahrhaft seligen Dichtung: Sie heißt ‚Täler der Jugend' und zeichnet den Weg eines jungen, fahrenden Handwerksgesellen. Mit der Schlichtheit des Märchens, mit einem Teile der Kraft Gottfried Kellers, in der melodischen Art Hermann Hesses wird hier erzählt, wie aus dem traumhaften Wirken der Kindheit ein anderer Mensch zur Klarheit erwacht."

Rheinisch-Westfälische Zeitung.

Selige Armut
Roman. 4. Tausend. 253 Seiten.

„Bei Scharrelmanns Werk hat man den Eindruck eines Baumes, der sich ruhig wachsend immer reicher entfaltet, vielgestaltig und doch von einer inneren Naturmacht einheitlich zusammengehalten. Mit zartfühlender Hand sind in diesem Buche die Schicksalsfäden fein organisierter Naturen geknüpft. Die Idee dieses Buches von der seligen Armut möchte man als tröstenden Stern über alle aufgehen sehen, deren Blick von den Bitternissen der Entbehrungen unserer Zeit zu Boden gezogen werden." Weser-Zeitung.

Piddl Hundertmark
Geschichte einer Kindheit. 4. Auflage. 188 Seiten.

„Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Er ist mit den Worten eher sparsam als verschwenderisch, er moralisiert und reflektiert nicht, er hat mit sicherem Gefühl an der rechten Stelle nicht nur angefangen zu erzählen, sondern — was seltener und schwieriger ist — auch aufgehört . . . Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit recht erfrischen — sie gehört vor allem in sämtliche Volksbibliotheken." Velhagen und Klasings Monatshefte.

Schweigende Liebe
Ein Almanach. 210 Seiten mit 12 farbigen Monatsbildern.

„Es ist ein ganz starkes und feines Buch, das Werk eines Dichters, der dem lauten Geschehen aus dem Wege geht. Eine Sammlung für abendliche Feierstunden, wenn sich die Seele auf sich selbst besinnt. Manche Stizzen könnte man fast ein Gedicht in Prosa nennen und diese sind vielleicht die schönsten und eigensten in dem prächtigen Buche."

Literar. Echo.

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

188722

LG.
H664k

Author Hinrichs, August

Title Das Licht der Heimat, Roman.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU